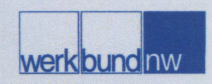
Roland Günter

Der Traum von der Insel im Ruhrgebiet

Eine konkrete Utopie für die Kultur-Hauptstadt 2010

»Einmischen und Mitgestalten«
Eine Schriften-Reihe des
Deutschen Werkbund Nordrhein-Westfalen

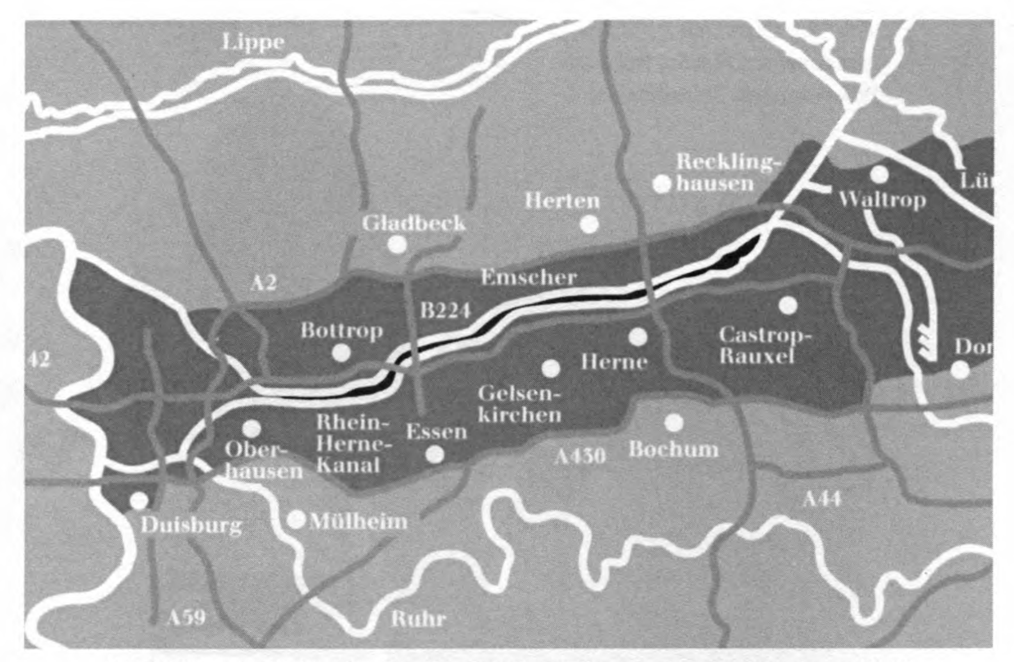
Band 8





›Eine Spazierfahrt mit Zio Matto‹, gezeichnet von Federico Fellini zum Film ›Amarcord‹ (Fellini/Guerra)

KLARTEXT



Wo findet man die Insel? – Das IBA-Terrain ist Grau dargestellt – das lange Band der Insel zwischen dem Kanal und der Emscher in Schwarz.

Wer zur Emscher reisen möchte, nehme auch zur Hand: das Katalog-Buch zur Ausstellung: ›*Die Emscher. Faszination eines ungeliebten Flusses*‹ von Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), Fotografie von Thomas Wolf, Essay von Roland Günter. Ludwig Galerie Schlo Oberhausen 2001/2002. Oberhausen 2001.
Darin: Jochen Stemplewski, Emscher: blau. Der Umbau der Emscher.

Roland Günter

Der Traum von der Insel im Ruhrgebiet

Eine konkrete Utopie für die Kultur-Hauptstadt 2010

mit Fotos von
Christiane von Königslöw,
Joachim von Königslöw,
Thomas Wolf
und anderen



Einmischen und Mitgestalten.
Eine Schriften-Reihe des Deutschen Werkbund Nordrhein-Westfalen Band 8

Meinem immer offenen und unterstützendem
Bruder Bernd Günter gewidmet.

Sempre presente:
Gianni Giannini, der Organisator aller poetischen Orte
im Marecchia-Tal zwischen Rimini und dem Hochappenin.

Die Herstellung der Schriftenreihe
»Einmischen und Gestalten« wird durch die
Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen, gefördert.



1. Auflage April 2008
Graphische Gestaltung und Umschlag-Gestaltung: Frank Münschke dwb
Satz und Gestaltung: Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen
Gesetzt aus einer Rotis SemiSans 10,5 auf 12 Punkt von Otl Aicher dwb
Druck und Bindung: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89861-700-0

www.klartext-verlag.de
www.roland-guenter.de
www.deutscherwerkbund-nw.de

Inhalt

»In dem Kleinen, was ich recht tue,
sehe ich ein Bild von allem Großen,
was in der Welt getan wird«

(Johann Wolfgang Goethe)

Dieses ›Kult-Buch‹ widmet der Deutsche Werkbund NW einer Region, die sich nach der Katastrophe eines tiefen Falls wieder auf die Füße gestellt hat und nun zu fliegen beginnt.

Was ist der Deutsche Werkbund?



Der Deutsche Werkbund wurde 1907 von Künstlern, Handwerkern und Industriellen gegründet: zur Veredelung industrieller Produktionen. Wichtigste Stichworte: Qualität und konzeptionelles Arbeiten. Sie sind heute ebenso aktuell: Es geht um Qualität für Menschen und Umwelt in der Industrie-Gesellschaft.

Der Werkbund ist interdisziplinär angelegt. Im 20. Jahrhundert gab es keinen Verband, der mehr Komplexität in seinen Aufgaben, Tätigkeiten und in seinem Spektrum an Mitgliedern besaß.

Karl Ernst Osthaus in Hagen und sein Kreis entwickelten Visionen, die im Rhein-Ruhr-Gebiet von großer Bedeutung waren, u. a. durch die Ausstellung in Köln 1914 und als Impuls für den Siedlungsverband.

Führende Mitglieder des Werkbunds brachten 1919 das Bauhaus auf den Weg (Walter Gropius, Ludwig Mies van der Rohe u. a.).

Im Werkbund entstanden komplexe Siedlungen als erlebbare Beispiel-Sammlungen (Margarethenhöhe in Essen von Georg Metzendorf, Weißenhof in Stuttgart, Breslau, Wien, Neubühl bei Zürich u. a.). Geschäftsführer war in dieser Zeit der Journalist Theodor Heuß.

Alfred Fischer wirkte als Werkbund-Exponent im Ruhrgebiet.

Unter dem Druck der Gleichschaltung löste sich 1934 der Werkbund selbst auf. 1949 gründete Hans Schwippert ihn neu.

In den 1950er Jahren gehörten ihm die bedeutendsten Architekten und Gestalter an. Sie entwarfen mit neuen und weltweit bestaunten Konzeptionen die deutschen Pavillons in den Weltausstellungen in Brüssel (1957) und Toronto (1967). Gestaltungs-Weisen von Werkbund-Mitgliedern verbreiteten sich als Design weltweit und im Alltagsleben.

In den 1960er Jahren setzte der Werkbund ökologische Signale – gegen »die große Landzerstörung«. Der Werkbund nahm Impulse der 1968er Bewegung auf, auch aus den Niederlanden, und setzte sie in konkrete Arbeits-Felder um: in menschlich dimensionierte Entwicklungen von Stadt und Landschaft (u. a. ›Öko-Kathedrale‹), in Szenerien für ein anderes Aufwachsen von Kindern, in Bildungs-Reformen an Schulen, Hochschulen, Akademien, in ökologischen Problemen.

Werkbund-Mitglieder initiierten eine Wende in der Denkmalpflege: methodisch, zeitlich und in der Ausweitung der Felder. Sie brachten Fabriken, Infrastrukturen und Siedlungen unter Denkmalschutz.

Werkbund-Mitglieder entwickelten in der IBA Berlin eine Alternative zur Stadtzerstörung und zu monströsem Bauen.

Die IBA Emscher Park im Ruhrgebiet steckt voller Werkbund-Impulse.

Frank Münschke
Mitglied des Vorstands des dwb nw



Ouverture

Wie dieses Buch gestrickt ist.

Es entwirft eine Vision.

Die Vision wird wie eine Reportage dargestellt – in der Erscheinungs-Weise der Gegenwart.

Alle genannten Personen gibt es. Sie haben das, was zu lesen ist, als Vorschlag eingebracht.

Auch Tonino Guerra gibt es. Vieles stammt tatsächlich von ihm – anderes ist erfunden, aber das ist ein Spiel, das wir seit Jahren miteinander treiben: Ich erfinde von ihm und er erfindet von mir. Die Poetik darf das.

Der Leser sollte keinen der Verantwortlichen für irgendetwas haftbar machen.

Aber wenn irgendwann ein Stück aus diesem Mosaik umgesetzt wird, werden wir dankbar sein.

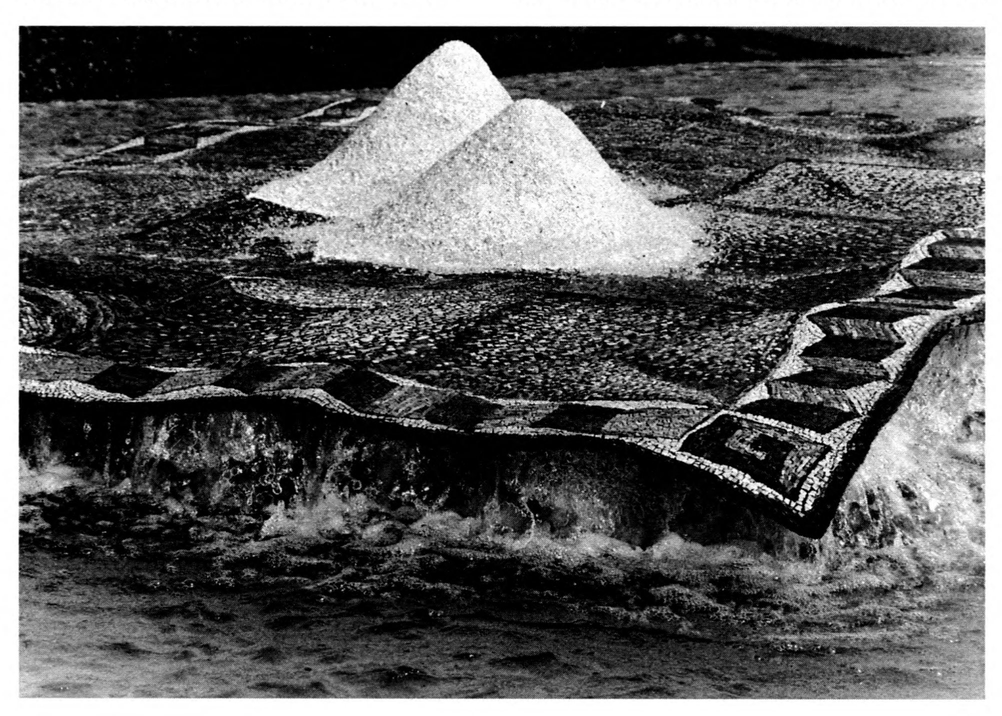
Hoffentlich gibt es dazu häufig Gelegenheit.

Die Insel rät den Leuten, wenn sie sie betreten, alles hinter sich zu lassen – ganz auf der Insel zu sein.

Wir kennen nicht viele Regionen in der Welt, zu denen man Visionen schreiben kann.

Daß dies hier möglich ist, macht sie zu einer der spannendsten.

Die Tatsache, daß in diesem Mosaik einer Landschaft so viele Personen erscheinen, die nicht erfunden sind, sondern die es



konkret mit vielerlei unterschiedlichen Leistungen als Beitrag gibt, zeigt: Hier arbeiten Menschen an ihrem Umfeld.

So ist diese Vision kein Bündel Luft-Ballons, an einem Feiertag in den Himmel geworfen, sondern ein Traum, der am lichten Tag die Kraft gibt, ihn zu realisieren.

Die Region hat bereits viel Traumhaftes zu bieten.

Sie ist auf dem Weg zu noch mehr ...

Das Netz der Gewässer. Im Ruhrgebiet gibt es mehrere Flüsse:

- Ganz im Süden läuft die Ruhr. Sie gab diesem Gebiet den Namen.
- Die Emscher markiert die Mitte. Eigentlich sollte die Region Emscher-Gebiet heißen.
- Im Norden fließt die Lippe.
- Sie alle strömen dem Rhein zu.

Die Emscher bildet also die geographische Mitte des Ruhrgebietes.

Ungefähr parallel zu ihr, in kurzem Abstand südlich, wurde der Rhein-Herne-Kanal gegraben.

So hat das Kern-Gebiet zwei Gewässer.

Die Insel. Zwischen Emscher und Kanal liegt ein Streifen Land. Seit dem Jahr 2005 nennen wir ihn: die Insel.

Ihre Breite schwankt zwischen dreißig Metern und anderthalb Kilometern.

Diese Insel zieht sich 34 km lang von Osten nach Westen: von Castrop-Rauxel bis Oberhausen.

Die Pole. Der Ost-Pol ist ein imposantes Wasser-Bauwerk: Am Düker fließt der Kanal über die Emscher hinweg. Danach trennen sich die Gewässer.

Die Insel endet kurz hinter dem West-Pol: beim markanten Gasometer in Oberhausen, der bedeutendsten Land-Marke im westlichen Bereich der Region.

Die unerkannte Mitte. Die Insel bildet die Mitte im Ruhrgebiet. Doch das hat seltsamerweise bis vor kurzem niemand wahrgenommen.

Denn weil es hier lange Zeit Sumpf gab, entstanden die beiden Städte-Ketten in einiger Entfernung von der Emscher – südlich auf dem Abhang zum Gebirge am Hellweg, nördlich zwischen Eiszeit-Hügeln. Daher war die Mitte der Region, das Gebiet an der Emscher, der Hinterhof der beiden Städte-Ketten.

Die IBA Emscher Park hat diese Hinterhöfe entdeckt und ihnen neue Werte gegeben.

Die Entdeckung der Insel. So war es nur eine Frage der Zeit, daß auch die Insel gefunden wurde. Und daß sie mit neuen Werten entwickelt wird.

Bei seiner Arbeit für die Emschergenossenschaft hat Gerd Seltmann, einst zweiter Chef der IBA, die Insel entdeckt.

Der Kern der Vision. Es ist faszinierend, zu beobachten, auf welche Weise die Emschergenossenschaft unter Führung von Jochen Stemplewski weit mehr bewirkt, als es ein Unternehmen des Wasserbaues üblicherweise tut: In einer langen Tradition, die Stoff für ein weiteres Buch abgeben würde, begreift sich die Emschergenossenschaft als Impulsgeberin zur Stadt-Entwicklung.

Es gibt in Jahrtausenden bedeutendste Beispiele, in denen der Wasser-Bau mehr war als Wasser-Bau: Er schuf gesellschaftliche Kulturen von hoher Blüte.

Höhepunkt der bisherigen Arbeit: Die Emschergenossenschaft machte 2005 eine Werkstatt zur Insel – mit vielen Menschen und moderiert von Peter Zlonicky.

Zu dieser Vision tragen die vielen Menschen bei, die für dieses Buch zusammen kamen.

Es ist keine totale Insel. Denn das Wasser der Emscher und das Wasser des Kanals laufen nicht ineinander. Für einige Zeit noch wird die Emscher den gebündelten Schmutz der Region aufnehmen, bis sie eines Tages wieder sauber sein wird. Das Wasser im Kanal jedoch ist seit jeher klar – daher war er seit Anbeginn das Schwimmbad der Bevölkerung – der Badestrand des Reviers, die »Kumpel-Riviera«.

Aber wir sagen Insel. Wir nennen dieses Stück Land eine Insel. Zu 95 Prozent ist es so – und mit den letzten 5 Prozent wollen wir großzügig sein. Das Land zwischen den beiden Gewässern ist ja fast eine Insel.

Gemenge. Auf dieser Insel gibt es heute die typische Gemenge-Lage der Region. Im Westen Industrie-Gelände. Sport-Stätten u.a. das Niederrhein-Stadion von Rotweiß Oberhausen. Einen langen Damm. In Bottrop-Ebel eine Arbeiter-Siedlung. Ein Tank-Lager. Eine ausgedehnte Landschaft von Kohlen-Bergen. Wilder Wald. Höhepunkt des Gestalteten: Das Gelände der Bundesgartenschau (BUGA), heute Nordstern-Park genannt, in Gelsenkirchen. Eine Kette von Ballons mit allerlei Chemikalien. Wald. Kleingärten. Mittelmeerischer Strand. Ein münsterländisches Dorf.

Die Insel: eine völlig neue Schöpfung. Es gibt noch kein Bewußtsein für die Insel. Die Leute, die darauf wohnen, sind bis vor kurzem nicht auf diese Idee gekommen.

Man kann aber aus etwas Vorhandenem etwas erfinden und nach fünf Jahren ist es in das Bewußtsein der Menschen übergegangen. So haben wir sehr vieles im Ruhrgebiet geschaffen, was heute selbstverständlich erscheint. Auch die IBA.

Die Insel als Potenzial. Man muß es nur wecken. Aufrufen. Und in die Köpfe bringen.

In Bottrop-Ebel führt die Autobahn ein Stück weit über die Insel – niemand erfährt davon. Man eilt auf vielen Straßen und über ein Netz von Brücken über die Insel – ohne sie zu erfahren. Bislang wird sie der Schnelligkeit geopfert.

Man müßte Zeichen setzen. Und Tafeln aufstellen, die zeigen, was diese Insel ist.

Auf dieser Insel gibt es alles. Sie hat eine Gemenge-Lage, wie sie überall im Ruhrgebiet besteht. Gemenge – das ist ein Gemischtwaren-Laden.

Es gibt hier nichts Besonderes – außer den Bereich der Bundesgartenschau in Gelsenkirchen. Er ist das Fulminanteste auf der Insel und gehört zu den Höhepunkten im Ruhrgebiet.

Am Rand gibt es einiges Hervorragendes, zum Beispiel in Oberhausen das Schloß, die Topmanager-Siedlung Am Grafenbusch, den Gasometer und nördlich die älteste Siedlung: Eisenheim.

Das Insel-Projekt hat den Tenor, Phantasien zu entwickeln. Wenn man darüber nachdenkt, muß man zunächst nicht gucken, auf welcher Parzelle das angesiedelt werden kann. Wenn es eine Realisierungs-Chance gibt, dann irgendwo.

Der Mythos. An dieser Insel kann sich das Ruhrgebiet erproben. Die Zusammenarbeit der Städte könnte hier symbolisch werden. Das heißt: alle Städte zeigen auf dieser Insel ein gemeinsames Programm. Natürlich gibt es von Stadt zu Stadt Unterschiedliches.

Diese Insel kann ein zentraler Mythos des Ruhrgebietes werden.

Ähnlich wie das ›neue Ruhrgebiet‹ anfing: mit der IBA-Idee, ihren Landschafts-Bauwerken und Land-Marken.

Auch sie waren eine Kopf-Idee. Aber wenn du sie im Kopf hast, hast du in dem großen Siedlungs-Brei, wo alles zugebaut ist, eine Art Orientierung.

Orientierung sind also nicht nur die Autobahnen, sondern auch die Gewässer, die Insel und die Kette der Halden mit den Land-Marken.

»Er fuhr los wie jemand, der ein neues Land sucht, müde des alten, zweifellos begierig, den eigenen Glücksschrei zu hören, aber was er wirklich suchte, war sein Land, nicht ein unbekanntes, nicht eines, das andere, sondern eines, das er selbst gebaut hatte, und zwar in seinem Kopf. Er fand dieses Land nicht. ... Er war nicht in der Lage, über seine Reise zu sagen: Dies Land ist so und so, seine Menschen tun das und das, ich verstehe es nicht ganz.« (Bertolt Brecht, Kraft und Schwäche der Utopie.)

Wir versuchen, dieses Land – trotz allem – wachsen zu lassen.

Der Mord bei der Entdeckung einer Insel. James Cook wurde bei der »Entdeckung« der Hawaii-Inseln 1779 umgebracht.

Um Figuren, die sich durchschlugen, entwickelte sich in den Kriegs-Phantasien von Lesern, die sich als überaus individuelle verstanden, eine umfangreiche Literatur (z. B. ›Robinson Crusoe‹). Sie ist bis in unsere Zeit wirksam – unter den Stichworten Abenteuer- und Erlebnisreisen.

Wir werden – hoffentlich – bei der Entdeckung der Insel im Emscher-Tal nicht umgebracht.

Wir laufen am liebsten dort herum, wo wir Anreicherungs-Prozesse der Geschichte erleben, aus denen manch vorzüglicher Architekt lebendige Szenerien gestaltete.

Eine poetische Reise. Als Tonino Guerra 60 Jahre alt wurde, zog er von Rom zurück in seine alte Heimat. Fortan kommen die großen Regisseure zu ihm an die Marecchia – sein Freund Fellini, Anghelopoulos, Rosi, die Brüder Taviani.

Der Dichter schrieb ein Poem über den Fluß Marecchia. Und dann ein Drehbuch. Noch unpubliziert bekam ich es in die Hand, erkannte, daß es ein tiefes und einprägsames Bild dieser Gegend entwirft, und setzte es als ein Kapitel in unser Reisebuch über ›Die Adria-Küste und ihr kulturelles Hinterland‹ – ein. Das war neu für ein Reisebuch: Die wichtigsten Passagen aus diesem Drehbuch treffen die Tiefen-Schichten einer Region.

Dann entstand ein poetischer Film. Ein Barbier-Ehepaar aus dem Dorf Petrella Guidi wollte seine Hochzeits-Reise zum Meer machen, aber das war den beiden nie gelungen. Als sie achtzig Jahre alt sind, brechen sie endlich auf: Sie laufen durch das breite Fluß-Tal, im Sommer eine Stein-Wüste. Sie schlafen in einer verlassenen Mühle, begegnen eigentümlichen Menschen, in denen sich ihre Erinnerungen spiegeln, treffen ein junges Liebes-Paar, das sich trennt, geraten in ein Fest, übernachten vor einem Felsen im Fluß bei einem Pfarrer, dessen Pfarr-Kinder die Vögel in der Fassade sind, finden sich in einer riesigen Maschinerie eines Kies-Werkes, laufen durch Amazonas-artigen Urwald am Wasser und waten schließlich in tiefstem Nebel ins Meer hinein.

Geschichten erzählen. Was wir im Buch über die Emscher-Insel tun, soll über alle notwendige Funktionalität hinaus weitere Dimensionen haben. An die Wurzel des Lebens heran gehen – mit den Fragen: Wer bin ich? Wo komme ich her? Wo gehe ich hin?

Die Insel soll viele Geschichten erzählen – stille und laute, feingesponnene und dramatische.

Positiv erzählen. Ist es schwer, ein Buch zu schreiben, das durch und durch positiv ist? Das keine Katastrophen aufzählt und durchbuchstabiert?

Das läuft gegen den Zeit-Geist.

Wir haben diese Absicht.

Was bringt es, all die Schwierigkeiten und vielleicht auch Schurken-Stücke aufzuzählen, die hier und dort und drüben und jenseits das Wachsen der Insel zu verhindern suchen? Nein, das ist ein anderes Buch, aber nicht dieses.

Perspektive: Identität. Die Menschen in unseren Breiten laufen Gefahr, ihre Wurzeln zu verlieren. Die heftigen Bewegungen in der Gesellschaft würfeln sie durcheinander. Wie dies schmerzt und wie sie darunter leiden, das begegnet uns Tag für Tag. Die meisten Menschen haben dafür keine Worte.

Der kluge IBA-Chef Karl Ganser sagte in den 1990er Jahren: Wir wollen modernisieren, aber die Menschen machen nur mit, wenn wir ihnen auch Identitäten sichern. Es ist Unsinn, das Neue gegen das Alte auszuspielen.

Daher entschloß er sich, eine Kette von Industrie-Denkmälern zu retten – und dazu eine Geschichts-Kultur anzuregen.

Sinnhaftigkeit kennt die Worte alt und neu nicht.

Marion Taube und Katja Assmann, die beiden Kultur-Frauen der IBA, stellen Fragen – nun auch zur Insel: »Wir haben rundherum einen Macher-Wahn. Aber mit welcher Perspektive? Wir müssen achtsam sein, daß wir das Machen nicht fehl leiten – wir können es für Sinnhaftes einsetzen.«

Die Insel kann der wirksamste Bereich der Identität der Region sein.

Lebendigkeit. Thomas Schleper, Chef des Rheinischen Industriemuseums in Oberhausen, sagt: »Ich habe über die Jahrhunderte hinweg verfolgt, was Menschen unter Bildung verstanden. Dabei kam heraus: Daß man vor der Andersartigkeit nicht erschreckt und sich zurückzieht und egozentrisch wird, sondern daß man aufnimmt, was zunächst fremd erscheint.« Die Vision der Insel mag fremd sein – aber sie kann eine Heimat der Zukunft werden.

Gebäude. Die Hälfte einer Landschaft ist sichtbar, die andere Hälfte ist unsichtbar. Es wird zwar häufig behauptet, das Sichtbare spiele angesichts der Medien keine große Rolle mehr, aber das ist ein grundlegender Irrtum.

Johannes Rau sagte als Bundespräsident im Ersten Konvent der Baukultur 2003: »Ein Buch kann man zuschlagen und weglegen. Musik kann man abschalten und niemand ist gezwungen, ein Bild aufzuhängen, das ihm nicht gefällt. An einem Haus oder an einem Gebäude kann man nicht vorbeigehen, ohne es zu sehen. Architektur hat die größte sichtbare gesellschaftliche Wirkung.«

Der Schlüssel. Bernd Hutschenreuter: Kommen wir drauf auf die Insel? Wer hat den Schlüssel?

Wer weiß denn, was Insel ist?

Kopfschütteln.

Wo liegt die Insel?

Kopfschütteln.

Die Insel ist eine Erfindung.

Jein.

Marion Taube: »Man muß lernen, einem eigenen Entwurf zu trauen.«

Produktiv-Kraft Fantasie. In der einst harten Produktions-Landschaft des Ruhrgebietes hörte man jahrzehntelang in Politik und Verwaltung, wenn jemand eine irgendwie neue und fremde Idee vorstellte, ein Schimpf-Wort: »Traum-Tänzer«. Das war eine Killer-Bezeichnung. Man mußte sie nicht argumentativ belegen, sondern konnte sie wie ein Messer werfen.

Diese Zeit ist nun vorbei. Mit der IBA Emscher Park begriffen die meisten, daß der Traum, sprich: die Phantasie, eine gewaltige Produktiv-Kraft ist. Was in dieser Region



entstand, hing häufig mit Traum zusammen. Viele Träume wurden realisiert.

Bernhard Mensch, der Mann, der zusammen mit Peter Pachnicke aus einem kleinen Museum ein ganz großes gemacht hat, das für die Region eine sehr wichtige Rolle spielt, sagt: »Wenn ich keine inneren Traumgesichter habe, kann ich nicht träumen.«

Wir hören Mozarts Musik – und zu seinem 250. Geburtstag erleben wir, daß es fast niemanden gibt, der nicht von dieser Fülle an Träumen fasziniert ist, die da aufs Lebendigste vorgestellt werden.

Eine große Musikerin wird gefragt, was sie sagen würde, wenn Mozart zur Türe herein käme, und sie antwortet: »Danke!«

Der französische Historiker Lucien Febvre: »Der Mensch ist das Maß der Geschichte, ihr einziges Maß. Mehr noch, ihr Existenzgrund.«

Ist es Utopie, wenn eines Tages Karl Ganser sagen kann: »Schaut her, da ist eine neue Kultur-Landschaft entstanden, eine, wie wir sie bislang noch nicht gesehen haben.«

Kultur-Landschaft. In seiner Heimat in der Umgebung von Rimini hat der Dichter und Drehbuch-Autor Tonino Guerra seit den 1980er Jahren mit vielen Impulsen und einer Menge Freunde es dahin gebracht, daß eine Kultur-Landschaft entstand. Sie wurde viel bewundert – und kann zeigen, wie man so etwas zustande bringen kann.

Wir haben ihn und viele weitere Personen eingeladen – und wandern mit ihnen durch die Utopie unserer Insel.

Die Werkstatt ›Neues Emschertal‹

Die Emschergenossenschaft hat 2005 viele Intellektuelle der Region zu einer Werkstatt eingeladen: Sie möchte anregen: zum Nach- und Vordenken über das Terrain zwischen und neben der Emscher und dem Kanal. Und sie erwartet Impulse: von den quirligen Leuten aus dieser Werkstatt.

In dieser Institution gibt es erhebliche schöpferische Fähigkeiten. Dadurch unterscheidet sie sich von manchen Institutionen in der Region. Sie leistet sich kreative Leute. Und sie schaut über die Grenzen der Zunft.

An einem heißen Tag im Sommer findet die Ouvertüre zu dieser dreiteiligen Werkstatt statt: viele Menschen versammeln sich im historischen Gebäude des Umspannwerkes in Recklinghausen – in einem spannenden Museum, das brillante Einblicke in eine einstige Zukunfts-Technologie gibt, in die Elektrizität.

- »Wie geht man mit Zukunft um?«
- »Meist strickt man weiter, was es immer schon gab.«
- »Das hilft uns nicht. Wir bewegen ein gewaltiges Werk – das Kernstück eines Umbaues der Landschaft, wie er selten auf dieser Erde statt fand.«

Die Emschergenossenschaft bat mich, zum Auftakt eine Vision zu entwerfen und vor aller Augen zu inszenieren.«

Die Vision der Insel – im Zwei-Strom-Land von Emscher und Kanal

Mehr als Funktion. Ich gehe langsam zum Pult – schaue die Leute an – Stille.

Ich brauche nicht mehr als Ihre Kraft der Imagination,

Das Gelände sieht aus wie eine Savanne.

Ein Film-Team erscheint und breitet seine vielen Geräte aus.

Ein Journalist kommt, fragt ob er hier richtig sei. – »Ja, ja.« – »Ich bin eingeladen, aber ich weiß nicht, was hier geschehen soll.«

Der Regisseur erklärt: »Wir führen ein Stück von William Shakespeare auf. ›Der Sturm‹. In einer neuen Fassung.«

»Die erste Szene!«, ruft der Regie-Assistent.

Der große Monitor zeigt den Kamera-Blick: ruhig ruht er auf der weiten Wasser-Fläche des Kanals.

Aus der Ferne kommt langsam ein Schiff heran. Es rauscht vorbei.

Am Ufer erscheint ein Paar in mittlerem Alter: Ein Schauspieler und eine Schauspielerin.

- Der Mann sagt nachdenklich: »Irgendetwas in meinem Leben funktioniert nicht.
- Die Frau schaut ihn an: »Es funktioniert alles – aber das ist es wohl, was dich stört. Du denkst, es könnte mehr sein.«

Sie schauen still über das Wasser.

- Der Schauspieler: »Es war schwierig, diese Art von Verstand zu erwerben, daß alles funktioniert.«
- »Ich weiß«, sagt die Schauspielerin, »das war ein gewaltiges Ringen der Menschheit. Wir müssen es hoch achten.«
- Der Regisseur klatscht: »Fertig! Die zweite Szene!«

Eine entwickelte Theorie der Geschichte. Wir sehen, daß die Schauspieler den Platz wechseln.

Auf dem Pfad neben dem Wasser kommt ein Mann, den wir zu den jungen Alten zählen dürfen. Er grüßt und hält ein.

Die Kamera rückt in die Nähe.

Wir hören, daß der junge alte Mann fragt: »Was ist Gegenwart? – zählt wirklich nichts als die Gegenwart? Ist sie in fünf Minuten vorbei – vorbei – vorbei? Vergangenheit? – In Neudeutsch: No interest? Akten-Ablage? Schreddern? Zukunft? Ich drücke auf einen Knopf und ein großer bunter Luft-Ballon steigt auf.«

Wir hören einen Knall: Der Ballon platzt. Schwarze Fetzen Kunst-Stoff regnen herab – und bedecken ihn.

- Die Schauspielerin: »Diese Weise, mit der Zeit umzugehen, war der Irrtum des 20. Jahrhunderts.«
- Der Schauspieler kommentiert ironisch: »Wir haben daran geglaubt und uns dafür geschlagen. Die Zeitungen und Fest-Reden waren voll davon – das Gerede machte uns besoffen.«

Die Kamera führt einen Panorama-Schwenk über die Insel aus.

- Der junge alte Mann befreit sich von den Kunststoff-Fetzen. Als es gelungen ist, sagt er: »Es kommt darauf an, einen anderen Blick zu gewinnen.«
- »Aber welchen?«, fragt der Schauspieler.
- »Alles ist eins: Gegenwart und Zukunft stecken prall gefüllt von Vergangenheit.«

Wir sehen das skeptische Gesicht des Schauspielers.

- Der alte Mann breitet die Arme weit aus – erzeugt durch Stille eine erwartungsgeladene Spannung und sagt langsam: »Es gibt keinen leeren Augenblick. Es gibt keine pure Gegenwart. Eigentlich ist das Problem einfach zu lösen – ganz einfach: Wahr nehmen! Was in diesem Augenblick und immer im Augenblick in dein Bewußtsein tritt, ist ein Teil aus dem Universum von all dem, was du gelernt hast – jeder Augenblick stammt aus der Erfahrung von vielen Jahren, von Jahrzehnten, von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden. Merkst du, daß du ein immenses Gefäß bist? Es besitzt eine wunderbare Kraft: Es sammelt – seit deiner Geburt und unentwegt weiter.«

Der alte Mann macht einige Schritte, faßt den Arm der Schauspielerin, dreht sie ganz langsam – sie läßt es geschehen, dann sagt sie: »Ich fühle, daß Menschen diese wunderbare Kraft des Sammelns haben.

Es sammelt auch dieses Gewässer vor uns – der Kanal und da drüben der Fluß.

Was für Wunder-Werke an Kenntnis ...!«

- »... das mußte aufgesammelt zusammen kommen«, sagt der alte Mann. »Darin steckt Leonardo.«
- »... Leonardo?«
- »... nicht nur einer, sondern viele Leonardos.«
- »Wußten es die vielen?«, fragt die Frau.
- »Das ist der Punkt: Ich vermute, sie lebten nicht immer gut, weil sie nicht das geringste davon wußten, daß sie auch den Leonardo aufgesogen haben.«

Wir sehen das nachdenkliche Gesicht des Schauspielers: Er schaut immer noch ein wenig skeptisch.

- »Ich fühle mich ausgesogen«, sagt er mit einem leer gewordenen Gesicht zu dem alten Mann. »Manchmal möchte ich alles hinwerfen.« Nach einer Pause, die seine Erschöpfung ahnen läßt, sagt er tonlos: »Der Arzt hat mir geraten: Machen Sie Urlaub!«
- Der alte Mann schaut ihn an und antwortet: »Ein Urlaub nutzt nichts, Sie sollten den Blick wechseln!«

- Die Schauspielerin zweifelt: »Geht das so einfach?«
- »Ja, probieren Sie es! Sie lesen doch Literatur. Gehen Sie zu Johannes Lepper ins Theater! Schauen Sie sich Filme an! – dies alles steckt voller Blick-Wechsel. Aber nutzen wir es – um auch selbst den Blick zu wechseln? Entdecken wir wirklich den Leonardo in uns – und in der Insel hier um uns?«
- »Prima!«, ruft der Regisseur. »Ihr habt gezeigt, daß Shakespeare in euch steckt. Jetzt brauchen wir noch viel mehr von Shakespeare.«

Das Westfälische Landestheater. Der Regisseur wendet sich zu einigen Zuschauern und sagt an, was am Abend geschehen soll.

- »Auf die Insel kommt eine Theater-Truppe aus einer nahen Stadt Castrop-Rauxel – es sind Schauspieler vom Westfälischen Landestheater.

  Wir nehmen das Theater in unseren Film auf.

  Aber den Ungeduldigen will ich die Geschichte, die sie uns zeigen, kurz skizzieren.

  Im letzten Stück seines Lebens faßt Shakespeare im Sinne der Geschichts-Theorie, die wir in unserer letzten Szene skizzierten, seine Biografie und damit seine Welt zusammen – so entsteht aus beiden ein Kosmos.

  Der Dichter entwarf dafür eine Metapher: die Insel.

  Wir alle stehen hier ebenfalls auf einer Insel: auf der Emscher-Insel. Und wir spüren rasch: warum wir hier stehen.

  Im Theater, das uns die Schauspieler gleich aufführen, erfahren wir Shakespeare selbst – er hat sich in seine Hauptfigur gesteckt. Sie hat einen symbolischen Namen angenommen: Prospero.«
- Ein Zuschauer fragt: »Hat dieser Name eine Übersetzung?«
- Der Regisseur: »Es ist eigentümlich, daß in den letzten Inszenierungen niemand danach gefragt hat. Ich glaube, oft sehen sowohl die Akteure wie das Publikum die wichtigsten Stücke ziemlich blind an.«

Der große Monitor zeigt, was die Kamera in den Blick nimmt: Das Gesicht des fragenden Zuschauers. Den Kanal. Die Emscher. Die Insel.

- Der Regisseur: »Wir nahmen das alles ganz simpel hin, wir hatten keine Fragen.

  All das Richtige, das wir in unserem jahrzehntelangen Alltag machten, haben wir durch den blinden Blick verkleinert, oft sogar ausgeschlossen – das hat etwas Lemurenhaftes. So erscheint es in Goethes ›Faust II‹: Da schaffen Menschen Gigantisches, aber sie begreifen nicht, was sie tun.

  Also: Der Name Prospero, den sich Shakespeare gibt, ist italienisch und heißt: gedeihen, blühen, gesund, blühendes Aussehen. Sorte prospera ist das glückliche Los. Ragazza prospera nennt man ein üppig blühendes Mädchen.«

Wir sehen einige Zuschauer lächeln.

- »Shakespeares Stück ist die Geschichte von Menschen, die viel erleben. Und zugleich ist ›Der Sturm‹ Gesellschafts-Geschichte.«
- Ein Zuschauer fragt: »In welchem Sinn?«
- Der Regisseur: »Prospero war lange Zeit ein Regierungs-Chef – als Herzog von Mailand ein mächtiger Fürst.

Wir können Shakespeares Geschichte leicht übertragen – er spricht Erfahrungen aus, die wir auch in unserer Zeit haben können.

Nehmen wir einen Ministerpräsidenten. Oder einen Regierungspräsidenten. Oder

einen Oberbürgermeister. Oder einen Partei-Vorsitzenden.«

Die Kamera zeigt lachende Zuschauer.

Der Regisseur erzählt weiter: »Diesem Herrscher kommt der Gedanke, den Blick zu wechseln. Er zweifelt an der Tätigkeit des Herrschens ...«

Zwischenruf einer Zuschauerin: »... wie schön!«

»... und er entscheidet sich dafür, ein suchender Philosoph zu werden – er widmet sich den Büchern, forscht und experimentiert.

Das Herrschen, d. h. das Verwalten überträgt er seinem Bruder.

Aber: was macht dieser mit der anvertrauten Macht? Wie lohnt er das Vertrauen?

Vertrauen weckt Verrat.

Der Stellvertreter entmachtet den Philosophen auf dem Thron.

Und damit der legitime Herr mit seinem nun ungewöhnlichen philosophischen Blick nicht wiederkehre, wirft er ihn raus – er macht einen Staats-Streich: er zwingt ihn mit Gewalt ins Exil. Der Usurpator hofft sogar, daß der Verbannte auf der Fahrt dorthin umkommt.

Prospero wird mit seiner Tochter und einigen seiner Leute auf ein übel marodes Schiff gebracht. Auf offener See zieht ein gewaltiger Sturm herauf und wirft das erbärmliche Schiff an das Ufer einer Insel – es zerschellt.

Dort leben die Gestrandeten viele Jahre: der einst reiche und mit allem Wohlleben verwöhnte Herzog wohnt in einer Hütte, die er sich notdürftig gebaut hat.

Aber er ist ausgestattet mit magischer Zauber-Kraft: Sie verfügt über die Kräfte der Natur. Prospero nimmt den Wind-Geist Ariel gefangen, hält ihn bei sich – und eines Tages befiehlt er ihm, einen Sturm zu entfachen: Denn der König von Neapel ist auf einem Schiff mit seiner Hof-Gesellschaft auf dem Meer und will es nach Tunis überqueren. Der Sturm ist so gewaltig, daß er das große und stabile Schiff des Königs dazu bringt, an Prosperos Insel zu stranden.

Nun prallen dramatisch die Gegensätze aufeinander: Die Einsamkeit der Insel und der Zynismus der Macht, der aus der Metropole stammt.

Aber auch in der Einsamkeit der Insel gibt es ähnliche Probleme. Das heißt: Stets im Leben haben wir es mit ähnlichen Konflikten zu tun.

Jedoch: Die Insel ist ein Ort der Erkenntnis.

Auf der Insel kann man sehend werden.«

Die Insel der Erkenntnis. »Meine Damen und Herren«, fragt der Regisseur in die Menge hinein, »warum drehen wir diesen Film?«

Wir stehen hier mit unseren Füßen mitten in einer Region, die sich wie in Goethes Faust II in einem ungeheuren Prozeß befindet.

Auch uns hat ein ›Sturm‹ auf eine Insel gebracht – auf unsere Emscher-Insel. Es ist ein Sturm, der jahrzehntelang anhält.

Aus riesigen Flächen von gewaltigen Industrien, die zusammen fielen, aus dieser einstigen Titanen-Landschaft, wird mit dem Emscher Landschafts Park eine neue Existenz der Region geformt: Da entsteht eine neue Weise des alten Arkadien. Sie ist eigentümlicher als Arkadien jemals war.

Das Rückgrat dieses immensen Geschehens ist ein Bereich der Landschaft, der nun ebenfalls titanenhaft wird wie früher – aber ganz anders: Ein langer langer Fluß, der die Landschaft prägt, dann verwandelt wurde, wird erneut verwandelt – zum zweiten Mal.

Dem ersten und blinden Blick erscheint dieser Fluß klein und unbedeutend. Man hat ihn lange Zeit geradezu versteckt, ihn mit Zäunen umgeben und eigentlich unnahbar gemacht. Aber er trägt in sich mehr als jedes andere Gewässer ein besonderes Schicksal: Es ist in der Welt einzigartig.

Ein solcher Fluß ist eine Erfahrung des Kosmos – zusammengefaßt steht diese nun vor uns.

Zum Geschehen der erneuten Verwandlung gehört, daß viele Menschen versuchen, sehend zu werden: Sie möchten den Mythos von Wasser und Insel entdecken – ihn festhalten und im Prozess des Entdeckens ihm eine Gestalt geben.

Längs durch diese Region fließt dieser Fluß mit dem Namen Emscher. Und in geringer Entfernung läuft parallel zu ihm ein zweites Gewässer: der große Rhein-Herne-Kanal.

Er ist eine der bedeutendsten Wasser-Straßen Europas: Sie verbindet die gewaltigen Ströme Rhein, Weser, Elbe, Oder und Weichsel miteinander – in eigentümlicher Weise.

Zwischen diesen beiden Gewässern liegt der lange Streifen Land, den wir nun die ›Insel‹ nennen.

Dort stranden wir – aber was einer blinden Menschheit als Katastrophe gilt, kann zu einer Insel der Erkenntnis werden.

»Sehen Sie nun«, sagt der Regisseur, »was im Blick-Wechsel und in einem anderen Geschichts-Denken Zukunft heißt?«

Meditieren wir das Zauber-Wort Zukunft. Es fordert uns auf, die Potentiale einer langen Erfahrung zu erkennen, sie aufzugreifen und mit ihnen in einer Landschaft zu prosperieren, auch wenn sie zusammengefallen ist.

Die Insel kann der symbolische Ort werden, wo sich die Verwandlung der Region in einer ganz besonderen Weise entwickelt: in geradezu Shakespeare'schen Dimensionen. Dann kann sie Erkenntnis öffnen.

Wenn nun das Westfälische Landestheater Shakespeares ›Sturm‹ aufführt, erhalten Sie einige Ahnungen von dem, was Sie selbst in der Insel erkennen und dann gestalten können.«

Shakespeare und Goethe stehen nicht herum. Einwände aus dem Publikum: »Brauchen wir Goethe und Shakespeare?« – »Wir können doch selbst reden.«

Der Regie-Assistent antwortet: »In dieser Region wurden die Dichter weitgehend ausgelassen. Es war ziemlich blöd, Shakespeare und Goethe nicht hierher zu bitten. Die beiden Dichter haben nie etwas ausgelassen – genau dies hat sie zu Shakespeare und Goethe gemacht.«

- »Und da wir sie nun einmal haben, sagt Luther, wollen wir sie auch lieben.«

Einige Zuschauer lachen.

- »Aber«, sagt der Regisseur, »wir haben Shakespeare und Goethe nicht, weil sie dort irgendwo herum stehen, sondern weil sie in uns sind.
  Sie sind unsere Freunde – hier und jetzt. Wir werden gleich über die Insel ziehen und in diesem Prozeß uns selbst entdecken.«

Diskussion.

Aus dem Publikum sagt jemand: »Einstein sagte: ›Ich war nicht sehr begabt, aber ich hatte eine unendliche Neugier.‹«

So schön strandete niemand. Ein Zuschauer wirft ein: »Wir im Ruhrgebiet mußten die Montan-Industrie schließen – das heißt: wir strandeten.«

- Die Schauspielerin lacht: »Aber niemand strandete so schön wie wir.
  Wir strandeten mit Shakespeare.

Großartig, so zu stranden!«

- »Aber das Stranden ist Unglück!«
- »Das Stranden ist zugleich Unglück und Glück.
  Wir stranden an einer Insel. Die Insel ist eine tief reichende Metapher mit erkenntnis-öffnenden Assoziationen.«

Der Animismus und die Aufklärung. Der Regisseur fragt den Schauspieler: »Was denkst du, was in diesem Shakespeare-Stück der Wind-Geist Ariel bedeutet? Was ist Ariel?«

- Der Schauspieler überlegt: »Ariel ist der Animismus – der Glaube an die Allbelebtheit der Natur.«
- »Und warum fesselt Prospero den Ariel?«
- Der Schauspieler: »Die Aufklärung nimmt den Animismus gefangen. Sie benutzt ihn, sie macht ihn sich dienstbar, sie instrumentalisiert ihn.«
- Der Regisseur: »Warum läßt Prospero den Wind-Geist dann wieder frei?«
- Der Schauspieler: »Wenn die Aufklärung weiter schreitet, erkennt sie den guten Sinn des Animismus – und daß man in dieser Weise mit ihm auf Dauer nicht umgehen darf, – dann, weise geworden, läßt die Aufklärung die Natur wieder frei.«

Gefangennahme und Freilassung. Im Publikum entsteht eine lebhafte Diskussion: »Wie können wir Shakespeares Weisheit in der Region finden? Und was läßt sich daraus für die Metamorphose der Landschaft gewinnen?«

- Der Regisseur: »Diese Landschaft wurde in Dienst genommen und dadurch umgewandelt – so heftig wie nirgends sonst auf der Erde.
  Diese Landschaft zeigt fast überall, wo wir hingehen, wie die Natur gefangen und instrumentalisiert wurde.
  Tief in die Erde vorzudringen, war eine Meister-Leistung der Aufklärung.
  Aber: sie verletzte sie auch.
  Einerseits lernte sie die Natur mehr kennen als jemals zuvor.
  Andererseits beschränkte sie die Natur – und damit auch sich selbst.
  Das Wasser derart zu bändigen wie hier, war eine Meister-Leistung.
  Jetzt wird die Natur aus ihrem Bett wieder frei gelassen – mit dem Umbau der Emscher zur Neuen Emscher.«

Das Unglück kann das Glück sein. Die Schauspieler vom Westfälischen Landestheater sind gekommen. Sie breiten sich aus.

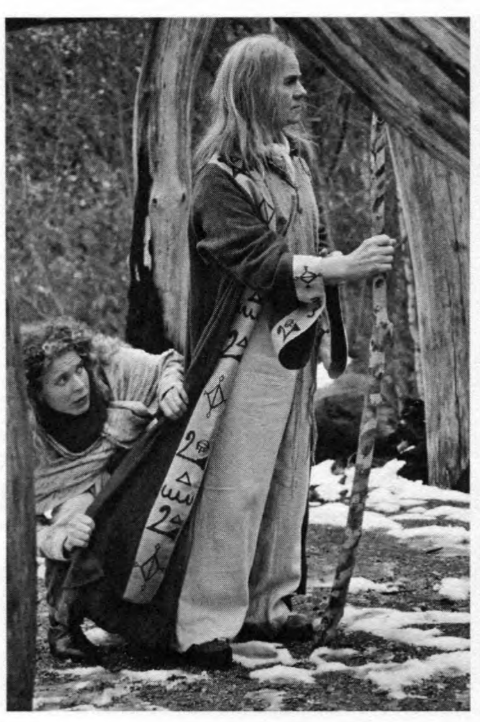
Miranda, Prosperos Tochter, fragt den Vater: »Was war das? Ein Unglück?«

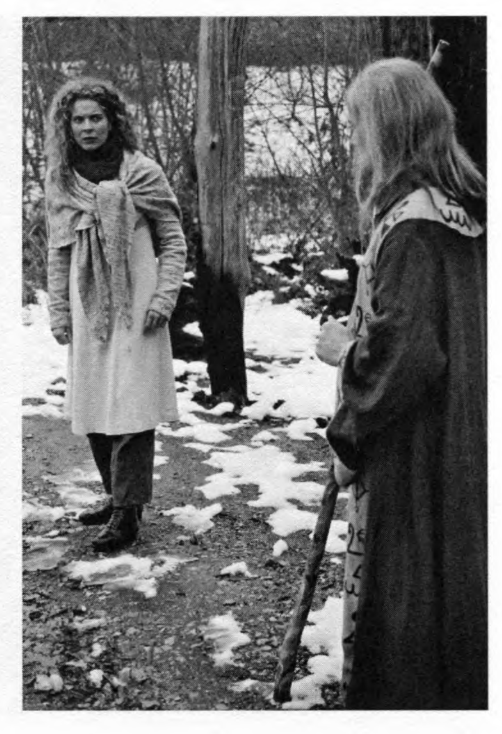
- Prospero antwortet: »Es war Unglück und Glück zugleich, daß die Giganten der Kohle und des Stahls zusammen brachen.«
- Die Schauspielerin: »Dann können wir uns die Insel als eine Arche Noah vorstellen – und einrichten.«
- Der Regisseur: »Die Arche Noah ist Ausdruck eines großen Unglücks und zugleich ein Traum-Schiff.«

Die Choreographie. Die Schauspieler laufen durcheinander: eine Choreografie entsteht, die Szenerie wird sehr lebendig, gebannt schauen die Leute zu – dann beginnen die Schauspieler, Worte in die Luft zu werfen:

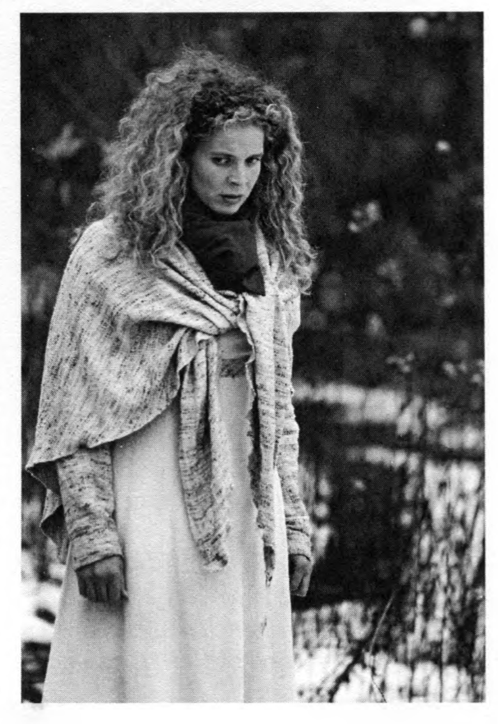
- »Das Wasser und das Land.«
- »Der Fluß und der Strand.«
- »Das neugewonnene Land.«
- »Im neuen Land steckt das alte Land.«

Der Reichtum der Überschichtung. Der Regisseur mischt sich ein: »Das neue Land hat mit dem uralten Land zu tun – so greifen die Bereiche ineinander.«









Die Zuschauer diskutieren diese ›Theorie der Überschichtungen‹.

- Dadurch entsteht Fülle.
- Und vor allem Mehrdimensionalität.
- Dies zeichnet alle faszinierenden Bereiche aus.
- Alte Städte hatten dieser Region etwas ganz Wichtiges voraus: die Überschichtungen. Jetzt hat die Region Straßburg und Köln eingeholt – ja, die Region kann nun viele große Städte überholen.

Niedergang – Ausplünderung oder Entwicklung? Die Zuschauer diskutieren: »Endet ein Niedergang in der Ausplünderung?«

- »Das ist auch hier geschehen.«
- »Aber wir konnten die Ausplünderung stoppen – und begrenzen. Wir retteten mehr als andere niedergegangene Regionen in Europa.«
- Der Regisseur: »Stellen wir uns vor, daß jetzt Shakespeare diese Geschichte weiter erzählt.«
- »Warum Shakespeare?«
- »Shakespeare erzählt uns doch schon die ganze Zeit. Das Gute ist zeitlos.

Also – vor allem: Wir überließen die Region nicht dem Niedergang. Ein Genius organisierte, daß an der Region weiter gearbeitet wurde. Hier geschieht nun viel Gescheites. Nirgendwo gab es eine so weit ausgreifende und qualitätvolle Entwicklungs-Maßnahme: die Internationale Bauausstellung Emscherpark. In Gang kam der Umbau der Emscher – das Neuentstehen des Flusses. Der Landschaftspark. Das gehört zum Exzellentesten in dieser Erde.

Seither kommen viele Menschen in diese Region und lernen, lernen, lernen...

Sie finden eine Landschaft zum Staunen. Die Insel kann ihnen noch mehr zum Staunen geben.«

Sie kann aufnehmen, was das Theater vermag, und in die Landschaft umsetzen.

Der Wasser-Bau und sein Mehr-Wert. Der Regisseur erzählt weiter: »Das gewaltige Projekt des Umbaues der Emscher, die neue Emscher, das neue Emscher-Tal, bekommt mit der Insel einen Kern.

Der Wasser-Bau der alten total industrialisierten Emscher war für die Industrie gemacht. Nicht für die Menschen. Er war ganz defensiv: Gefahren wurden abgewendet – das Hochwasser und Krankheiten.

Aber jetzt wird der Wasser-Bau für die neue Emscher und die neue Landschaft offensiv: Er schafft ›Mehr-Wert‹.

Das neue gewaltige Projekt wird unmittelbar für die Menschen gemacht.

Die Zäune, Mauern, Verbote verschwinden, das Unbetretbare wird zugänglich, – hier wird die Erde neu erschlossen.«

Nicht das Neue, sondern das Richtige. Aus dem Publikum kommt Widerspruch: »Die Insel ist der abgelegte Rest einer verbrauchten Industrie-Landschaft.«

- »Hm ... – ist das wahr?«

Der Regisseur und die Schauspieler schweigen eine Zeit lang. Die Leute hören und fühlen den Wind, der über die Düne streicht – wie in einer exotischen Landschaft.

- »Ein gutes Theater,« sagt der Regisseur, »hat es auch mit der Hölle zu tun.«

Einige Zuschauer lachen.

- »Aber es gibt nicht nur die Hölle – das lassen uns die guten Autoren fühlen. Wir entdecken den Weg aus der Hölle.«
- »Aber was ist das Neue in dieser Gegend?«, ruft jemand.
- Der Regisseur: »Es kommt überhaupt nicht auf das Neue an.
  Das 20. Jahrhundert hat dem Neuen viel zu viel Gewicht beigelegt.

Verständlich war, was in den ersten dreißig Jahren des Jahrhunderts geschah. Und auch manches nach dem großen Krieg.
Unverständlich aber war, wie sich dies verselbständigte. Und schließlich wurde nur noch nach Neuem gesrufen.
Aber: es gab und gibt nichts Neues mehr. Alles war schon da.
Es geht nicht um das Neue, sondern um das Richtige: das ist das Angemessene - eine Dispositions-Kultur, in der eine Vielfalt entdeckt wird und die dann ihre Komposition erhält.
Schauen wir uns die Insel an.
Unsere Sinne sind zum Sinnen da.
Erst das Anschauen der Welt ergibt eine Welt-Anschauung. Und nicht umgekehrt.
Erst wenn wir mit den Sinnen Werte begreifen, erhalten wir eine Kultur.«

Hölle und Himmel. Zweifelnd fragt ein Zuschauer: »Ist das Kultur, wie sich die Insel heute präsentiert?«

- Prospero antwortet: »Ach, das ist nicht so schlecht. Auf der Insel ist so vieles vieldeutig. Wenn ihr andere Augen mitnehmt, werdet ihr euch wundern. Dasselbe kann Himmel und Hölle sein - zugleich - oder nacheinander.
  Die Insel ist ein Prozeß. Der Prozeß ist stets mehr als das Ergebnis. Im Prozeß arbeiten viele. Er nimmt die Menschen mit. Sie beginnen, sich zu bewegen.«
- Der Regisseur: »Im Prozeß entstehen Differenzierungen. Dann: Qualifizierungen. Und es entfaltet sich innerhalb dieser Potentiale viel Neues - durch Kombination, Synergie, Kontrast, Gegensatz, Wachsen.«

Die Presse-Konferenz: ein Projekt von zwei Jahrhunderten. In den Schatten von hohen Bäumen sind Journalisten zu einer Presse-Konferenz gebeten worden. Das Film-Team dreht mit.

-
- Der Regisseur: »Prospero, sag den Leuten, die angekommen sind, was hier geschieht.«
- Prospero: »Gut. Das Film-Team dreht mit. Klappe!
  Meine Damen und Herren, Sie wissen, daß dieses Land im 19. und 20. Jahrhundert von Menschen und Maschinen völlig umgestaltet wurde.
  Dann stürzten die Giganten.
  Mitten im Niedergang starteten Menschen erneut - ungefähr um 1985 - das ist nun 20 Jahre her. Seit diesem Beginn arbeiten sie an einer zweiten einzigartigen Umwandlung: nun entsteht eine neue Landschaft. Dieses Projekt wird uns noch weitere zwanzig Jahre beschäftigen. So ist es ein Zwei-Jahrhunderte-Projekt.
  Der Leit-Gedanke: Aus Grau mach Grün.
  Am meisten umgewandelt wird der Fluß.
  In kurzer Entfernung von ihm läuft parallel der breite Wasser-Kanal.
  Das Wasser bildet ein Zwei-Strom-Land.
  Was die Gewässer umfassen, nennen wir ›die Insel‹.
  Auf diesem Terrain spitzen wir nun diesen Umwandlungs-Prozeß zu - es entfaltet sich ein Mythos: Die Insel kann das Paradies des Ruhrgebietes werden.
  Es entsteht ein aufregender Kontrast.
  Denn die Region ist seit jeher hoch funktionalisiert. Aber dies trägt die Gefahr der Banalisierung in sich.
  Dagegen hat die IBA Emscher Park bereits wichtige Kontrapunkte geschaffen: mit der Kette der Halden und dem Programm ›Kunst setzt Zeichen‹.

Später wurde ein weiteres Programm dieser Art vorgeschlagen. Es nennt sich ›Wasser-Marken‹.

Die Insel bildet die Mitte der Region, sie kann ihr Rückgrat werden.

Die Insel könnte ein Terrain sein, das entfunktionalisiert ist.

Dazu brauchen wir mehr als die übliche Planung der Planer.

Einen Rahmen-Plan.

Er muß offen sein.

Auf der Insel können wir auf vielen Kilometern Länge etwas zustande bringen, was selten ist: eine Inszenierung.

Eine Inszenierung von unterschiedlich charakterisierten Bereichen. Stellen Sie, meine Damen und Herren, sich vor Augen und vor alle Sinne: eine Kette von unterschiedlichen Atmosphären – von Milieus. Wir können sie erfahren, verstehen und skizzieren – und dann daraus eine Inszenierung gestalten.«

Prospero hält ein. Die Zuschauer sind ganz still – in tiefem Nachdenken.

Prospero: »Wenn wir diese Inszenierung zustande bringen, dann bewegt sich die Ruhr-Metropole nicht weiterhin nach dem Motto ›endlich so gleich sein wie alle anderen‹, sondern dann ist sie anders als die anderen.

Dies wird zwar der Ruhr-Metropole von einem klischee-geprägten Denken von manchem als Mangel angekreidet, aber: die wachen Köpfe unserer Epoche sehen, daß mit der IBA Emscher Park das Ruhrgebiet auf den Weg gebracht wurde, eine völlig neue Form einer Metropole zu werden – daraus bezieht sie dann ihre Strahl-Kraft.

Im Gegensatz zu vielen anderen Metropolen werden keine Giganten entstehen, sondern Orte der Menschlichkeit.

Menschliche Dimension. Menschliche Szenerien. Menschliche Inszenierung.

Der Wind-Geist Ariel fliegt herein und setzt sich vor Prospero auf den Boden.

- »Ist es möglich«, fragt er ins Publikum hinein, »ein Bild einer Landschaft zu schaffen, das sich tief und merkbar einprägt?«
  »Ja, ich weiß es«, antwortet er auf seine eigene Frage, »die IBA hat es geschafft. Sie hatte eine Vision und realisierte sie: Mit der Kette der Land-Marken aus der Industrie-Kultur. Und mit der Folge der Halden und auf ihnen Zeichen durch Kunst.«
- Prospero fährt fort: »Vielleicht wißt ihr, daß es seit jeher die Poeten waren, die die Mythen aufspürten. Die Poeten haben sie auch gestaltet.
  Ich gebe ein Beispiel: An der Toskana arbeiteten Poeten viele Jahrhunderte lang.
  Die IBA Emscher Park schuf sogar in wenigen Jahren einen Mythos: das ›Tal der Könige‹.
  Jetzt schaffen wir den Mythos der Insel.«
- Der Journalist fragt: »Was daran ist Schönheit?«
- »Im herkömmlichen Sinn nichts«, sagt Prospero. »Aber Sie dürfen an einen spannenden Satz von Goethe denken: ›Die Kunst ist lange bildend, eh' sie schön ist.‹ Das sagte er vor dem Straßburger Münster, das die Leute damals, im Jahr 1791, als ein häßliches Stachel-Tier ansahen.
  Inseln haben eine besondere Faszination.«
- »Was ist das?«, fragt der Journalist.
- Jetzt antwortet Ariel: »Jeder kennt die eigentümlichen Reize der Insel. Das kann sich verstärken.«

Die Insel kann der Auszug aus der alltäglichen Banalität werden. Draußen sein. Die Insel als Rückzug und zugleich als Vision.

Das Wasser distanziert sie – und zugleich schafft die Distanz eine starke Sehnsucht.

- Der Regisseur: »Inseln sind seit jeher die Feuer-Anzünder unserer Phantasien. Denken Sie an die Inseln im Rhein, in der Nordsee, in der Ägäis. Auf Inseln gibt es Städte – ich erinnere an Venedig, Paris, Hamburg-Wilhelmsburg.
  Inseln können kostbare Bereiche sein. Seid ihr auf der Museums-Insel in Berlin gewesen? Gewiß kennt ihr die ›Insel Hombroich‹.
  Denkt auch an einen Film von Michelangelo Antonioni von einer Insel vor Sizilien. Und an Fellinis Film vom ›Traumschiff‹.«

Der Regisseur führt den Journalisten eine Vision vor: »Unsere Insel im Zwei-Strom-Land soll ausstrahlen. Sie kann nach einiger Zeit Modelle bieten: Sie läßt an Beispielen erleben, wie wir in der diffusen suburbanen Besiedlung der Region markante Kristallisations-Kerne schaffen können.

Wenn Ihr wollt und euch in die Arbeit stürzt, entwickelt ihr eine ganz besondere Insel:

- die kulturellste.
- Die Insel, die spannend inszeniert ist.
- Die Insel, an der viele tätige Menschen, eine ganze Region, arbeiten.
- Auch mehrere Arbeits-Verwaltungen.
- Die Insel der konkreten Träume.
- Die Insel der Milieus.
- Die Insel der Literaten.
- Die Insel der Künste.
- Die Insel der neuen Blicke, Blick-Weisen, Perspektiven.
- Die Insel der neuen Einsichten.
- Die Insel der Kreativität.

Sie kann mehrere Inszenierungen haben, die als Fäden nebeneinander laufen – ihr könnt mit jedem dieser Fäden wandern.

Dazu braucht die Insel einen Intendanten.

- Die Insel hat eine Wüste.
- Wir erleben wilde Terrains.
- Hinzu kommen eigentümliche kleine Stadt-Quartiere.
- Daneben entsteht Industrie-Wald.
- Die Insel ist ein Schiff der Träume.
- Eine Insel deiner Kindheit.
- Die Insel eines weisen Alters.

Auf dieser Insel kehren die Dramen deines Lebens wieder – und zugleich verwandeln sie sich.

Eine Region kann sich glücklich nennen, wenn sie eine solche Metapher wie die Insel gewinnt.

Die Insel vertieft ihren Sinn.

Sie kann die Region auf den Punkt bringen.

Auf den Punkt der Existenz.

In dem Getriebe des Banalen, das sich rasend zu bewegen scheint und doch überhaupt nicht bewegt, das die aberwitzigsten Filme zeigt und doch fern bleibt, ist die Insel das Terrain, in dem du selbst auf den Punkt kommst.«

- Der Schauspieler tritt neben den Regisseur und sagt langsam und eindringlich: »Es nutzt der Region, wenn wir die Insel als eine Philosophie begreifen.«
- Die Schauspielerin kommt dazu: »Wir können Mythen aufspüren und entfesseln – wie im Theater.«

Dies soll sich sinnlich ausdrücken: »Daher müssen wir an einer Bildlichkeit der Insel arbeiten.«

- Der Schauspieler: »Die Insel sei der Lebens-Art gewidmet – der Kunst des Lebens.

Für die Region kann die Insel bedeuten: Besseres Leben. Sie war einst sehr sehr reich - aber das hat ihrer Lebens Art wenig gebracht. Wir können nun lernen, daß man zum besseren Leben zwar auch einigen Reichtum benötigt, aber vor allem Geist.«

- Der Regisseur: »Wir wollen vieles von dem nutzen, was ohnehin und notwendig läuft - aber wenn wir mehr nachdenken, können wir damit stets einen Mehr-Wert machen.
  Wie das zustande kommt, hat das Projekt IBA Emscher Park gezeigt.
  Von solchen Mehr-Werten leben die besten Bereiche der Welt.
  Das Theater soll es an Beispielen zeigen - und damit den Leit-Gedanken intensivieren.
  Meine Damen und Herren, schreiben Sie - aber lassen Sie im Getriebe Ihrer Nachrichten nicht das Beste untergehen: die Poetik.«

Der Zug auf der Insel. »Jetzt«, sagt Prospero, »beginnen wir als Nomaden auf der Insel unsere Kreise zu ziehen.

Wir stehen am Beginn einer Vision.

Dante hatte auf seiner Wanderung einen Begleiter: Vergil. Wir können uns Shakespeare wünschen. Hier kann ein neuer Shakespeare entstehen.«

Eine Insel voll Hoffnung. Ein Zuschauer sagt: »Ich wünsche mir Hoffnung.

In der Region gab sich im 19. Jahrhundert eine Hochofen-Landschaft den schönen Namen Gutehoffnungshütte.

Nachdem sie untergegangen ist, bauen wir eine neue - ganz einfach: in Holz.«

Inszenierung. Der Regisseur: »In dieser Landschaft war alles inszeniert. Dann verfiel es und viele Menschen mußten ihre Stätten der Arbeit verlassen. Jetzt wird neu inszeniert.«

- Die Schauspielerin: »Wir möchten nun eine poetische Inszenierung entstehen lassen. Sie soll den Geist und die Phantasie anregen.
  Die Insel sei der Ausdruck einer ständigen Metamorphose.
  Sie soll sich von einem Ort zum anderen verwandeln.«

In der Wüste: ein Mandelbaum. »Diesen Bereich«, sagt Prospero, »können wir die Wüste nennen. Darin wird alles viel sichtbarer als anderswo.«

- Einer der Zuschauer, Oreste Wolfframm, erzählt von einer Insel, die aus lauter Wüste besteht: »Ein Bus hielt, die Leute stiegen aus, entdeckten zwischen dem Geröll ein blühendes Mandel-Bäumchen - und sie klatschten ihm Beifall.«
- Zuruf: »Warum?«
- »Hier, wo nichts mehr selbstverständlich ist«, sagt Oreste Wolfframm, »fanden sie plötzlich, was es bedeutet, daß etwas eine Existenz hat - daß es lebt.
  Und sie entdeckten auch, wie köstlich die Freude darüber ist.«

Die Stätten des Feuers. Die Schauspieler zünden ein Feuer an.

- Der Regisseur: »Die Leute sind anfällig dafür, wenn da ein Feuer brennt - sie laufen hin, weil es sonst ziemlich energielos zugeht.«

Die Orte auf der Insel. Der Regisseur tritt nun mitten unter die Zuschauer und malt die Gedanken-Bilder weiter: »Wir kommen zur Insel von Anna und Fynn.

Da darf ein Wein-Garten entstehen. Patron soll der Rotterdamer Architekt Andries van Wijngaarden sein.

Dann treten wir ein in den Bereich der exotischen Gärten.

Wir kommen da drüben zu den Eremiten-Häuschen – für die Literaten. Zum Einnisten. Ohne Telefon.«

Wir hören ein leises, fröhliches Lachen unter den Zuschauern.

»Wir gehen weiter und gelangen zu einer kleinen Platz-Folge. Das Stichwort Leben in der Öffentlichkeit wurde seit Jahrtausenden vom Topos Platz bedient. Für die jungen Alten entwickelt sich die Insel des dolce vita.

Wir imaginieren: Das Foto-Forum des Peter Liedtke hat hier seinen Ort – als Dependence eines Museums.

Dort drüben breitet sich das poetische Land des italienischen Dichters Tonino Guerra aus.

Die Brücken haben poetische Namen erhalten.

Plötzlich finden wir die gestrandete Arche Noah.

Ganz im Osten ahnen wir die ›Insel des kleinen Prinzen‹.«

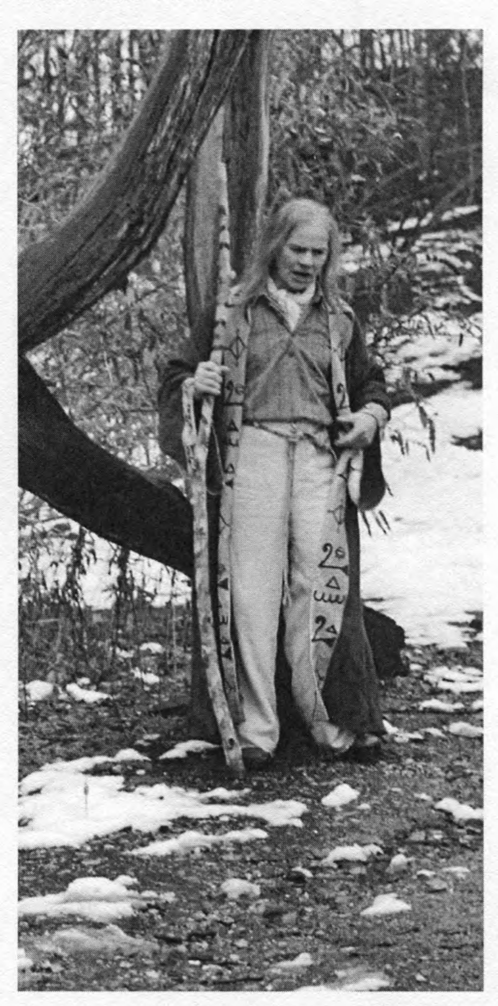
- Der Schauspieler: »Wir schaffen ein neues Netz der Erlebbarkeit. Wir stricken ein Gewebe. In Erwin Zanders großem Haus liegen im Saal Schienen – sie führen ins Freie und im Wald in die Anhöhe.«
- »Für wen ist das gut?«, fragt immer noch zweifelnd ein Zuschauer.
- »Die Schauspielerin antwortet: »Erwin Zander sagte, als ich ihn das Gleiche fragte: Das ist gut für die Engel.«

Der Poet der Landschaft. Prospero steht auf und sagt langsam, ein wenig stockend in die Stille hinein: »In diese reale Transformation der Landschaft werden viele Menschen hinein gebeten. Ich versichere euch, daß Shakespeare und Hölderlin nicht tot sind, sondern sich hier herum treiben.

Der große Poet der Landschaft, der italienische Dichter der poetischen Orte und Autor der größten poetischen Filme, ist unter uns – Tonino Guerra. Er rettete sein Tal durch Poetik und ließ es wieder auferstehen.

Auf auf, macht euch ans Werk!«

Shakespeares Insel hat schon lange begonnen. »Das Theater, das uns die Welt in die Köpfe füllt, geht jetzt weiter. Spielt, ihr Schauspieler – und auch ihr seid keine Zuschauer, sondern Akteure. Es kann sich nicht nur die Landschaft verwandeln, sondern ebenso ihr alle.«





»Memorandum für die Emscher-Insel«

Die Insel-Werkstatt »Neues Emschertal« verbreitet ein Memorandum:

Im Sommer 2005 haben sich Akteure des Ruhrgebiets mit der Insel im Revier auseinandergesetzt. Emschergenossenschaft, Regionalverband Ruhr, Wasser- und Schiffahrtsamt, die Kommunen an und auf der Insel und gewerbliche Großunternehmen haben den Dialog mit Planerinnen, Planern und klugen Köpfen der Region aufgenommen. Gemeinsam haben sie sich in Klausur begeben, die Insel erkundet, ihre Besonderheiten herausgearbeitet, Konzepte entworfen und Leitlinien entwickelt.

Die Insel ist das Herzstück des Neuen Emschertals. Die gesamte Fläche von etwa elf Quadratkilometern erstreckt sich auf einer Länge von 34 km zwischen den Städten Oberhausen im Westen und Castrop-Rauxel im Osten. Vom Rhein-Herne-Kanal im Süden und der Emscher im Norden eingefasst, ist sie eine schmale Freiraumachse mit nur 30 m bis 2 km Breite. Im traditionellen System der regionalen Grünzüge ist die Insel im Emscher Landschaftspark das verbindende Freiraum-Element in West-Ost-Richtung. Die Insel knüpft schon jetzt an viele vorhandene und zusätzlich durch die Internationale Bauausstellung Emscherpark initiierte neue Entwicklungen in der Region an. Lokale wirtschaftliche Impulse sollen Arbeit schaffen. Dazu gehören gewerbliche Nutzungen für historische Industriebauten, Gründerzentren, Kultureinrichtungen, Wohnsiedlungen mit hohem gestalterischem Anspruch und neue Landschaften.

Die Emscherregion wendet sich ihrer Insel zu. Sie entdeckt die Insel als zentrale Entwicklungsachse. In besonderem Maße wenden sich die Städte an und auf der Insel den Gewässerkanten zu. Sie wollen dort Entwicklungsschwerpunkte setzen und Potenziale ausschöpfen. Für diesen gemeinsamen Aufbruch übernimmt die Revier-Insel mit der Inselwerkstatt Symbolcharakter.

Dieser Inselpark ist für die dichtbesiedelte Region ein wertvoller Schatz, den es nun zu heben gilt. Andere Inselentwicklungen dienen als Vorbild und Ansporn für die Inselakteure. Von der Donauinsel in Wien wollen sie lernen. Der Strukurwandel der Elbinsel Wilhelmsburg in Hamburg verläuft gleichzeitig. Ein Leitbild für den Inselpark ist erforderlich, um von den beiden großen wasserwirtschaftlichen Infrastrukturprojekten zu profitieren: dem Umbau der Emscher und ihrer Nebenflüsse einerseits, dem Ausbau des Rhein-Herne-Kanals andererseits. Für die regionalen und kommunalen Planungen eröffnen sich damit neue Perspektiven.

Mit der Werkstatt Neues Emschertal hat die Emschergenossenschaft ein neues Instrument ins Leben gerufen, um planerische Fragen zu vertiefen, die sich aus dem Masterplan zum Umbau der Emscher ergeben. Die Inselwerkstatt ist die erste Veranstaltung in dieser Reihe und erfolgt in Kooperation mit dem Regionalverband Ruhr. Ziel ist es, mögliche Zukunftsperspektiven für die Emscher-Insel zu entwickeln, die weiteren Prozesse vorzustrukturieren, Handlungsfelder zu konkretisieren und

strategische Ansätze zu entwickeln. Dafür eng und dauerhaft zusammen zu arbeiten, haben die Inselakteure beschlossen. Dies ist ein erster Erfolg, um konkrete Planungen und Maßnahmen aus den Werkstattergebnissen abzuleiten und die gemeinsamen Kommunikationsstrukturen auszubauen.

Grundlage der weiteren Arbeit sollen die umseitigen Leitlinien sein.

30. August 2005

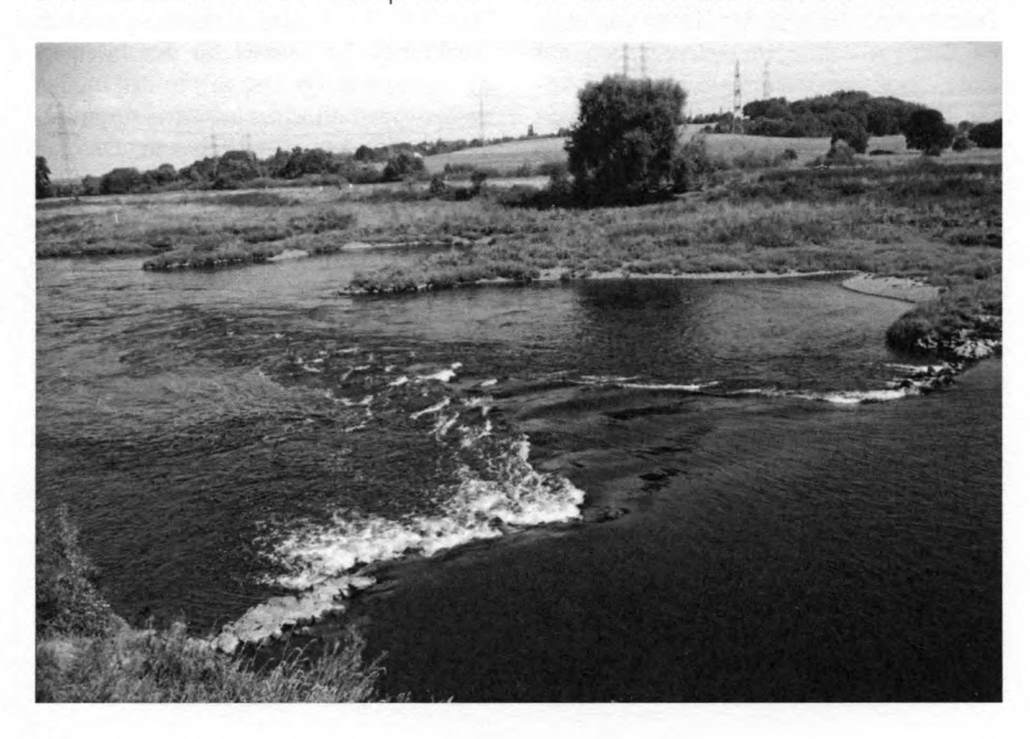
Werkstatt Neues Emschertal ›Die Insel‹.

1. Die Emscher-Insel muss als Insel wahrnehmbar werden.

Die Insel ist das Herzstück des Neuen Emschertals. Sie zur Insel zu erklären, ist eine positive Provokation. Sie ist wiedererkennbar und doch anders. Sie als besonderen Ort zu erkennen, bedarf der Vermittlung. Zu erkennen ist sie in ihren Widersprüchlichkeiten, in ihren Unterschieden: Vielfalt und Leere, Enge und Weite, Ordnung und Wildheit, Offenheit und Funktionalität. Wenn die Emscher-Insel als Insel akzeptiert wird, kann ihre Gestaltung ein typisches Verständnis der Region wecken: »Wir machen es, wir machen es trotzdem.«

2. Die Emscher-Insel muss über das Wasser definiert werden.

Wasser ist das verbindende Element im Neuen Emschertal. Die Insel braucht, um als solche erkannt, gefühlt und behalten zu werden, viel mehr Wasser. Nicht nur quantitativ im realen Hinzufügen neuer Wasserflächen (Emscheraufweitungen, Kanalaufweitungen), sondern auch durch einfachere Zugänge zu Ufern und Gewässern, Häfen und Brücken, durch Aufenthaltsqualitäten an solchen Wasserorten. Vier Ufer sind zu



gestalten: Die beiden Ufer der Insel, die beiden Ufer des angrenzenden »Festlandes«. Die Gestaltung der Inselufer wird unterschiedlich sein, sie müssen jedoch eindeutig als Zusammenhang erkennbar sein. Der Umgang mit dem Wasser, mit den Profilen der Gewässer, braucht Mut.

3. Die Emscher-Insel – dreimal Wasserkompetenz als ökonomischer Impuls.

Wasser ist ein international anerkanntes Kompetenzfeld dieser Region: Ein Exportartikel. Der kompetente Umgang mit Wasser ist ein dreifacher Impulsgeber für die wirtschaftliche Entwicklung der Region. Der bisherige Ausbau des Rhein-Herne-Kanals bis Herne hat schon eine messbare wirtschaftliche Schubkraft entfaltet: Die Häfen verzeichnen deutliche Umsatzzuwächse. Der anstehende weitere Ausbau wird nicht nur als Investition die Region stärken, sondern diesen Impuls noch verstärken. Mit dem Bau des neuen Emscherkanals für die Sammlung des Abwassers, mit der Gestaltung der Neuen Emscher werden in den nächsten Jahren Investitionen von mehreren hundert Millionen Euro auf und an den Ufern der Insel realisiert. Sie werden die heimische Wirtschaft stützen.

4. Die Emscher-Insel ist über ihre Unterschiede zu charakterisieren.

In ihren einzelnen Teilen eröffnet die Insel unterschiedliche Angebote: Sie ist Ort der Produktion, der Arbeit, Ort des Wohnens, des sozialen Lebens. Über alle Einzelbereiche hinweg ist sie Ort der Erholung, der großen Freiräume und der kleinen Nischen. Über ihre gesamte Länge sind räumliche und thematische Sequenzen zu erkennen. Diese einzelnen Abschnitte mit ihren Brücken, aber auch mit verbindenden Elementen (Wasser) herauszuarbeiten, sie zu rhythmisieren, muss ein Anliegen der weiteren Planung sein. Damit sind die revierspezifischen Qualitäten der Kulturlandschaft herauszuarbeiten.

5. Die Emscher-Insel – eine Insel im Fluss der Entwicklung.

Die Inselnutzungen werden auch in Zukunft von Veränderungen, von gleichzeitigem Wachstum und Schrumpfung geprägt sein. Drei unterschiedliche Entwicklungslinien sind sorgsam zu diskutieren:

- wie mit »akupunkturellen« Eingriffen Pflege und Entwicklung geleitet werden können,
- wo, wann und welche baulichen, künstlerischen und landschaftlichen Experimente möglich sind,
- wo, wann und welche Teilräume »entfunktionalisiert« und wieder Freiraum werden können.

Diese unterschiedlichen Orientierungen schließen sich nicht aus, sondern reflektieren den Gesamtcharakter des Inselparks. Sie spiegeln die Transformation der Region und zeigen damit ihre Lebendigkeit. Zu gestalten ist die Insel als große Komposition der Vielfalt, die sich unterscheidet vom nördlichen und vom südlichen »Festland«, aber auch vom Ruhrtal.

6. Die Emscher-Insel braucht Qualität.

Qualitäten schon im Bestand zu erkennen, ist ein erster Schritt; Qualitäten zu profilieren und neu zu gestalten, sind nachfolgende Schritte. Gestaltung hat damit einen weiter reichenden Anspruch: Alle bestehenden, aber auch alle zukünftig zu errichtenden

technischen Bauwerke sind Zeugnisse der neuen Industriekultur. Die gemeinsamen, aber auch die unterschiedlichen Gestaltelemente herauszuarbeiten, sollte wie bisher Gegenstand von Wettbewerben sein. Licht und Farbe, aber auch neue Nutzungsmöglichkeiten sind wichtige Anliegen. Ein Beispiel ist das geplante neue Pumpwerk Gelsenkirchen, das auch die Funktion der Besucherinformation übernimmt. Ein anderes Beispiel ist der Faulturm der ehemaligen Kläranlage Herne, der zum Aussichtspunkt wird. Qualität braucht Qualitätssicherung, braucht Vereinbarung.

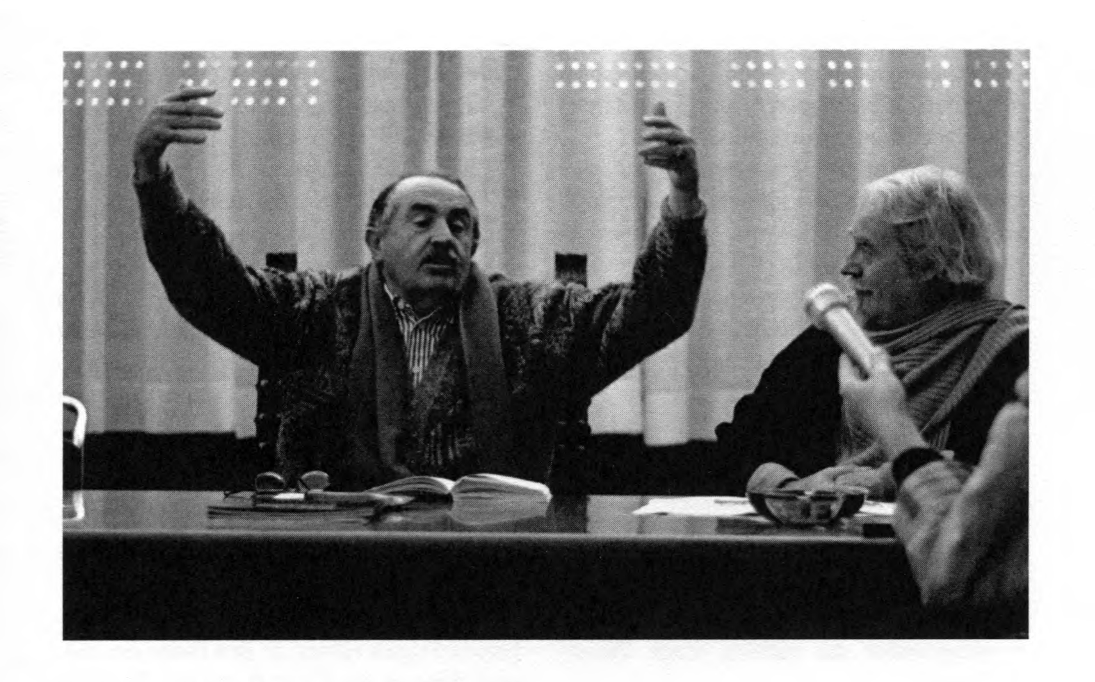
7. Die Emscher-Insel entsteht im Prozess.

Sie ist Fokus des Strukturwandels der Region. Sie wird Kompetenz-Modell durch die Kooperation von Emschergenossenschaft und Regionalverband Ruhr mit dem Wasser- und Schiffahrtsamt, mit den beteiligten Kommunen und großgewerblichen Unternehmen. Sie ist ein Gemeinschaftsprojekt im »Netzwerk tätiger Intelligenz«. Diese Kompetenz muss kommuniziert werden. Der Prozess der Inselentwicklung ist zu inszenieren, mit temporären und mit dauerhaften Erlebnissen. Ereignisse sind in der Zeitachse zu entwickeln, um Aufmerksamkeit für die Insel zu binden.

8. Die Emscher-Insel ist und bleibt ein Stück Utopie.

Sie ist eine Schatzinsel, ein Ort ungehobener Potenziale. Wie U-Topia ist sie ein Ort, der sich von anderen unterscheidet. Ein Ort kritischer Reflektion, aber auch ein Vorschein zukünftiger Lebensverhältnisse. Kritik und Vision sind zwei Seiten einer Medaille – in diesem Spannungsverhältnis ist die Insel zu entwickeln. Damit kann sie weit über ihre Ufer hinaus ein Modell sein, das auch international Interesse finden wird.«





Gäste im ›Blauen Turm der vielen Bücher‹

Aus den Niederlanden ist ein Besucher in die Bibliothek gekommen, die am Rand der Siedlung Eisenheim steht. Wessel Reinink, ein alter Freund, ich habe ihn lange nicht gesehen. Er ist Professor an der Universität in Utrecht.

- »Wessel, erinnerst du dich an den großen Kongreß zum Denkmaljahr 1975 in Amsterdam?«
- »Wir waren die einzigen im Saal, die nicht aufstanden, als die Königin kam.«
- Ich sage: »Das war nicht Unhöflichkeit, sondern ein Symbol: Die 1970er Jahre waren wilde Zeiten. Wir zogen unsere Energien aus der Rebellion gegen etablierte Mächte. Damals schien es uns, als hätten wir keinerlei Chance gegen sie. Daher wollten wir uns nicht vor ihnen verbeugen.«
- Wessel Reinink: »Du hast zweimal als Redner in dem riesigen Saal zu den Leuten aus ganz Europa gesprochen. Deine Forderung: verknüpft die öffentlichen Gelder in der Städtebau-Förderung mit dem sozialen Wohnungs-Bau und mit der Denkmalpflege. Das war visionär. In den 1980er Jahren realisierten es Karl Ganser und Christoph Zöpel. Und die IBA Emscher Park von 1989 bis 1999 war darin einfallsreich.«

Ein zweiter Gast kommt: Gerard Bourgarel aus Fribourg in der Schweiz. Mehr als dreißig Jahre lang arbeitet er kontinuierlich mit einer Bürgerinitiative daran, seine schöne Stadt vor Vandalen zu retten und Veränderungen vernünftig zu steuern – eine gigantische Leistung.

Wir sprechen über die IBA Emscher Park mit ihren 120 Projekten, die Karl Ganser zehn Jahre lang virtuos dirigierte.

»Die IBA ist die Voraussetzung für den gesamten Struktur-Wandel. Sie entstand aus der Leidens-Erfahrung einer zusammenbrechenden Welt. Sie bündelte eine Anzahl Gegenreaktionen. Diese entstanden aus vielerlei Gegenwehr. Vor allem von einer großen Zahl Bürgerinitiativen. Hinzu kamen die Möglichkeiten, die der Zusammenbruch der Montan-Industrie bot und die kluge Leute erkannten – eine eigentümliche Dialektik. Ein solches Bündel von produktiven Reaktionen auf einen so gigantischen Zerfall einer bis dahin gigantischen Landschaft hatte es in der Geschichte noch nie gegeben.«

- »Übertreibst du nicht?«, fragt Wessel Reinink.
- »In dieser Gegend treffen wir häufig auf einen Minderwertigkeits-Komplex: diese Region schätzt sich selbst nicht sonderlich hoch ein. Aber ich denke, meine These läßt sich empirisch begründen. Und in fünfzig Jahren wird ein gesundes Selbstbewußtsein als selbstverständlich angesehen werden.«

Wir unterhalten uns so über die IBA, als ob wir den Auftrag hätten, eine Ausstellung zu machen.

- »Die IBA braucht eine Stätte, wo sie auch ausgestellt wird.«
- »Vielleicht genügt die Kette ihrer Bücher.«
- »Bücher sind etwas Gewaltiges. Aber noch wirksamer sind konkrete Orte, wo ein Ereignis geradezu faßbar wird.«

Unsere Fragen führen zu den Fäden der IBA. Und dann in die Zukunft: zu den Perspektiven der Insel zwischen der Emscher und dem großen Kanal.



Fellini soll einen Film machen

- »Wir holen Fellini für den Film über die Insel.«
- »Was? – Fellini ist tot.«
- »Wie kannst du so etwas sagen.«
- »Ich habe sein Grab auf dem Zentralfriedhof von Rimini gesehen – mit eigenen Augen.«
- »Fellini muß unseren Film machen. Wir brauchen ihn. Er kann das.«
- »Geht nicht – er ist tot.«
- »Es ist das Geheimnis der Poetik, daß so einer niemals stirbt. Nie. Sind Schiller und Goethe gestorben? Das kannst du nicht im Ernst behaupten. Für mich leben sie immer noch und sie werden noch lange leben.«
- »Na, dann schauen wir mal, wie das geht – wie Fellini einen Film über die Insel dreht.«
- »Erstmal bitten wir seinen Drehbuch-Autor, den italienischen Dichter Tonino Guerra, sich die Insel anzusehen. Er ist mein Freund, ich rufe ihn an.«

Ich fahre zum Flughafen Düsseldorf. Tonino Guerra kommt mir mit langsamen Schritten entgegen.

Es geht ihm nicht gut. Er ist müde.

Wir fahren zu meiner Bibliothek am Rand der alten Siedlung Eisenheim. Das ist ein wunderliches Haus in dieser Gegend: »der blaue Turm der vielen Bücher«. Eine poetische Gestalt. Soviel Schönheit ist für den italienischen Dichter wie eine Medizin.

Tonino Guerra geht langsam um den großen Bau herum und staunt. Seinem strahlenden Gesicht sehe ich an, daß er ihm gefällt.

- »Der Architekt«, sagt der Dichter, »hat ein Gebäude zu einem Gedicht gemacht.«

- »Hast du gut geschlafen?«, fragt am nächsten Morgen Janne den alten Mann.
- »Göttlich.«

Ich laufe mit Tonino Guerra durch das herrliche Gebäude, das uns der Freund, der Architekt Bernhard Küppers, geschaffen hat.

- »Ein großer Architekt«, sagt der Dichter bewundernd. »Bauhaus!«

Ich zeige die Plastik von Mies van der Rohe. »Das ist der Großvater dieses Gebäudes. Er schaut in den Garten, den ein großer Landschafts-Künstler gestaltet hat: Herman Prigann.

»Da draußen kannst Du auf den beiden Obelisken und an anderen Stellen schöne Sätze von einem italienischen Dichter lesen.«

Janne bereitet ein opulentes Frühstück. Ganz Deutsch. In Italien gäbe es nur einen Cappucino und ein Brioche.

Freunde kommen. Ein Gespräch entsteht – so fröhlich wie die Sonne am frischen Tag, die durch die Bäume leuchtet.

- »Wollen wir aufbrechen?«, frage ich.
- »Heute nicht«, sagt Tonino Guerra.

Ich sehe lange Gesichter. Die Freunde hatten sich auf den ersten Spaziergang mit dem alten Mann auf der Insel gefreut.

- »Warum?«
- »Meine Seele muß erst ankommen. Und hier ist sie gut angekommen. Ich möchte hier einen Tag lang bleiben.«

Wir telefonieren herum und laden einige Leute um elf Uhr ein. In Gesprächen wird deutlich, wer Fellini ist. Warum wir ihn brauchen. Wie das sich abspielen kann, daß er einen Film über die Insel dreht.

Nachmittags kommen zum Tee weitere Freunde.

Sie sehen, wer Tonino Guerra ist: ein großer italienischer Dichter, ein weltberühmter Drehbuch-Autor für klassische Regisseure - für Antonioni, Fellini, die Brüder Taviani, Rosi, Tarkofskij, Anghelopoulos.

Am Abend zeigen wir im Video einige Ausschnitte aus Filmen.

Zweiter Tag. Frühstück. Wir fahren zur Insel. Mit dem Auto. Ganz langsam – Tonino Guerra hatte darum gebeten. »Ich mag die Langsamkeit. Du siehst nur etwas, wenn du langsam bist. Fliegen ist etwas anderes. Da fühlst du nur – aber du siehst nichts.«

Auf der Insel erwartet uns Michael Börth, der oberste Förster im Ruhrgebiet, groß, freundlich, meist lacht er.

Nach einigen Stunden kehren wir in die Bibliothek zurück.

- »Ich begreife nichts«, sagt Tonino. »Eure Insel liegt mitten im Ruhrgebiet, aber niemand hat sie gesehen?«
- »Die Leute fahren über die vielen Brücken und ahnen nicht, daß sie eine Insel überqueren. Es gibt hier mehr Brücken als irgendwo anders in der Welt.«
- »Eigentümlich. Die Leute müßten es merken.«
- »Auf der Insel waren die Meister des Verschwinden-Lassens tätig. Wie in einem Märchen. Die Insel hat eine Tarn-Kappe.«
- »Aber warum ist die Insel nicht im Bewußtsein?«, fragt Tonino Guerra.
- »Das hat viele Gründe.«
- »Sage sie mir, wenn du sie kennst!«

Ich hole eine Karte aus meiner Akten-Tasche und breite sie aus.

Der älteste Grund: Dieser Fluß Emscher war eingebettet in nasses Sumpf-Land. Da lebten nur ein paar Bauern – seit Adam und Eva verdammt, hier zu wohnen und ihr Vieh auf die feuchten Bruch-Weiden zu führen.

Von Zeit zu Zeit überschwemmte der Himmel das Land tagelang mit Regen: das Wasser des Flusses stieg hoch, wälzte sich über die Ufer und weit in die Auen hinein. Dann sah es dort aus wie am Meer.

Daher entstanden im Mittelalter die Dörfer und Städte in achtungsvoller Entfernung vom Fluß. Im Süden auf dem flachen Anstieg zum großen europäischen Gebirge etwa in halber Höhe. Und weiter nördlich zwischen den Eiszeit-Hügeln.

Tonino Guerra möchte mehr über die Landschaft wissen, ich kenne seine Neugier.

- »Und die Industrie? Sie war doch in der Lage, das Wasser zu beseitigen und das Land trocken zu legen. Holland liegt in der Nähe, dort wurden ganze Regionen vom Wasser befreit. Die Leute waren findig. Bei uns in der Romagna haben es schon die Römer geschafft. Wir sprechen von ›Wasser-Beherrschung‹.«
- »In der Tat. Die Industrie begann, Rohre zu produzieren – mit ihnen wurden im späten 19. Jahrhundert in halb Deutschland die nassen Bruch-Wiesen trocken gelegt. Natürlich tat man es auch hier.«
- »Und dennoch blieb diese Mitte des Ruhrgebietes außen vor?«
- »Dafür gibt es einen zweiten Grund. Die Industrie. Sie entwickelte sich zur mächtigsten auf dem europäischen Kontinent. Aber im damaligen Reich mochten viele Leute sie nicht. Voran der alte Adel, der sie als Konkurrenz empfand. Dann auch

die Verwaltungen. Vielen Leuten erschien sie bloß als ein notwendiges Übel.«

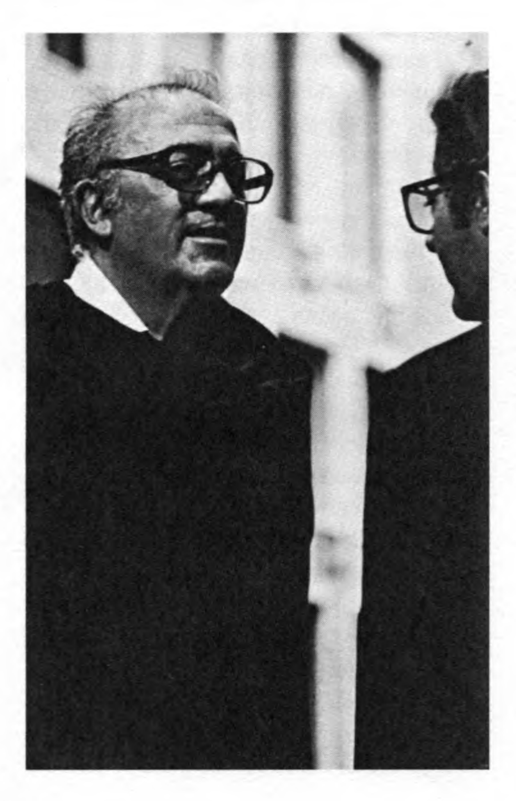
- »Und die Industriellen – welches Selbstbild hatten sie?«
- »Sie sahen sich selbst als Schmied Vulkan. Er wußte, wie mächtig er war – aber er traute sich nicht unter die Leute.«
- »Hast du davon gehört, daß er in seiner Arbeits-Kleidung auf einen vornehmen Ball ging?«
- »Niemals. Er zeigte seinen Stolz nicht.«
- »Und die Arbeiter?«
- »Sie waren arm und schufen sich auf ihre Weise ihre Paradiese. Doch das wurde draußen nicht wahrgenommen – und so blieben sie unter sich.«
- »die Industrie hat hier doch in der mächtigsten Weise gewirkt?«
- »In der Tat.«
- »Vor allem unterirdisch: Da gruben Hunderttrausende von Menschen wie Lemuren ganze Schichten an Kohle heraus. Du kannst dir nicht vorstellen, daß da unter deinen Füßen alles unterhöhlt ist – mit einem Labyrinth an Wegen. Ein Gewirr von Gängen.«
- »Unvorstellbar.«
- »Aber eine Tatsache.«
- »Zweitens: Eines Tages setzten sich die Städte und viele Institutionen zusammen, gründeten die Emschergenossenschaft und machten einen gigantischen Plan für das Wasser: Die Ruhr, die im Süden fließt, sollte sauber werden und dann gutes Wasser in die Region liefern – aber in einer gewaltigen Arbeits-Teilung muß dafür die Emscher das Dreck-Wasser aus dem ganzen Industrie-Gebiet sammeln und zum Rhein transportieren.«
- »Wie das?«
- »So entstand mit über 60 km Länge die cloaca maxima, die größte, die es in der ganzen Welt jemals gab. Viele Menschen gruben hier eine tiefe Rinne und betonierten sie aus – von Anfang bis Ende – und legten in dieses Bett den Fluß Emscher. So verwandelten sie einen natürlichen Fluß in einen Kanal.«
- »Gräßlich!«, ruft Tonino.
- »Na ja, das galt damals als eine fortschrittliche Lösung. Denn unter die Erde konnte man kein Rohr legen – es wäre ständig gebrochen, weil sich die Erde bewegte – als herrsche hier fortwährende Erdbeben ...«
- »Wie das?«
- »Weil hunderte von Metern unter der Erdoberfläche viele Menschen Schichten von Kohle herausholten, sackte darüber die Erde. Der Garten vor uns, mit seinen hohen Bäumen, die ganze Siedlung Eisenheim, alle Häuser, lagen einst etwa acht Meter höher.«
- »Kaum zu begreifen.«
- »Im Prozeß des langsamen Absackens der Erde konnte man das Beton-Bett, in das der Fluß kam, leicht kontrollieren.
  Außerdem schützte es mit seinen hohen Deichen die Bevölkerung vor den gefürchteten Überschwemmungen.
  Aber dieser kanalisierte Fluß galt als häßlich und so verstärkte es die Abneigung vieler Menschen gegen die Emscher – auch wegen seines Gestanks und seinen Giften, die im Wasser schwammen.«
- »Ich verstehe: Wenn man etwas nicht mag, weigert man sich, es wahrzunehmen.«
- »So blieb also lange Zeit die geographische Mitte des Ruhrgebietes ziemlich unbekannt.«
- »Einige Jahre, nachdem der Fluß sein Beton-Bett erhielt, kamen noch einmal viele Leute: Sie gruben einen noch größeren Kanal.
  Er wurde eine bedeutende und gewaltige Wasser-Straße: lange Zeit war der

Kanal im Inneren von Mitteleuropa die einzige Quer-Verbindung – vom Rhein zur Weser, dann zur Elbe und schließlich zur Weichsel.

Aber auf diesem Wasser reisten keine Menschen. Es fuhren keine Passagier-Schiffe wie auf dem Rhein, sondern nur Millionen von Fracht-Schiffen.

Und so blieb die Mitte des Ruhrgebietes im Dunkeln.«

- »Merkwürdig: die Mitte. Normalerweise ist die Mitte für die Menschen ein Zentrum.«
- »Nein: hier war sie ein Hinterhof. Für die vielen Städte lag sie ganz am Rand, war sie die Peripherie.«
- »Hinterhöfe als Mitte?«
- »Ja.«



- »Sie war also das Aschenputtel der Region?«
- »Genau.«
- »Jetzt brauchen wir einen Prinzen«, sagt der Dichter. Er steht auf und geht langsam um den großen gläsernen Tisch. »Der Prinz wird das Aschenputtel küssen. Dann verwandelt sich das Aschenputtel in eine Prinzessin.«
- »Das wird nun in der Region inszeniert.«
- »Wer macht das? Wie heißt das Theater? Wer ist der Regisseur?«
- »Voran geht die Emschergenossenschaft. Und wir alle sollen mitspielen.«
- »Die Emschergenossenschaft? – das sind doch die Leute, die einst den Fluß in das Prokrustes-Bett eingezwängt haben!«
- »Dieselben Leute befreien ihn nun – mit einer gigantischen Arbeit. Und wir helfen mit. Dazu brauchen wir auch die Dichter, die Literaten, die Filmemacher, die Journalisten – kurz die vielen klugen Leute in dieser Gegend. Und manche Leute, die von draußen geholt werden – wie dich. Und Fellini.«

Wir sprechen über das Drehbuch für den Film.

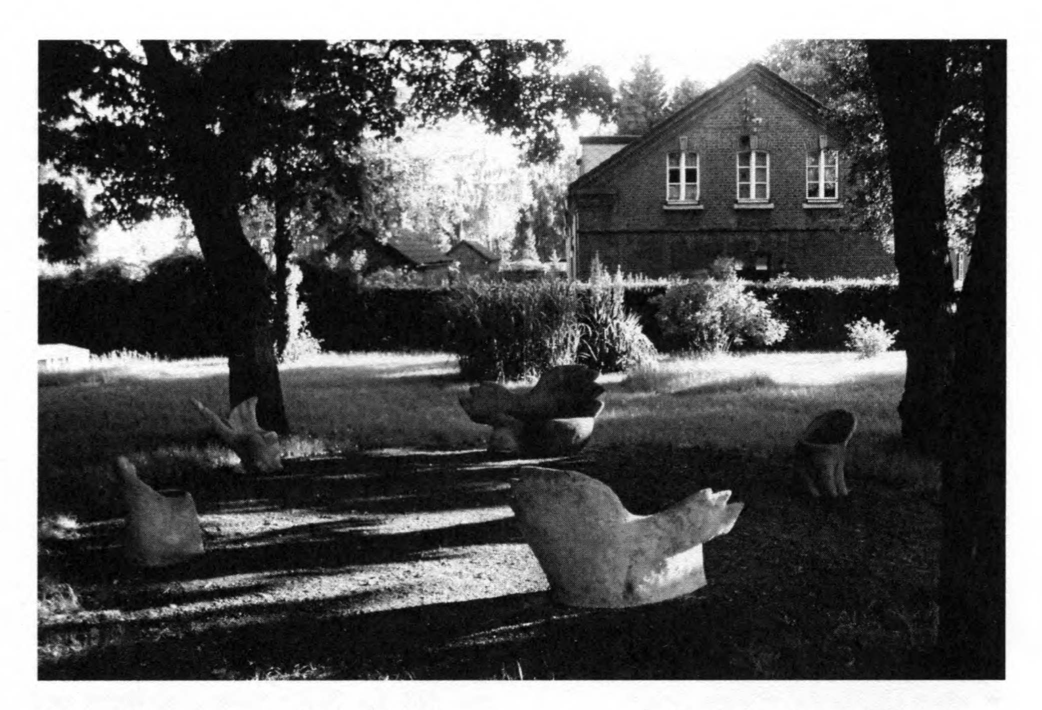
- »Jetzt ist es hier trübe. Februar. Nicht gerade eine Ermunterung.«

Tonino Guerra will Anfang Mai wieder kommen.

Der Film soll im August/September gedreht werden.

»Worin besteht die Barbarei als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt.«

Goethe (1831)



Der Kosmos der Erinnerung und der Aufbruch

An einem schönen Tag im Mai kommt Tonino Guerra wieder, in die volle Blüte der Landschaft: Er wird eingeflogen.

Sein Drehbuch und den Film möchte er mit einem Paukenschlag beginnen. Ich fahre ihn sogleich zum Gasometer, der den Beginn der Insel so markiert, wie es eindrucksvoller und schöner nicht sein könnte.

- »Mein Freund Fellini inszeniert darin seine Wiederkehr.«
- »Wie kann Fellini wiederkommen?«
- »Jeder kann zurückkehren. Auch Beethoven und Mozart. Ihr Deutschen seid die Meister des Zurückholens. Ihr habt die großen Dichter. Und euer Professor Tenfelde holt auch die armen Leute zurück. Wir aus Italien können unseren Beitrag dazu leisten.«

Mit einigen Freunden treten wir in eine stahlgraue Unterwelt ein, gehen im Rund des niedrigen Raumes mit seinen vielen Stützen, steigen eine steile Treppe hoch, laufen zwischen einem wild erscheinenden Gestänge, das eine labyrinthische Szenerie bildet, steigen noch einmal einige Treppen hoch und stehen dann auf einer breiten Plattform. Dort fühlen wir uns wie auf einer Mond-Fähre – in einem dämmrigen Welt-All.

»Mein Urgroßvater«, sagt Witholt Adamczik, »ist einst hier eingewandert. Damals hatte er wohl ein solches Empfinden wie ich jetzt. Er verließ seine Weide, wo er die Schweine seines Gutsherrn hütete, und kam mitten in die große Industrie. Damals begann sich die Welt, die jahrhundertelang stillgestanden hatte, zu verändern.«

1994 besuchten zweihunderttausend Menschen eine Ausstellung über die Geschichte dieser Region.

- »Aus vielen Ländern reisten Menschen hierher. Mit diesem Ereignis wurde der ›Gasometer‹ das auffallendste Denkmal der Industrie-Kultur – der ›Meteor des Jahres‹.«

In der Weite des immensen Raumes steht der Dichter Tonino Guerra. Seine Worte kommen in dem gewaltigen Rund nicht mehr von ihm selbst, sondern von überall her.

»Dies ist ein poetischer Ort«, sagt Tonino Guerra. Dann läuft er auf der Galerie um das weite Rund. »Ich würde hier die wichtigsten Philosophen der Welt einige Tage lang zusammenholen.«

- »Wozu?«
- »Um nachzudenken: über den Raum, die Weite, das Nichts und das All.«
- »Wen könnte das interessieren?«
- »Es berührt unsere tiefsten Empfindungen.«

Die Personen verteilen sich auf der Plattform wie Schauspieler. Der Film-Autor fragt in die Runde und wieder fragt auch der weite Raum mit seiner gewaltigen Sphären-Musik des Echos mit ihm: »Warum war die Renaissance so erfolgreich? Sie kreiste um den Raum. Das ist ein gewaltiger Teil des Lebens.«

Dann skizziert er mit Worten die Szene eines Filmes: »Ein Kind macht seinen ersten Schritt – in den Raum.« Eine zweite Szene: »Eine alte Frau stirbt – und ihr größter Schmerz ist, daß sie auf dem Bett liegt – unbeweglich, ihr ist der Raum gestorben. In einem Film könnte ich sie hierherbringen: und sie stirbt mit dem Blick in den weiten Raum und ist glücklich.«

Sie steigen einige Stufen hoch – dann gleiten sie mit dem gläsernen Aufzug in die Höhe.

- »Was für eine Emfindung hast du?«
- »Ich denke an Gulliver. Seit es Menschen gibt, beschäftigt sie die Dimension. Im Labyrinth der Wälder. Oder als sie das erste freie Stück für einen Acker rodeten. Oder einen Schornstein in den Himmel hochmauerten. Was ist das für ein Turm, den ein Elsässer Konstrukteur, der das Straßburger Münsters im Kopf hatte, hoch über Paris aufragen ließ! Überlegen wir, was Dimension bedeutet – das ist elementar.«

»Ein kluger Engländer«, sage ich, »hat in einer Zeit, in der ungeheuerlich viel Unterschiedliches zusammenkam, die Geschichte vom Gulliver geschrieben. Sie ist ein Symbol – wie dieser Gasometer.«

»Und euer Bertolt Brecht«, ergänzt der Film-Autor, »spricht am Strande der Moldau davon, daß Steine zu wandern anfangen und daß das Große nicht groß bleibt und das Kleine nicht klein.«

- »Das ist das Faszinierende am Wandel – an der Geschichte.«
- »In einem langen Leben«, sagt Tonino Guerra, »habe ich dies selten so intensiv erlebt wie in diesem Raum, in dem wir nun emporschweben.«

Die Gruppe steigt nach draußen auf das Dach des gewaltigen Gebäudes. Tief unten, weit im Rund liegt eine Welt.

- »Euer berühmter Landsmann Wim Wenders«, sagt der Film-Autor, »hat seine ersten zwanzig Jahre in Oberhausen gelebt. Wißt ihr, daß er die Phantasien seiner Jugend in einem großen Film dargestellt hat? Er heißt ›Der Himmel über Berlin‹. Aber ich werde darin an das Ruhrgebiet erinnert.«

»Ich denke«, sagt der Schauspieler Christoph Quest, »er hat ihn vor zwanzig Jahren gedreht, als ihm das Ruhrgebiet noch keine Chance bot. Heute würde er diesen

Film hier machen. Hier, wo wir stehen, würden die Engel zu ihrem Flug aufbrechen. Zu einem Flug, der auch unserem Dichter Dante gefallen würde. Ihr wißt, daß er der größte Darsteller dieser Welt war. Da unten, da bewegt sich die Welt. Ich finde es großartig, daß dieser Gasometer darin aufrecht steht. Ich freue mich, daß wir mit seiner Hilfe diesen Blick auf die Welt haben.«

- »Kannst du dir vorstellen, daß dieser gewaltige Gasometer in den 1990er Jahren an einem Faden aus Seide hing?«, frage ich.
- Christoph Quest: »Das ist ein Wunder der Dramatik, die diese Erde immerzu für uns bereit hält.«
- »Kannst du dir vorstellen, daß dieser Faden hielt?«
- »Kaum zu glauben.«

Der Film-Autor flüstert: »Dankt dem Genius, der es fertig brachte, daß der seidene Faden nicht riß. Daß sich dies alles und auch unser Augenblick nicht in das Nichts auflösten. Daß er gerettet wurde.

Bei uns in Italien sagten die alten Heiden: Das war ein Gott – das war Merkur, ein ganz schlauer, einer, der lächelnd das schon Todgeweihte zum Leben bewegte.«

Tonino Guerra skizziert, was Fellini am Anfang des Films im Gasometer macht. »Im Gasometer ist das Gewaltigste die Höhe des Raumes. Viele Regisseure vergessen das, weil es natürlich einfacher ist, in der Fläche zu inszenieren.«

- »Johannes Lepper, der Theater-Chef in Oberhausen, »hat dies unlängst als erster sehr klug gemacht – in seinem ›Parzival‹ von Tancred Dorst. Das begann damit, daß er ein Foucaultsches Pendel aufhing – das längste in Europa, – an einem hundert Meter langen Seil.«
- »Eine wunderbare Idee. Das Pendel läßt uns zugleich den Raum fühlen – und mit seinem ständigen Schwingen besonders die Zeit.«
- »Die Zuschauer haben die Bewegung der Erde vor Augen.«
- »Johannes Lepper nutzte auch den Aufzug – den Flug der Engel. Da oben ließ er Wolken schweben.«



Draußen, am Fuß des Gasometers, am Ufer des breiten Kanals diskutieren wir auf einer Bank – mit dem Blick auf das Wasser. Drüben läuft der Deich – gleich dahinter fließt die Emscher.

- »Dies ist die schmalste Stelle der Insel«, erkläre ich. Sie besteht einzig aus dem hohen Wall zwischen den beiden Gewässern. Auf dem Wall läuft ein Weg.«
- »Wozu machen wir diesen Film?«
- »Wir entdecken die Mitte des Ruhrgebietes.«
- »Und dann?«
- »Wir lassen sie auferstehen.«

Einige Schritte weiter laufen zwei Brücken – quer zueinander und übereinander.

- »Dies ist eine kuriose Konstruktion«, sagt Christoph Quest. »verrückt!«
- »Wir sind in einer wirklich verrückten Landschaft«, bemerkt Witholt Adamczik. »Und so wird wohl alles, was wir darin anfangen, verrückt.«
- »Denkst du, daß es die Leute verstehen?«, fragt Tonino Guerra.
- »Diese Gegend hat nicht so viele Probleme damit wie andere«, antworte ich. »Die Leute hatten weithin kein normales Leben.«
- »Na ja«, sagt Witholt Adamczik, »sie versuchen, es sich normal zu machen. Das kann dazu führen, daß sie einschlafen.«

Wir machen hier die ersten Schritte auf die Insel.

Wir kehren zurück in den Gasometer, steigen erneut in den Aufzug, der ganz aus Glas zu sein scheint, – fühlen uns – langsam empor schwebend – wie im Flug der Engel.

Oben: Das Dach selbst ist eine Landschaft. Außen herum laufen Plattformen, die den Blick über die Region öffnen.

- »Das ist wirklich die Mitte«, sagt der Schauspieler Christoph Quest.
- »Aber niemand hat es gemerkt«, kommentiere ich.
- »Da ist sehr viel Mitte«, bemerkt Tonino Guerra. »Ich kann mir keine Stelle vorstellen, die intensiver als Mitte erlebt werden kann.«

Die älteste Mitte der Region: die Emscher.

Die jüngere Mitte, nun schon ein Jahrhundert alt: der Kanal.

Die Mitte seit knapp einem halben Jahrhundert: die Autobahn.

- »Die Mitte ist auch die Energie: Die Strom-Leitungen mit der Hochspannung, die sich von einem zum anderen der vielen Gitter-Masten schwingen, die wie Eiffel-Türme aussehen.«
- »Da drüben liegt ein Terrain, das sich die ›Neue Mitte‹ nennt – ein komplett neuer Stadt-Bereich.«

Am Fuß des Gasometers durchquert die Gruppe die Idylle einer vornehmen Siedlung, in der einst die Herren des oberen Managements eines Welt-Konzerns mit ihren Familien lebten.

- »Sie liegt direkt neben dem Kanal. Dort streifen die Kinder herum und die Männer rudern in schmalen Booten. Familien laufen vorbei – und lassen ihre Phantasien mit den mächtigen langen Schiffen in den Osten Deutschlands oder rheinabwärts durch die Niederlande ziehen.«

Das Schloß Oberhausen, direkt neben dem Kanal, ist eine inzwischen berühmte Galerie. Bernhard Mensch und Peter Pachnicke haben mit der Hilfe der Ludwig Stiftung und der Emschergenossenschaft eine in Deutschland einzigartige Stätte für Aus-

stellungen geschaffen: Sie verpflichtet sich der Region – und hilft damit ihrer Entwicklung.

Hier gab es die IBA-Ausstellung zu den neu gestalteten Bergen, den Halden der Zechen, die aus den Steinen bestehen, die von tief unter der Erde zusammen mit der Kohle nach oben kamen und dort ausgelesen wurden. Nun bilden diese Hügel eine Kette von Land-Marken.

Dann folgte die Ausstellung zur Emscher.

Und als dritte eine Ausstellung, die die Region als eine einzigartige Landschaft von Brücken zeigt – einfache, kühne, weite, höchst raffinierte, bewegliche.

- »Diese Brücken zeigen den Kern des Wandels. Man nennt ihn Struktur-Wandel. Er ist viel mehr als die Leute mit diesem vielbenutzten Wort ausdrücken. Struktur-Wandel ist etwas Existentielles.«

Prof. Peter Pachnicke, der geniale Ausstellungsmacher, ist zur Gruppe gekommen und erklärt den Wandel mit einem Satz – am Beispiel der Wege: »Aus Wirtschaftswegen wurden Menschen-Wege.«

Das ist der Kern. Er hat ihn ausgestellt.

Er schenkt Tonino das Katalog-Buch.

Der Fotograf Thomas Wolf kommt. Der große hagere Mann erscheint noch ziemlich jung, hat aber bereits bedeutende Leistungen geschaffen.

Der Fotograf umarmt mich und sagt: »Das Kleeblatt ist vollständig – dies ist der Text-Autor der Ausstellungs-Bücher.«

- »Wir versuchen, die Seele der Region zu wecken«, sagt Peter Pachnicke.
- »Meinen Sie Schalke und den BVB?«, lacht der Schauspieler Christoph Quest.

Peter Pachnicke macht eine abwehrende Geste. »Diese Fußballer-Seele dauert immer nur von Freitag bis Montag. Nein, ich suche nach einer, die einen langen Atem hat. Die Seele liegt tiefer und ist mehr.«

- »Die Seele«, sagt Tonino Guerra, »kann sich jetzt in der unentdeckten Mitte ausbreiten – auf der Insel.«
- »Was einst Mangel war, wird zum Glücks-Fall«, kommentiert Witholt Adamczik. »Die Mitte ist noch jungfräulich. Das ist eine Chance.«
- Peter Pachnicke: »Es beginnt alles mit Visionen.«
- »Ich erinnere an die 50 Bürgerinitiativen, die zur Rettung der Ruhrgebiets-Siedlungen entstanden. Sie hatten in den 1970er Jahren eine Vision – gegen eine festgefahrene Politik und Verwaltung, die behauptete, realistisch zu sein, die aber tatsächlich blind war und am Punkt hängen blieb – das heißt am äußerst Begrenzten. So etwas zerstört immer. Aber Visionen öffnen.«

Ich sage zu Tonino Guerra gewandt: »Ihr hattet eine Vision im Marecchia-Tal – und habt das Tal damit gerettet.« Er nickt.

- »Karl Ganser hatte eine Vision: die IBA. Sie mischte das Ruhrgebiet neu auf – in einer an Wunder grenzenden Weise.«
- »Die Vision des Theater-Festivals ›Triennale im Ruhrgebiet‹«, sagt Witholt Adamczik, »ist leider noch nicht verarbeitet. Sie ist erst halb angekommen – ich wünsche uns, daß sie ganz ankommt.«
- »Worin siehst du ihren Mangel?«, fragt Christoph Quest.
- »Sie geschieht ohne Diskussion in der Öffentlichkeit. Sie diskutiert nicht – und daher wird sie nicht diskutiert. Im Gegensatz dazu war die IBA sehr öffentlich – und sie bewegt bis heute viele Menschen. Auch uns. Daraus ziehe ich den Schluß: Wir müssen vieles öffentlicher machen – das ist entscheidend.«

- »Die Visionen«, sagt Tonino Guerra, »beginnen immer mit der Poetik. Und sie enden mit der Poetik. Dann haben sie kein Ende, sondern sind offen. Denn Poetisches breitet sich stets aus – es hat die Tendenz zur Unendlichkeit.«
- »Daher beginnt die Insel mit diesem Film, den wir vorbereiten. Erst wenn wir begreifen, was wir wollen – was wir uns über einen eingeschränkten Nutzen hinaus vorstellen – dürfen die Planer anfangen, Striche zu ziehen.«

Am nächsten Morgen gehen Tonino Guerra und ich einen Schritt weiter. Wir entwickeln in einem langen Gespräch den Film. Die Grundidee: Der Film wird eine Utopie sein – er wird die Insel so vorstellen, als sei sie schon fertig. Er führt in der besten literarischen Tradition vor Augen, was entstehen soll.

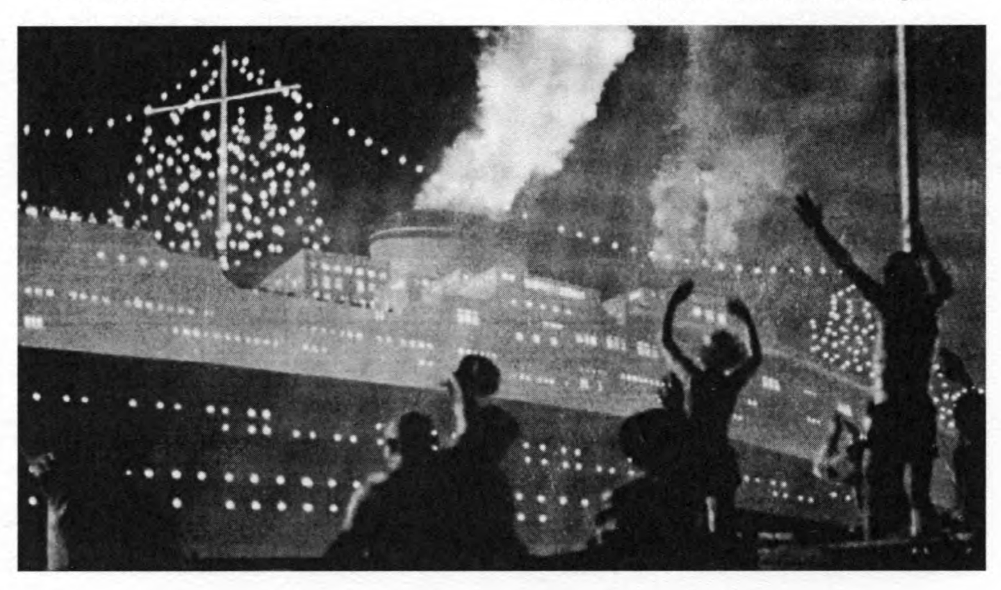
- »Das Ziel wird die Menschen faszinieren«, sagt Tonino Guerra.
- »Sie werden hoffentlich viel tun, um es zu erreichen.«
- »Alle wichtigen Projekte in dieser Welt«, meditiert leise Tonino Guerra, »brauchen einen ganz langen Atem. Dieser Weg wird voller Versuchen und Irrtümern sein.«
- »Daraus läßt sich für den Film eine spannende Dramaturgie schmieden. Er wird ein Wechselbad der Gefühle sein.«
- »Wenn alles schon vollkommen ist, mußt du dich nicht mehr bewegen.«
- »Der Weg ist so wichtig wie das Ziel.«

Christoph Zöpel, der kluge frühere Minister für Städtebau, dann Staatsminister im Auswärtigen Amt ist zu uns gestoßen. Es ist seine Art, eine Zeit lang zu schweigen und aufmerksam zuzuhören.

- »Was trauen wir eigentlich den Zukünftigen zu?«, fragte Tonino Guerra. »Die nächste Generation kann stolz sein, daß sie etwas zu leisten bekommt.«

Christoph Zöpel meint leise: »Diese Landschaft hat weithin ihre Industrie verloren. Jetzt haben wir die Chance, daraus eine Landschaft der Kultur zu machen.«

- »Ich denke, wir sind auf dem Weg.«



Die Wanderungen auf der Insel

Die Nähe des Wächters. Ein schöner Morgen, voll kräftiger Sonne, zwischen hohen Kastanien-Bäumen, mitten in den Gesprächen, die seit Stunden die Vögel in einer unentzifferbaren Weise führen, vor dem ›Blauen Turm der vielen Bücher‹, der poetischen Bibliothek, am Rand der historischen Siedlung Eisenheim in Oberhausen.

Tonino Guerra zeigt mit einer weiten Geste nach Süden: »Schau, wie schön zwischen den hohen Kastanien der Wächter der Insel erscheint: der riesige Gasometer.«

- Ich antworte nachdenklich: »Es ist ein wohltuendes Gefühl, ihn ständig in seiner Nähe zu haben. Das bedeutet: mit ihm zu leben.«

Ein Kritiker einer großen Zeitung hat mich dafür einmal mit maliziösem Ton einen Lokalpatrioten genannt. – Ich entgegnete ihm: Danke für das Kompliment. – Er schaute mich irritiert an. – Ich sagte: Was kann man dagegen haben, daß Menschen das schätzen, was sie umgibt? Die Städte, die Sie gelten lassen, kenne ich und schätze sie – aber diese Region hier ist mit ihnen auf Augen-Höhe. – Der Journalist zog despektierlich die rechte Schulter hoch. – Ich aber dachte: Von seinem Urteil bin ich nicht abhängig.«

Der Faden der Insel: Die Wanderung und die Welt. Nach einer Weile stummen Schauens sagt Tonino Guerra: »Ich habe eine sehr schöne Erinnerung an den Gasometer. Er hat mir viel zugeflüstert: was wir morgen tun können.«

- »Hast du dir überlegt«, frage ich, »was im Film der Faden sein könnte, der in den Köpfen der Zuschauer in langer Erinnerung bleibt?«
- »Ich denke, wir zeigen Menschen, die über die Insel wandern«, schlägt Tonino Guerra vor.
- »Könnte das nicht zu einfach sein?«, frage ich, denn die Leute erwarten von uns ziemlich viel.
- »Laß uns darüber nachdenken, was wandern bedeutet.«
- »Für viele Menschen ist das banal«, wende ich ein, »sie zählen die Kilometer und Stunden, wie im Auto.«
- »Das ist nicht der Sinn des Wanderns«, sagt Tonino Guerra. »Ich denke an unseren Dichter Dante. Er stellt den Archetyp des Wanderns vor: eine Wanderung durch die ganze Welt: Himmel, Hölle, Fegefeuer. Beim Wandern begegnest du der Welt – und damit dir selbst. Du kommst niemals so zurück, wie du aufgebrochen bist.

Dies kann der Faden des Films werden, den unser Freund Federico Fellini machen wird. Eine Wanderung. Mit vielen Szenen. Und mit einer Dramaturgie. Kein Hollywood! Es kann leise zugehen, auch langsam – wir erfinden eine poetische Wanderung.«

Nach einer erneuten Stille, in der allerlei Gedanken um unsere Köpfe kreisen, sagt Tonino Guerra: »Du hast mit Stadt-Planung und Architektur zu tun. Ich weiß, daß die Insel entwickelt werden soll.

- »Die Emschergenossenschaft gibt dazu Impulse.«
- »Diese Entwicklung kann sich in einer Film-Dramaturgie spiegeln. Eine solche

Dramaturgie kann viel deutlicher als herkömmliches Stadtplanungs-Denken sichtbar und fühlbar machen: Die Insel ist kein harmloses Stück Land, wie sie bislang begriffen wurde, sondern eine Welt. Eine symbolische Abbildung der Welt.«

Der Regen ist poetisch. Während wir in der Bibliothek das Frühstück genießen, verdüstert sich draußen der Himmel.

- »Es regnet«, sage ich. Durch die großen Glas-Schleiben sehen wir, wie ein heftiger Wind trübe tiefgraue Wolken vor sich her treibt. Die Leute, die sich draußen durch dieses Wetter quälen, laufen geduckt und lassen die Köpfe hängen.
- »Der Regen ist poetisch!«, ruft Tonino Guerra.
- »Wie das?«, frage ich.
- Er antwortet: »Alle großen Filme wurden im Regen gedreht.« Dann schaut er mich mit großen Augen an: »Ihr seid komische Leute - nördlich der Alpen - es gibt so häufig bei euch den Regen - aber ihr macht so wenig daraus - ihr könnt euch viel dazu einfallen lassen, statt dauernd nach der Sonne zu jammern.«

Der Dichter sieht, daß ich ein wenig Mühe habe, diesen überraschenden Gedanken zu verarbeiten. Er fordert mich auf: »Laß uns beginnen! - ich möchte sehen, wie der Regen das Wasser der Emscher und des Kanals heiratet.«

Der Film. Ich erzähle Tonino Guerra, daß ich schon einmal die Idee hatte, einen Film zu machen, und sie mit dem Theater-Regisseur Klaus Weise durchgesprochen habe. »Es würde mit gefallen, so etwas wie Fellinis ›Ottoemezzo‹ vom Ruhrgebiet zu inszenieren.«

Ich erzähle von Werner Kubny: »Er hat einen sehr guten Film gemacht - in dieser Richtung. Es ist ein hervorragender Dokumentar-Film.

Wir wollen einen Spiel-Film drehen. Damit können wir noch mehr zeigen. Vor allem die utopische Kraft dieser Insel.«

- »Aber«, sagt Tonino Guerra, »wenn wir Fellinis Film vorführen, sollten die Leute am Abend zuvor Werner Kubnys Film gesehen haben.«

So haben also das Drehbuch und der Film den Faden eines Weges.

Tonino Guerra hat vor zehn Jahren einen poetischen Film über den Weg vom Hochgebirge zum Meer bei Rimini gedreht. Wir werden ihn heute Abend ansehen.

- »Schön - also ein Weg über die Insel«, sage ich, »wir finden in der Vision der Insel viele Stationen. Damit begegnen wir auch den vielen Menschen, die an dieser Vision stricken oder stricken können. Wir reden mit ihnen vergnüglich und nachdenklich.«
- Tonino Guerra deutet auf die Emscher, die sich vor uns ausbreitet: »Es ist gut, wenn wir fühlen, worüber wir reden und schreiben. Dabei hilft uns die Topografie. Vergiß bei allen Abstraktionen nicht: die Erde ist wunderbar.«

Wir setzten uns auf große Steine - und begriffen, daß auch unsere Antworten Fragen waren.



Suleyman Cengiz, der Kultur-Beigeordnete von Mersin am türkischen Mittelmeer, der Partner-Stadt von Oberhausen, und ich haben eine Erfindung gemacht. Weil es in Mersin an 300 Tagen im Jahr Sonne gibt und hier nicht so viel, wie die Leute wünschen, schaffen wir den Ausgleich – die Verteilung der Sonne – das ist die größte Tat der Gerechtigkeit. Zudem kostenfrei für beide. Dafür bekamen wir gerade den Nobel-Preis. Wir haben ihn der Insel gestiftet.

Wege, Brücken und Tore zur Insel

Die Wege zur Insel. »Unsere Verkehrs-Mittel sind nun an der Insel angekommen – tatsächlich und mental«, sagt am Telefon Klaus Falke. Er ist Grafiker der Essener Verkehrs-Betriebe – und zwar einer, der liest, mitdenkt und Ideen hat, die den Betrieb weiter bringen.

Kurze Zeit später an der Halte-Stelle. Klaus Falke schwingt sich jungenhaft aus dem Bus. »Ich zeige euch, wie die Verkehrs-Betriebe die Insel in ihr Programm aufgenommen haben.«

Klaus Falke hatte für Essen und Gelsenkirchen die Kultur-Linie 107 entworfen. Dann konzipierte er eine zweite Kultur-Linie: zur Insel.

Sie erzählt vom Weg zur Insel und von der Insel. Die Verkehrs-Betriebe statteten die Halte-Punkte auf der Insel in besonderer Weise aus. Vorbilder sind einige gelungene U-Bahn-Stationen, vor allem die beiden Wiener Pavillons von Otto Wagner.

- »Wenn Städte eine solche Chance zugespielt bekommen wie die Insel, sollen sie viel dafür tun.«

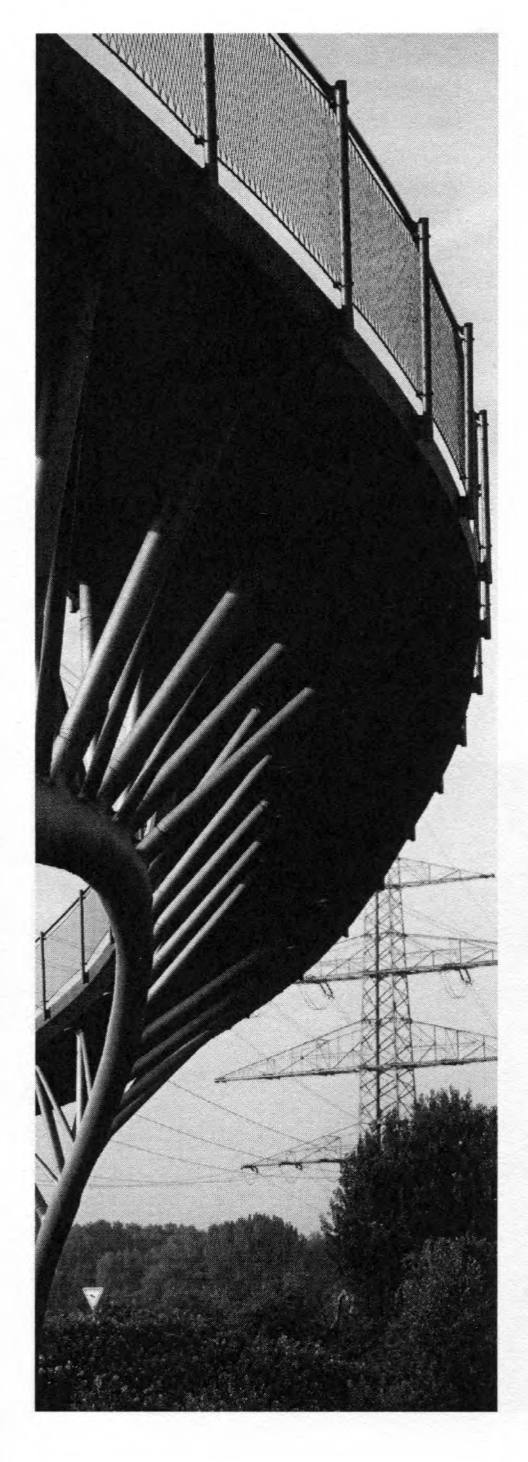
Wir fahren mit dem nächsten Bus ein Stück stadteinwärts und wieder zurück.

- »So! – jetzt haben wir das Gefühl des Ankommens«, sagt Tonino Guerra.
- »Dieser Pavillon ist gut gemacht«, sage ich bewundernd. »Nicht Null-Acht-Fünfzehn. Er ist einfach. Nicht teuer. Als Architektur-Historiker haben mich stets Bauten fasziniert, die mit wenig Aufwand schön sind.«

Klaus Falke verabschiedet sich: »Im Ruhrgebiet sagt man: Wir sehen uns die Tage.«

Tore zur Insel. Auf unserer Wanderung entdecken Tonino Guerra und ich: Rundherum beginnt die Insel immer mit einer Brücke. Die Brücken sind die Tore zur Insel. Die Brücke ist die eigentümlichste Weise eines Zugangs.

- »Zugang über das Wasser? Was ist das? Laß uns darüber nachdenken!«, sage ich.
- »Zwischen dir und deinem Ziel liegt etwas ganz Fremdes«, reflektiert Tonino Guerra. »Ich will nicht sagen, daß es ein Abgrund ist. Du bist auf dem Wasser nicht verloren, denn du siehst in der Ferne oder vor dir ein Schiff. Aber das Wasser hat etwas Schillerndes. Du weißt nicht so recht, was es ist. Und über dieses Eigentümliche mußt du laufen, um an dein Ziel zu kommen – zur Insel.
  Auch eine Brücke ist etwas Rätselhaftes, wenn du darüber nachdenkst.«



- »Jahrtausende lang«, sage ich, »haben sich Menschen in den Niederungen Europas mit Hilfe des Wassers verteidigt: Sie umgaben die Herren-Sitze und selbst viele Bauern-Höfe mit Wasser-Gräben. auch die Städte.«
- »Die Brücke über das Wasser war ganz lange Zeit etwas Seltenes – und darum kostbar. Um eine Brücke auf Dauer haltbar zu machen, brauchte man damals – und noch heute – unglaublich viel Verstandes-Kraft.«
- »Das ist gut gesagt«, wende ich ein, »aber als Peter Pachnicke und ich für die Brücken-Ausstellung in der Ludwig Galerie in Oberhausen lange darüber diskutierten, fanden wir heraus, daß ein erheblicher Teil der Brücken ziemlich banal ist: kaum sichtbar, kaum sinnlich anschaulich, nahezu ohne Zeichen. Wir fragten: Wie kann man solche Brücken verbessern?

  Für die Brücken zur Insel machte Bernhard Küppers, der Stadt-Baumeister, einen Vorschlag, den wir mit Enthusiasmus aufnahmen: Er entwarf eine Serie von wunderbaren Toren.

  Man muß sie nicht unbedingt über der Fahrbahn aufstellen – man kann sie auch als Zeichen an die Seite setzen. Daran wird gerade gearbeitet, im nächsten Jahr werden sie aufgestellt. Dann wird die Insel rundherum interessante Zeichen haben, die die Eingänge gut markieren und zeigen, daß die Menschen ein Areal der Schönheit betreten.«

Die Zugänge zur Insel: Poetische Brücken. »Du wirst sehen, was mit dir geschieht, wenn du über diese Brücke läufst«, sage ich zu Tonino Guerra.

Wir stehen am östlichen Zipfel von Oberhausen auf dem flachen Ufer des Kanals. Hinter uns liegt Haus Ripshorst, vor uns

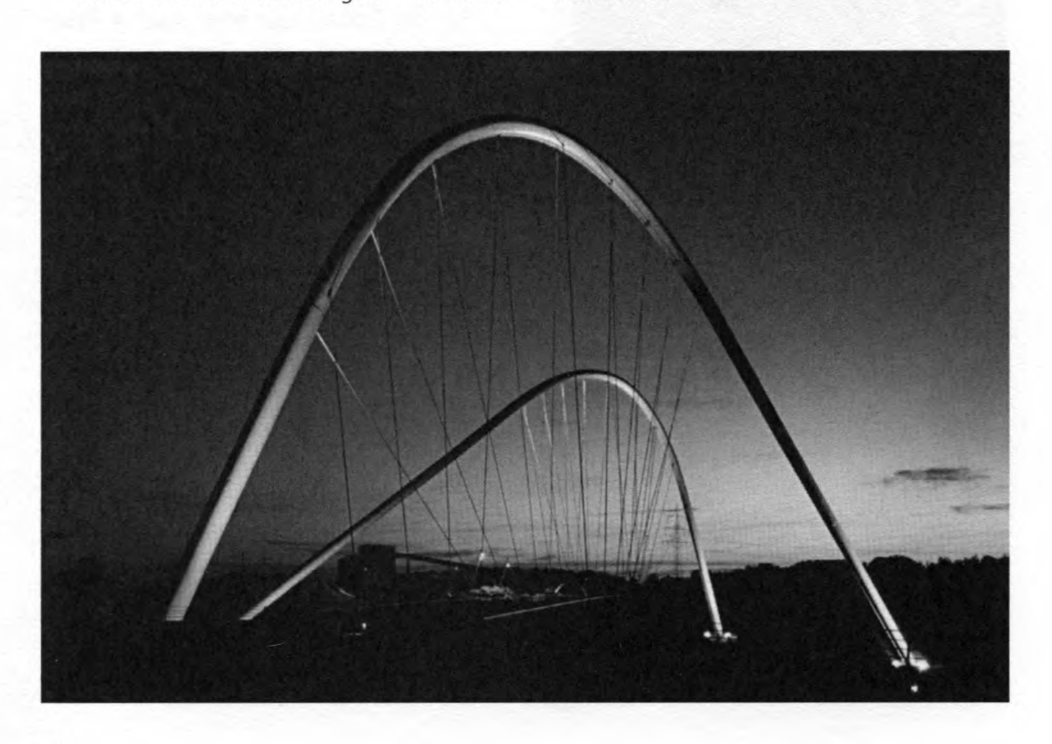
eine erstaunlich ungewöhnliche Brücken-Konstruktion: Weich führt die Rampe nach oben – und schwingt sich dann über den Wasser-Spiegel – in einem Bogen, der nur wenig in die Höhe geht, aber atemberaubend nach außen.

- »Welch eine Dynamik! Ich wundere mich«, sagt Tonino Guerra, »daß die Brücke – und auch wir – nicht von dieser exzentrischen, gewaltigen Flieh-Kraft des Bogens weggeschleudert werden – ins Wasser.«
- »Ich stand hier schon oft und überlegte: Wie kann so etwas halten? Warum kippt es nicht ab?«
- »Dies ist ein Kunst-Werk eines Ingenieurs.«
- »Aber zuerst ist es ein psychologisches Lehr-Stück: Ob du davor stehst, oder oben – du fühlst dich selbst. Diese Brücke ist ein extremes Ereignis – für dein Gefühl, für deinen Körper, auch für deine Nerven.
Hinzu kommt: Mit diesem Schwung ist Technik zugleich mit der Landschaft versöhnt – mit ihren weichen Formen. Und so darfst du dich in der Landschaft fühlen.«

Wir laufen mehrere Male über die Brücke und probieren sie und uns aus.

- »Wer war der Genius, der sie entworfen hat?«, fragt Tonino Guerra bewundernd.
- »Jörg Schlaich, Professor in Stuttgart. Er hat weltweit spannendste Brücken gebaut.«

Die Kult-Brücke. Am Ufer hält ein Motor-Boot. Wir sind mit dem Chef der Emschergenossenschaft verabredet, mit Dr. Jochen Stemplewski. Er hilft Tonino Guerra, dessen Rücken sich mit seinen 85 Jahren ein wenig krümmt, freundlich in das leicht schwankende Boot.



Der Fahrer wirft den Motor an und wir rauschen durch das Wasser, eine mächtige Welle aufgewirbelten Wassers hinter uns herziehend. Vor uns Schiffe – wir überholen sie leicht, grüßen mit Hand-Zeichen die Schiffer, die von rheinabwärts und rheinaufwärts kommen, sehen in der Ferne die großartigen zwei Bögen der Kult-Brücke am Gelände des Nordstern Parks in Gelsenkirchen-Horst, entstanden für die Bundesgartenschau.

Jochen Stemplewski möchte dem Dichter und Film-Autor das Geflecht der Brücken zeigen, das der zweite geniale Brücken-Künstler entwarf.

Stefan Polonyí, der Ingenieur und Hochschul-Professor erwartet uns am Ufer – eine imposante Gestalt mit weiß gewordenen Haaren. Wir legen an und genießen staunend die zweite große Aufführung einer Brücke: den Aufbruch der beiden roten Bögen – ihren Schwung und Flug hoch in den Himmel und ihre elegante Landung auf der anderen Seite des weiten Wassers.

- »Eine poetische Idee stand am Anfang«, sagt der Professor. »Ich dachte mir: Da drüben, jenseits des Wassers, steht ein schönes Mädchen – und mir kam eine Empfindung, die ich auf ein Blatt Papier schrieb – »Ich liebe dich.« Auf dem Boden fand ich einen Stein, ich griff ihn, wickelte das Papier darum und warf ihn zum anderen Ufer – zu diesem schönen Mädchen, in hohem Bogen. Das war mehr als die ballistische Kurve, die ihr natürlich kennt: das war der Bogen, der verbindet. Mich faszinieren Bögen, die verbinden. Mit dieser Idee habe ich mehrere Brücken entworfen, die technische Statik folgt der poetischen Idee, sie ist kein Problem, überdies kann man mit dem Computer jedwede Form rechnen.«
- »Diese Brücke«, sagt Jochen Stemplewski, ist inzwischen zur Kult-Brücke des Ruhrgebietes geworden – sie steht als eine wunderbare Figur vor uns. Sie ist das zweite Wahr-Zeichen der Region nach dem Förder-Gerüst von Zollverein, das inzwischen jeder kennt.«
- »Solche Brücken sind sehr wirksame und faszinierende Zugänge zur Insel«, meint Tonino Guerra.
- »Wir möchten gern noch weitere haben«, sage ich, »die Quintessenz der großartigen Ausstellung von Peter Pachnicke in der Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen 2005/2006, greifbar in einem Buch, lautet: In Zukunft muß jede Brücke, die wir in dieser Region noch bauen, ungewöhnlich sein. Es darf keine banale Brücke mehr entstehen!«
- »Übrigens«, fügt Stefan Polonyí hinzu«, kann man für dasselbe Geld etwas Erbärmliches oder etwas Gutes bauen. Der Geist kostet nicht mehr.«

Der Dichter nickt. »Der Geist ist gratis. Schreibt dies in großen Buchstaben über die Insel! Das können wir entdecken.«

Das Buch über die Brücken. »Kaum zu glauben, überraschend: Keine Region der Erde hat so viele Brücken«, sage ich.

Stefan Polonyí nickt.

Jochen Stemplewski blättert im Ausstellungs-Buch über die Brücken.

Ich sehe Tonino Guerra über Brücken nachdenken.

Wir laufen hoch zur Doppelbogen-Brücke. Dort wartet Thomas Wolf auf uns, ein freundlicher Mann, nicht viel älter als dreißig.

- »Thomas Wolf«, sage ich zu Tonino Guerra, »ist ein wunderbarer Fotograf. Er hat den Blick, der von draußen kommt, den Blick von weither, denn er lebt mit

seiner Familie in Gotha, in Thüringen. Die Paradoxie: Er verfügt zugleich über den Blick von innen – er kann sich in die Brücken hineindenken.«

- »Diese geradezu schizophrene Fähigkeit«, füge ich hinzu, »haben große Künstler. Wir trainieren sie übrigens auch in den Wissenschaften. Ein ausgezeichneter Wissenschaftler hat den distanzierten Blick – und zugleich eine Empathie, ein Gefühl des inneren Verständnisses. Norbert Elias hat darüber ein aufschlußreiches Buch geschrieben: Engagement und Distanzierung [Frankfurt 1983].«

Als Peter Pachnicke die Idee entwickelte, eine große Ausstellung zur diesen vielen Brücken zu machen, schickte er Thomas Wolf auf eine Reise durch die Region, die sehr lang wurde.

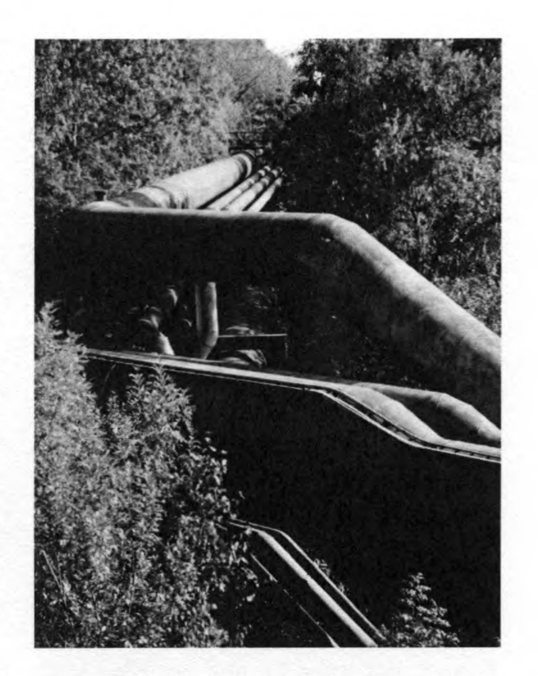
- »Pachnicke«, sage ich, »dieser Goethe des deutschen Ausstellungswesens, krallte mich, damit ich seinen Eckermann spiele – so schrieb ich auf, was ihm einfällt. Und ich gestatte mir stets, auch einiges dazu zu tun – ich weiß: darauf lauert dieser Goethe.«

Ich befragte ihn – und er befragte mich. Und wir befragten Thomas Wolf. Oft geschah dies gar nicht persönlich, sondern mit dem Packen Fotografien, die Peter Pachnicke auf seinem sehr langen Tisch auslegte.

So entstand das dritte Buch dieses Kleeblatts: nach den Ausstellungen mit den Titeln ›Kunst setzt Zeichen‹ und ›Die Emscher‹ kam das Brücken-Buch – mit der schönen Schlagzeile ›Leicht und weit‹.

- »Seither«, sagt Stefan Polonyí, »bin ich häufig Gast bei euch. Es tut mir gut, nach einer langen Laufbahn im Beruf so viel Verstehen zu spüren.«

Das Netz der Brücken. Jochen Stemplewski erreicht mit einer Geste unsere Aufmerksamkeit: »Ihr seht durch diese Brücke wie durch einen Bilder-Rahmen hindurch zur nächsten.«



- »Phantastisch!«, bewundert Tonino Guerra.
- »Das Netz der Brücken über den Kanal und über die Emscher«, sagt Jochen Stemplewski, »wurde so angelegt, daß beide Gewässer mit geschickten Sicht-Achsen und mit ihren Pointierungen durch Brücken erlebbar werden Das macht eine Insel aus – man muß den Zusammenhang der Gewässer spüren.«
- Tonino Guerra stimmt zu: »Ein Traum! Jungens, ich hatte nicht gedacht, daß so etwas möglich ist. Das ist geradezu eine Welt-Ausstellung dessen, was man alles mit Brücken gestalten kann.«

Nach einer Zeit intensiven Herum-Schauens sage ich: »Wer anders könnte der Initiator dieses Zusammenhanges gewesen sein als Karl Ganser, der Chef der Internationalen Bauausstellung!«



• »In der Tat: Karl Ganser hatte mich eingeladen«, sagt der Brücken-Professor. »Ich bekam die Chance, in diesem Bereich der Insel weitgehend alles vorzuführen, was man sich unter dem Stichwort ›Brücke‹ denken kann.

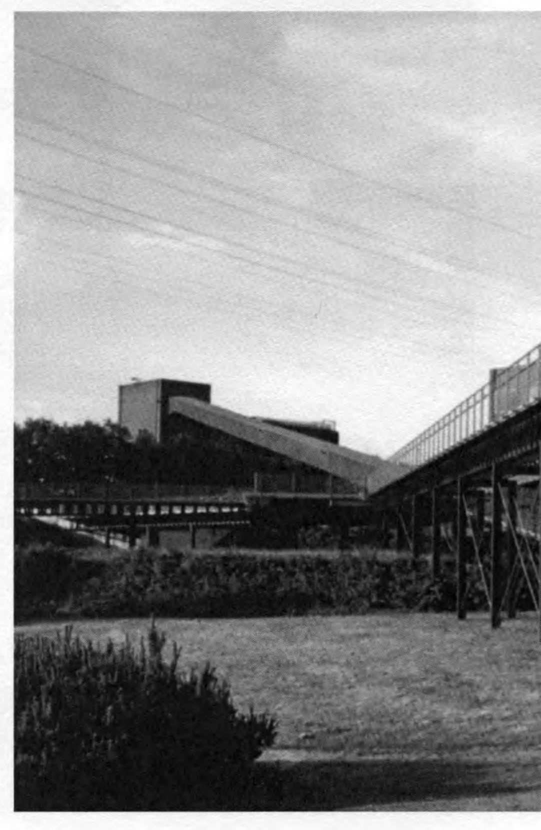
Die erste Sorte Brücke führt über die beiden Wasser-Läufe Emscher und Kanal.

Zweitens: Brücken kann es auch überall dort geben, wo man zwischen zwei Hügeln eine Senke vorfindet. Wir bekamen auch dafür die Chancen, Brücken anzulegen: Da drüben erkennt ihr eine Schlange aus einem roten Rohr. Sie windet sich auf und nieder – und sie trägt auf ihrem wellenförmigen Rücken elegant den Lauf-Steg für die Menschen.

Drittens bauten wir Brücken, um über einem flachen Gelände eine zweite Ebene zu haben. Wir durften da drüben eine Luft-Konstruktion anlegen.

Wir laufen hin und sehen, daß sie sich wie eine Spinne ausbreitet.«

Stefan Polonyí fügt hinzu: »Zu einer solchen Konstruktion bekommt man nur selten die



Gelegenheit. Sie ist eine theaterhafte Bühne in der Landschaft.«

- Tonino Guerra wiegt den Kopf und sagt nach spannender Stille: »Gewöhnlich versinken die vielen Menschen, die Geld haben oder über das Geld anderer Leute verfügen, in einer Banalität, die mich immer wieder erschreckt. Angesichts meiner Erfahrungen eines langen Lebens frage ich mit dem Blick auf diese Schönheiten: Wie kam es dazu, daß hier so etwas Einzigartiges entstand? – mit so viel Verständnis und Experimentierfreudigkeit? – Ich begreife es noch nicht!«
- Stefan Polonyí nickt: »Mitten in sehr komplizierten Prozessen, die einen erschlagen können, geschieht manchmal etwas ganz Einfaches: Der Chef des Unternehmens Bundesgartenschau hieß Rolf Paulin. Dieser Name sagt euch vielleicht etwas: Er führte lange Zeit und unter mehreren Intendanten die Geschäfte des berühmten Theaters im nahen Bochum. Rolf Paulin verstand, was Qualität ist.«
- »Wir brauchen«, sagt Jochen Stemplewski, »immer wieder einen anderen Blick, um zu sehen, was wir tun – und vor allem: was wir tun können.«

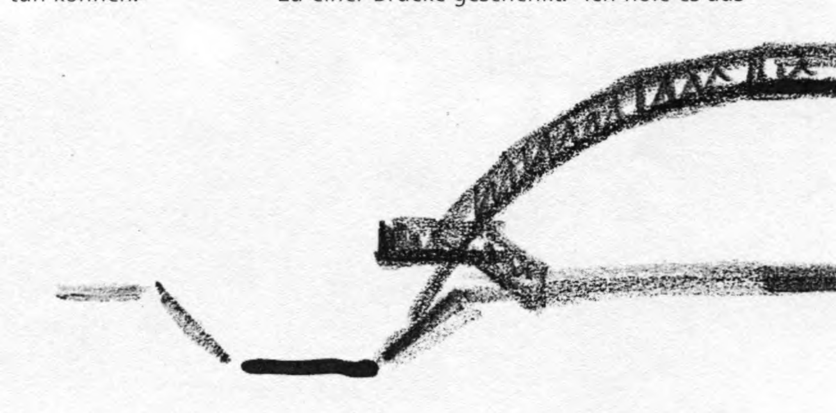
Tonino Guerra: »Jetzt fange ich an zu begreifen, wie dieses Netz der Brücken, das sich auf dem Gelände ausbreitet, als eine poetische Gestaltung der Insel-Landschaft zustande kam.«

- »Dieser Bereich der Insel«, sage ich, »war um das Jahr 2000 der einzige, der fertig war.«

Die Statuen auf den Brücken. Die Gruppe diskutiert über die Brücken.

- »Brücken sind öffentliche Orte.«
- »Man muß sie nicht so rasch wie möglich hinter sich lassen.«
- »Dann sollen die Brücken aber auch Aufenthalts-Qualitäten erhalten. Es kann eine Freude sein, auf Brücken zu stehen – und zu schauen.«
- »Brücken können auch Plätze sein.«
- »Auf manchen«, sagt Tonino Guerra, »kann eine Statue stehen: ein Mensch, der aufs Wasser und zur Insel hinüber schaut.
- »Nachts können sie beleuchtet werden.«

Die Hochzeits-Brücke. »Neulich hat mir der Bildhauer Jan Bormann in Castrop Rauxel ein Blatt mit einem verrückten Entwurf zu einer Brücke geschenkt.« Ich hole es aus



der Tasche und halte es hoch: ein Paradoxon.

»Dazu gehört eine Geschichte, die Jan Bormann mir erzählte. ›Zuerst konnten die Königs-Kinder nicht zueinander kommen, jeder kennt die Geschichte, denn das Wasser war viel zu tief – eine traurige Geschichte, bei der ich als Kind immer den Tränen nahe war. Und so wünschen sich alle ein glückliches Ende. Das habe ich entworfen. Wie kommt Wasser zu Wasser, die Emscher und der Kanal?

Ich habe die Gewässer mit einer Brücke in der Luft verbunden – mit einer »Luft-Brücke« von einem Wasser zum anderen Wasser. Mit einem weiten Bogen.«

- »Was für ein schöner Schwung! – elegant, mit großem Atem.«
- »Diese Brücke führt vom inneren Ufer der Emscher zum inneren Ufer des Kanals – sie ist also eine Brücke über das Stück Land zwischen den beiden Gewässern. Ein Paradox.

  Diese phantastische Brücke ist Blick-Punkt, Treff-Punkt, Aussichts-Punkt, Hoch-Punkt. Die Touristen, die mit den Schiffen kommen, steigen an dieser Halte aus und laufen auf diese Brücke empor – und dann können sie die beiden Gewässer gleichzeitig sehen.

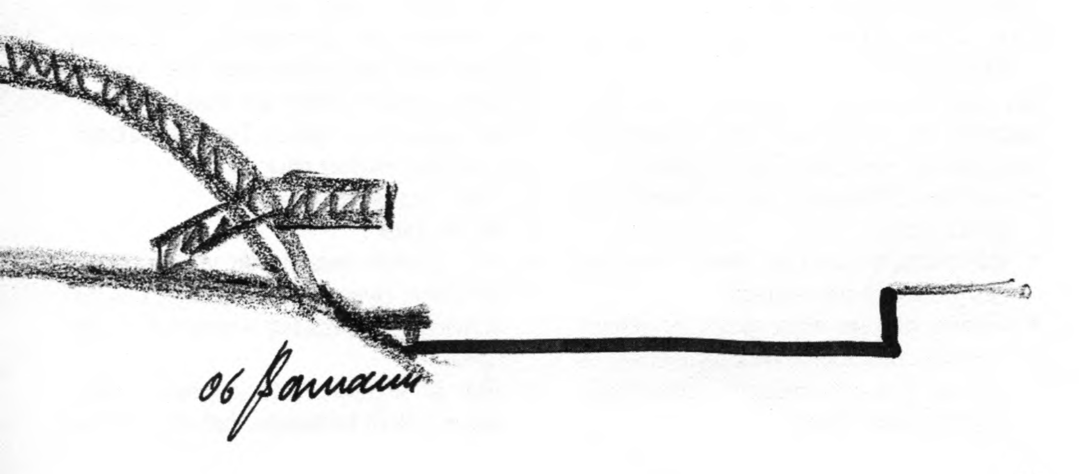
  In der Köpfen der Menschen kommen die Emscher und der Kanal zusammen.

  Daher nenne ich diese Brücke die Hochzeits-Brücke‹, sagte der Bildhauer Jan Bormann.«
- »Ein schönes Bild: die Schiffe auf dem Kanal, die vorbei fahren.«

Am Kanal ist der Wasser-Spiegel höher als an der Emscher. »Daher scheinen die Schiffe zu schweben.«

Oben auf der Brücke halten fast alle Radfahrer, die oft in langen Pulks unterwegs sind, an.

- »Das ist einer der schönsten Aussichts-Punkte über der spannenden Wasser-Landschaft.«
- »Kinder winken den Leuten auf den Schiffen zu. Mir sagte neulich ein Schiffer, er möchte jedesmal, wenn er hier vorbei fährt, am liebsten anlegen und einige Stunden da bleiben. Aber das läßt seine Rederei nicht zu. Sie sagt: Bei uns ist Zeit Geld.«
- »Ich kehre den blöden Satz lieber um und sage: Wenn ich Geld habe, möchte ich mir dafür Zeit kaufen.«



Die Gewässer

Erkenntnis-öffnende Beobachtungs-Plätze. Die Emschergenossenschaft hat an den Gewässern, auch am Kanal, von Planern und Künstlern, die ein Auge dafür haben, Situationen finden lassen, die, wie sie sagt, »erkenntnis-öffnende Blicke«, fördern. An manchen Stellen steht eine Tafel, manche andere erklären sich selbst.

Einige Szenen sind so gemacht, daß sich dort Gruppen niederlassen, um miteinander zu reden. Wir setzen uns auf drei Bänke am Ufer der Emscher.

Thomas Henke kommt hinzu. Als Kind und als junger Mann hat er lange an der Emscher gelebt. Als jugendlicher 68er besetzte er mit seinen Leuten zwei Siedlungen, jetzt lebt er in Berlin – wegen seines Arbeits-Platzes in Potsdam: als Ministerialer im Ministerium für Infrastruktur des Landes Brandenburg. Dort nennt er sich mit Stolz »ein Heimatvertriebener aus dem Ruhrgebiet«»

Die Unterschiede. Links und rechts: Wasser – Wasser – Wasser. Der Kanal ist breit – eine immense Wasser-Fläche.

- »In dieser Region übertrifft ihn nur der Rhein an Weite.«

Ein ungewöhnlicher Gedanke: sich vorzustellen, wie weit diese Wasser-Fläche sich nach Westen und nach Osten ausdehnt.

- »Auf der anderen Seite des Damms fließt die Emscher.«
- »Sie erscheint wie eine kleine Schwester des großen Bruders Kanal.«
- »Schön, daß sie nicht gleich aussehen«, meint Tonino Guerra. »Wie die Menschen, wie wir hier, – sie mögen unterschiedliche Gesichter haben.«
- Jochen Stemplewski sagt: »Wir haben sehr darauf geachtet, daß die Räume des Wasser differenziert sind. Der Kanal wirkt durch seine Weite, da kann man nicht viel machen, aber einige Ausbuchtungen, das heißt die vielen alten Anlege-Stellen für die gewesenen Industrien, sorgen für Variation. Aber an der Emscher waren wir weniger an strenge Vorgaben gebunden – und so bekam die Emscher Freiheit.«

Der musikalische Fluß. Die kleine Gruppe diskutiert: Was ist Freiheit?

Jochen Stemplewski resumiert: »In seiner industrialisierten Epoche war die Emscher ein unglaublich gebändigter, gefesselter Fluß. Aber seit wir ihn neu durchdachten, ihn geradezu neu entwarfen, entstand ein durch und durch musikalischer Fluß – mit vielen Variationen, Kontrasten, Kontrapunkten, Überraschungen.« Lange Zeit herrscht Schweigen. Jeder ist beschäftigt, sich einen Fluß und Musik vorzustellen.

Schließlich sagt Jochen Stemplewski: »Wir hatten eine umfangreiche Diskussion geführt. Am Ende kristallisierte sich heraus: Es gibt in unserer Arbeit am Fluß kein wirkliches Zurück zur Natur. Dann benutzten wir das Wort ›naturnah‹.«

- »Aber dies ist keine Natur.«
- »In der Tat.«
- »Wir können jedoch von ›neuer Natur‹ sprechen. Denn in dem Gefüge, das ihr angelegt habt, wächst – natürlich! – viel Natur.«
- »Das ist sichtbar. Doch insgesamt müssen wir nicht bedauern, daß die einstige

Natur des Flusses nicht wiederherstellbar ist, dafür gibt es viele Gründe.

Seit einiger Zeit lautet unser Motto: Vorwärts zur Kunst!«

Die kleinen Häfen. Die Gruppe läuft auf dem Damm des Kanals ein Stück weiter. Fahrräder überholen uns. Spaziergänger begegnen uns. Nach einigen Minuten kommen wir zu einer der vielen kleinen Hafen-Buchten des Kanals.

»Fast alle wurden geschaffen für die Schiffe, die die Firmen mit Erzen belieferten; oder Kohle abholten. Weil im Kanal das Wasser ruhig ist, mußte für diese Schiffe kein Flucht-Ort wie auf dem Meer geschaffen werden, also kein üblicher Hafen, sondern es genügte, ihnen ein bißchen Platz neben der Fahrbahn zu schaffen.«

Die bunten Schiffe. An einem kleinen Hafen zeigt Thomas Henke, was er einst konzipiert hatte. »Ich lebe jetzt in Berlin-Nikolassee. Früher wohnte ich eine Zeit lang neben der Insel, ich war damals einer der Häuptlinge der Haus-Besetzer, die die Siedlung Ripshorster Straße erobert hatten. Jetzt arbeite ich in Potsdam, in einer Wasser-Stadt.

Ihr habt hier vor Augen, wie eine meiner Phantasien real geworden ist: In dieser kleinen Hafen-Bucht liegt ein Pulk von bunten Schiffen. Viele Schiffs-Eigner wurden gebeten, ihre Schiff farbig zu machen – es hatte Erfolg. Nun können wir unseren Freund Vincent van Gogh einladen, die Geschichte dieser farbigen Boote visuell zu erzählen.«

Wir beobachten, wie einige Familien in die Boote steigen und aufs Wasser hinaus fahren.

Auf dem schrägen Terrain des Ufers liegt das große Skelett eines Schiffes. Seine Balken sehen aus wie Stacheln eines Igels.

- »Wird dies ein Schiff? Oder war es ein Schiff?«
- »Ihr wißt«, antwortet Thomas Henke, »daß Werner Ruhnau der Architekt des Mitspiels auf den Plätzen und der Fest-Kultur ist. 1972 legte er für die Olympiade in München die ›Spielstraße‹ an. Für diese bunte Flotte entwickelte er ein Spiel, das jedes Jahr zweimal aufgeführt wird. Zur Bühnen-Szenerie gehört dieses bizarre Skelett.

  Und dann: Denkt euch das Wasser als einen Platz – das ist ganz einfach, nicht wahr? Zu den Wasser-Festen fahren die bunten Boote auf diese wunderbare Fläche. Sie gestalten darauf eine Choreographie. Es bleibt kurze Zeit stehen. Dann verändert es sich – wie von einer unsichtbaren Hand geführt und gelenkt.«

Die Gruppe bleibt eine Weile still sitzen und überlegt, was in der Faszination solcher Muster oder Formationen und ihrer Bewegung steckt. Archaische menschliche Erfahrungen? Ein Vergnügen über die Gestaltbarkeit in dieser Welt? Was bewegt Menschen, etwas zu verändern? Warum mit dem Wasser und mit solchen Schiffen?

»Ich weiß keine Antwort«, sagt Tonino Guerra. »Lassen wir es offen – das verlängert unseren Geist in die Weite von Zeit und Raum. Fast alle meine Filme haben in ihren Geschichten keine Antwort. Ich weiß, das steht im Gegensatz zu Hollywood. Aber Hollywood ist banal, es meint, auf alles einen simplen Abschluß setzen zu müssen. Doch unser Leben ist nicht simpel – es hat einen offenen Horizont ...«

Der Blick über den Teller-Rand. Die Gruppe hat sich verabredet mit den Machern der Insel. Ein Bully der Emschergenossenschaft bringt einige der Mitarbeiter zu uns:

Werner Geisler, Beate Hegemann, Martina Oldengott und Tomas Grohé, der einer der IBA-Mitarbeiter war. Fröhlich laufen sie auf uns zu. Jochen Stemplewski begrüßt sie.

Ich erzähle Tonino Guerra, was hier geschehen ist. Die Leute hören aufmerksam zu, obwohl sie die Geschichte lange und gut kennen – aber es hat seine eigene Faszination, etwas selbst Erlebtes, in dem jeder das Subjekt des Gestaltens war, noch einmal von einem anderen erzählt zu bekommen.

»Schon vor langer Zeit«, sage ich, »hat Jochen Stemplewski die Führung des gigantischen Unternehmens ›Umbau der Emscher‹ übernommen. Seine Leistung war es, diese gewaltige Aufgabe zu öffnen: den Blick über den Rand der Zunft zu schaffen.

Er diskutierte ständig, daß es zwar in der Hauptsache darum geht, das Wasser zu zähmen, zu disziplinieren, es gut zu nutzen. Und zugleich entwickelte er den Gedanken: Mit dieser Unternehmung können Impulse in der Region ausgelöst werden.

Dafür suchte er sich Mitarbeiter, die die Konzeption verstanden, die sie tragen und helfen, sie weiter zu entwickeln.

Das ist nicht immer einfach, denn es gibt wie überall viel zu viele Bedenken-Träger. Macht euch klar: Das Ruhrgebiet war vor der Krise keine Region der Phantasie.«

- »Es ist einfacher, gegen etwas zu sein, als etwas zu entwickeln«, sagt nachdenklich Tonino Guerra. »Es ist Mühe, erst einmal zu suchen, was man will – das liegt meist nicht fertig auf dem Tisch.«

Die große Geschichte des Wasser-Baues. »Für viele Menschen war der Wasser-Bau lange Zeit eine Selbstverständlichkeit«, sage ich, »er geschah so vor sich hin – sehr tüchtig, aber es wurden dazu keine Fragen gestellt.«

- »In den Niederlanden war das ganz anders«, sagt Werner Geisler, ein Abteilungsleiter in der Emschergenossenschaft. »Unser Nachbar-Land Holland besteht auf immensen Flächen aus der Kunst des Wasser-Baues.«

So geraten wir in ein Gespräch über die Geschichte des Wasser-Baues.

- »Erinnern wir uns an das Zwei-Strom-Land, an die Wasser-Kultur am Euphrat und Tigris.«
- »Jetzt wird sie von amerikanischen und anderen Militärs durch Unverstand, Grausamkeit und Bomben übel ruiniert«, sagt Thomas Henke.
- »Das System einer ausgebreiteten Wasser-Nutzung, das Fruchtbarkeit verhieß, war stets ein Fächer von Kanälen. Diese Gestaltung basiert auf fabelhaften Leistungen des Kopfes: Sie mußte durchdacht sein – präzis vermessen sowie genau und ausbalanciert entworfen werden.«
- »Hut ab«, sagt Tonino Guerra, »das war stets eine Hochleistung der Ingenieur-Kunst.«
- »Die spannendste soziologische Untersuchung zum ›hydaulischen System‹«, sagt Thomas Henke, »machte Karl August Wittvogel mit seinem über 600 Seiten umfangreichen, 1957 erschienenen Buch unter dem Titel ›Die Orientalische Despotie‹. Wittvogel untersucht den Zusammenhang von Wasser-Beherrschung, bürokratischer Organisation und den Möglichkeiten, Macht auszuüben.« –
- »Wir verfügen zwar über manches«, erwidert Jochen Stemplewski, »aber wir sind hier im Ruhrgebiet – anders als im Orient – kein System, das die fundamentalen Überlebens-Notwendigkeiten der Menschen, der Erzeugung von Lebens-Mitteln, organisieren und regu-

lieren muß – und dadurch viel Macht gewonnen hat. Weil wir es mit ganz anderen Verhältnissen und Zielen zu tun haben, sind wir kein politisches System geworden – und werden es auch nicht. In allem, was wir tun, müssen wir mit gleichberechtigten Partnern zusammen arbeiten und sind dabei fast immer auf deren Freiwilligkeit, guten Willen und Einsicht angewiesen.«

- »In Holland«, berichte ich, »wurden in Jahrhunderten umfangreiche Flächen trockengelegt: Sie ermöglichten die ertragreichste Agrar-Produktion: Raps, Fettweiderei, Fleisch, Käse. Die weit überdurchschnittlichen Gewinne legten eine der Grundlagen für den holländischen Kapitalismus: Hier verzinsten sich die eingesetzten Kapitalien besonders hoch – und ermöglichten dadurch weitere Investitionen, vor allem in den Städten und im Schiffs-Bau.
  Das Fundament dieser Wasser-Beherrschung war ein System von Kanälen. Ihre erste Aufgabe: das Wasser aus den Poldern zu sammeln. Zweite Aufgabe: Kanäle wurden zu befahrbaren Wasser-Straßen hergerichtet. Damit besaß Holland lange Zeit das effizienteste Verkehrs-System der Welt.«
- Thomas Henke erinnert daran, daß große Wasser-Leistungen auch Kultur schaffen konnten. »Unser Freund Prof. Wolfgang Meisenheimer erzählte uns, wie daraus im fernen Osten auch Kunst hervor ging.«

Ich wunderte mich lange Zeit, daß im Ruhrgebiet der Wasser-Bau kaum angesehen war. »Aber das änderte sich mit der IBA Emscher Park. Seither gibt es geradezu Pilger-Fahrten zu dem gigantischen Projekt des Emscher Umbaues: Dieser Wasser-Bau wird bewundert.«

Ich sehe das nachdenkliche Gesicht von Jochen Stemplewski.

Die Verhinderer von Atlantis. Die Gruppe vergrößert sich ein weiteres Mal. Ein junger Mann ist zu uns gekommen, ein guter Freund, Kurt Reinhard. Er ist ein Philosoph, berät Design-Firmen und arbeitet in vielfältiger Weise im Weltkulturerbe Zollverein Essen.

»In dieser Gegend«, sagt er, »nahm der Bergbau tief unter der Erde umfangreiche Schichten an Kohle heraus, dann sackte unsere Erd-Oberfläche langsam ab. Dein Haus in Eisenheim ist acht Meter tiefer gesunken. Ein Drittel der Region müßte eigentlich unter Wasser stehen. Aber wie in den niederländischen Poldern leben wir nur deshalb im Trockenen, weil unaufhörlich abgepumpt wird.

Doch was passiert, wenn die Pumpen abgestellt werden? Dann gibt es das neue Atlantis. Das Gebiet verwandelt sich in ein großes Meer. Das einzige, was herausragt, sind Kirchtürme, Fördertürme und Schornsteine. Der große Gasometer wäre ein Leucht-Turm.

Nebenbei: Alle stehen auf der Abschuß-Liste. Kirchen will man abreißen. Förder-Türme hat man schon weitgehend abgerissen. Und die Schornsteine sind auch am Verschwinden. Wohin retten wir uns?

Ich weiß nicht, wie ich auf die Idee gekommen bin, aber ich hab mir mal eine topografische Karte des Ruhrgebietes angesehen, irgendwann. Und dann davon geträumt, was passiert, wenn ...

Einstweilen ist das nur lustig ... aber wenn ich mir das wirklich vorstelle!

Warum erzähle ich dies? Wir können daran auch die Leistung des Wasser-Baues sichtbar machen: Er verhindert das neue Atlantis!«

»Wie fühlt man sich als Herr über die Insel?«, frage ich Jochen Stemplewski, den Vorstandsvorsitzenden der Emschergenossenschaft. Er ist Chef eines Mega-Unternehmens.

- »Immer schon«, antwortet er, »hat der Wasser-Bau viele Entwicklungen in Gang gesetzt. Er schafft neue Industrie-Kultur. Und er schafft Stadt-Entwicklung. Die Emschergenossenschaft versteht sich als der Motor des Emscher-Tales. Und sie ist für alles, was auf der Insel geschieht, der Moderator. Von ihr gehen viele Impulse aus.

  Aber ich möchte auf die Frage auch sehr persönlich antworten – und den menschliche Kern formulieren: Es sollen in dieser Gegend keine menschenfernen Giganten mehr stehen, sondern die Leute können mit dem, was wir tun ›Gut Freund‹ sein.

  Sie sollen wissen: Dies alles ist für Menschen gemacht – es ist ihr Spiel-Feld, auf dem sie sich entfalten dürfen. Dafür versuchen wir, das Beste anzustoßen und zu entwickeln.«

Die Kinder kommen auf die Insel. Wir erreichen einen kleinen Platz.

- »Die Insel ist eine neue Schöpfung«, sagt Jochen Stemplewski. Und augenzwinkernd fügt er hinzu: »Ein bißchen wie es in der Bibel steht.«
- »So erschaffen Sie wie Gott die Erde?«, fragt ebenso augenzwinkernd Tonino Guerra.
- »Das wäre ein wenig übertrieben«, antwortet Jochen Stemplewski. »Er war schon vor mir da. Und daher war schon viel vorhanden. Eher paßt die Geschichte mit der Arche Noah.«



- »Ich habe«, sage ich, »wie in einem guten Theater Leute bestellt – da sind sie!«

Uns kommen Kinder entgegen – Mädchen und Jungen, verkleidet zu Tieren und Märchen-Gestalten. Ihre Begleiterin, Christiane von Königslöw, scheucht sie mit heftigen Bewegungen auf den Platz. Dann bilden sie einen Kreis um uns.

- »Wir sind aus einem poetischen Haus in Dortmund-Wellinghofen aufgebrochen«, sagt Christiane von Königslöw, »von der einen Oase am Marksbach – zur anderen Oase an der Emscher.«

Auf dem kleinen Platz haben sich im Handumdrehen eine Menge Zuschauer versammelt und genießen nun ein Vergnügen an den possierlichen Zwergen.

Die elf Kleinen nehmen Kreide und malen mit konzentrierten Gesichtern ein Rechteck auf den Fußboden des Platzes.

- »Fertig«, ruft die fünfjährige Viktoria, die sich als Löwin verkleidet hat: »Dies hier ist die Arche Noah. Und die Mutter von allen Kindern ist der Noah.«

Gelächter.

Christiane von Königslöw hat ein braunes Kutten-Kleid angezogen, sich einen Bart angeklebt, einen großen schwarzen Hut aufgesetzt und einen dicken Knüppel in die Hand genommen.

Die Kinder laufen dreimal um das gezeichnete Rechteck herum. Dann bleiben sie stehen, der vierjährige Mathes tritt aus der Gruppe hervor und erzählt den Zuschauern die Geschichte von Noah: »Der Noah lädt alle Tiere ein. Damit fährt er los. Er nimmt auch die Pflanzen mit. Und Essen. Und einen Häuptling.« Dann geht Mathes in das Viereck hinein.

Nun breitet der vierjährige Gregor einen großen Bogen aus: »Ich habe hier den





Regenbogen gemalt, weil es regnet und die Sonne scheint. Gottvater läßt den Regenbogen herunter. In die Arche Noah sollen alle Tiere kommen.«

Unter den Zuschauern sagt Janne Günter – ziemlich laut: »Gottvater? Warum nicht Gottmutter – das ist neue Theologie!«

Der kleine Paul breitet einen weiteren Bogen aus: »Ihr bösen Menschen, ihr dürft nicht auf die Arche, weil ihr Unglück schafft.«

Lydia, 4 Jahre alt, entfaltet ihren Bogen und ruft: »Wir gehen bald auf die Arche. Alle Tiere und alle lieben Menschen kommen hinein. Dann soll der Schmetterling uns mit einer goldenen Kugel beschützen. Auch die Bienen sollen uns schützen.«

Die Kinder fassen sich an die Hände. Der Eingang ist schmal. Jetzt sind alle in der Arche. Sie stehen dicht aneinander gedrängt. Ein rotes Tuch wird ausgebreitet: Es bedeutet Feuer. Daran wärmen sie sich.

Laut ruft Lydia in die Zuschauer hinein: »Das Paradies ist im Schiff!«

Der sechsjährige Tim, als Löwe verkleidet, sagt grimmig: »Botschaft! Brief an die Erde: Die Engel sollen alle Tiere und alle Menschen, die auf der Erde sind, beschützen.«

Das klingt, als ob er den Engeln befiehlt.

Ein Zuschauer: »Die Kinder haben ein vertrautes Verhältnis zu den Engeln.«

Reaktion eines Zuschauers: »O ja, gleich sollen die Menschen und Tiere doch alle ertrinken? – so läuft die Geschichte.«

Der fünfjährige Yacin hat sich als Teufel verkleidet, mit struppigem gelbem Haar. Er ruft: »Liebe Erde, liebe Welt, wenn das Wasser wieder weggehen soll, müßt ihr wieder lieb sein auf der Erde.«

Die Zuschauer lachen hell auf. So einen Teufel wünschen sie sich.

Zuruf: »Ist das die Paradoxie des Teufels?«

Ein anderer Zuschauer: »Ein kleiner Mephisto – da ist der Goethe schon unterwegs. Der will stets das Böse – und schafft doch das Gute.«

Ein breitschultriger riesiger Mann erscheint. Die Zuschauer grinsen: Sie kennen ihn aus dem Fernsehen – es ist der berühmte Tauben-Vater Manni Heldt. Er holt aus einem Korb eine Taube und drückt sie Noah in die Hand.

»Fühlt mal«, sagt der Tauben-Vater, »wie das Herzchen von dem Täubchen klopft.« Die Kinder drängen sich um die Taube.

Der sechsjährige Benjamin ruft in die Runde der Zuschauer: »Jetzt schicken wir die Taube los – sie soll auskundschaften, ob Land in Sicht ist.«

Die sechsjährige Judith tritt über das Kreide-Rechteck hinaus: so verläßt sie die Arche und spielt das Balancieren über einen langen Balken. Dann stellt sie sich auf und ruft: »Wir wollen die Erde von Neuem schmücken. Sie soll wieder wachsen und blühen.«

Als ein gewaltiger Tiger verkleidet, tritt der fünfjährige Sebastian auf: »Botschaft an die Erde! Liebe Erde, ich wünsche euch nach dem Hochwasser, daß ihr die Felder schön wachsen laßt. Ich wünsche gute neue Jahre der alten Erde.«

Die sechsjährige Jule, verkleidet als Biene, dreht sich mehrere Male im Kreis und schreit: »Die Sonne scheint wieder!«

Der sechsjährige Finn, in einen großen Dalmatiner-Hund verwandelt: »Ich wünsche der Welt viele neue Kinderleben. Und für mich wünsche ich eine Karibik-Trommel.«

Eine Löwin, die fünfjährige Viktoria, ruft mit kraftvoller Stimme: »Die schöne Erde! Die Buntstifte! Das ist alles so wunderbar bunt! Schmetterlinge fliegen – brüten brüten brüten einen wunderbaren Schein da heraus.«

Eine Zuschauerin fragt die Kinder: »Wie seid ihr denn auf die Arche gekommen?«

Tom antwortet: »Ich habe gespürt, daß die Arche gebaut wird. Und dann habe ich gesehen, daß die Arche gebaut wurde. Und dann bin ich reingekommen – und die anderen war auch schon da. Und ich bin da hingegangen.«

Gespürt – gesehen – gehandelt.

Die Begleiterin, die diesen wunderbaren Kindergarten in Dortmund-Wellinghofen organisiert, sagt: »Mit fünf Jahren haben die Kinder noch gewaltige Intuitionen.«

Eines der Kinder, die Hexe Polonia, erklärt: »Ich habe gemerkt – aus meinem Himmelreich – da hat Gott gesagt: Alles wird überschwemmt. Paß auf! Ich habe aus dem Fenster geguckt und das Schiff gesehen und bin hierher gekommen.«

- »Und jetzt«, sagt Noah, »schaue ich zu, nachdem ihr das Wasser gezähmt habt, was ihr aus dieser gewonnenen Erde macht.«

Jochen Stemplewski verteilt, wie es einem Chef ansteht, Müsli-Riegel an die Kinder. Sie bilden einen Kreis und bedanken sich singend.

»Danke auch für euren Einfalls-Reichtum«, sagt er. Mit viel Getöse ziehen die Kinder winkend davon.



Die Ufer

Die Deiche der Emscher. Die Gruppe verläßt den Platz und läuft einige Schritte weiter zu einer Stelle, die für die Aussicht angelegt ist.

»Das Wasser«, sagt Tonino Guerra, »ist eine gigantische Macht.«

Wir starren auf die weite Wasser-Fläche.

Der Dichter läßt einen Gedanken entstehen. »In dem großen Geschichten-Buch, das die Bibel genannt wird, gibt es für die Gewalt des Wassers und die Findigkeit der Menschen, dies zu überleben, einen einprägsamen Mythos, den euch die Kinder soeben aufgeführt haben: die Geschichte von der gewaltigen Überschwemmung und der menschlichen Findigkeit, der Arche Noah. Plötzlich erscheint von überall her Wasser, der Himmel gießt sich aus, – und nur die Kunst des intelligenten Umgangs mit dem Wasser, wozu der Schiff-Bau gehört, rettet sie.«

Jochen Stemplewski assoziiert die Geschichte der Emscher: »Die plötzliche Gewalt des Wassers erlebten jahrhundertelang die Menschen am Fluß. Er konnte in biblischer Weise gefährlich werden. Wenn

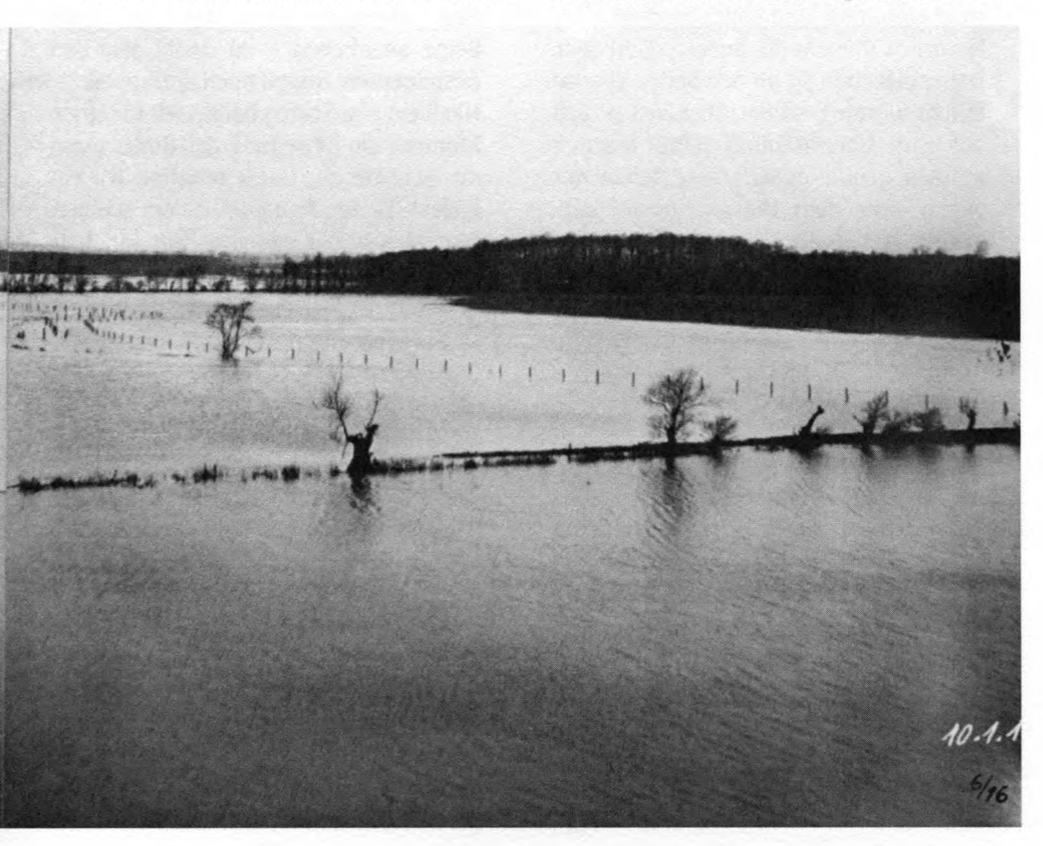


der Himmel gewaltige Wolken auf diese Gegend entleerte, schwollen das Netz der Bäche und der Fluß an. Dies geschah oft von einem Tag zum anderen. Dann wälzte sich eine Flut breit durch das flache Tal – ausgedehnt bis hin zum Rhein. Die Bauern retteten sich mit ihrem Vieh auf ihren kleinen Hügel, den ihre Voreltern vor Urzeiten aus getrocknetem Schlamm aufgeworfen hatten. Jetzt wißt ihr, daß es an der Emscher eine lange Kette von Archen gab.«

- Stefan Polonyí sagt: »Es dauerte lange Zeit, bis Menschen auf einen zweiten rettenden Gedanken kamen: Sie taten sich zusammen und reihten die vielen Archen Noahs aneinander ...«
- Zwischen-Ruf: »... das verstehe ich nicht.«
- ... sehr einfach«, erklärt Stefan Polónyi lachend. »Wenn du lauter Archen zusammenbindest, bekommst du einen Deich. Das Prinzip des Deichs ist die ausgreifende Arche Noahs. So entstanden die Deiche.«

Ich füge hinzu: »Dieses gewaltige Unternehmen war in den Niederlanden schon Jahrhunderte zuvor eine Selbstverständlichkeit. In dieser Region entwickelte es sich erst in der Industrie-Epoche – genauer: kurz nach 1900.

Dann aber gab es keine Gnade mehr für den ungehorsamen wilden Fluß. Er wurde gebändigt, indem er eine ganz neue Gestalt erhielt – eine Art Super-Deich, der den Deich noch an Wirkung übertraft: eine



Rinne aus Beton – und an beiden Seiten ein hoher Beton-Deich. Das war das Ende der Gefahren des Wassers.«

Die Deiche des Kanals. »Und der Schiffahrts-Kanal?«, fragt Kurt Reinhardt.

- »Darin«, antwortet Tomas Grohé, »benimmt sich das Wasser völlig anders als im Fluß: Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie zahm es ist.«
- »Im Schiffahrts-Kanal hat es keinerlei Gefälle«, sagt Werner Geisler.
- »Das Wasser im Kanal«, erklärt Jochen Stemplewski, »läuft in mehreren scheinbar endlos langen Becken, die im Gegensatz zum Fluß völlig eben sind. In diesen Becken ruht das Wasser – es verhält sich total gemütlich und völlig friedlich.
  Natürlich müssen die Becken dicht sein. Daher erhielten sie an den Seiten ebenso Deiche wie die Emscher. Aber weil sie sich auf keine Überraschung gefaßt machen müssen, genügt es, daß diese Deiche nur wenig über dem Wasser-Spiegel aufsteigen.«

Die Treppen. Auf dem Fahrrad kommt der junge Architekt Gioacchino (d. h. Joachim) Nigrelli, steigt ab, macht eine italienische Geste – das wirkt sofort: Die Gesichter hellen sich auf.

Als kleiner Junge kam er mit seinen Eltern aus Italien und wuchs in Deutschland auf. Sein Architektur-Studium machte er in Dortmund und in Florenz. Inzwischen ist er in den Deutschen Werkbund berufen. Vor kurzem übernahm er in Oberhausen das Büro seines Schwiegervaters.

Gioacchino Nigrelli stammt aus einem Land, in dem die schönsten Treppen Europas angelegt wurden.

- »Wir sind besessen von aller Art Szenerie«, sagt er. »Das kommt wohl daher, daß es uns immer noch Spaß macht, mit den Füßen, mit den Augen und mit ausgebreiteten Armen zu laufen.
  Von daher haben wir die Lust, wenn wir entwerfen, uns erstmal unterschiedliche Leute vor Augen zu stellen – ganz konkret. Dann setzen wir sie in Bewegung – ein wahnsinniger Vorgang! Und dann schauen wir, wie sie sich verhalten ...
  Nun geben wir ihren Schritten einen Boden. Dieser Boden kann sich bewegen – dann haben wir eine Boden-Welle, wie das Ufer oder eine Düne. Jetzt ist er in Schwingung geraten – er schwingt nach oben und nach unten.
  Wenn du den Boden schräg und glatt ansteigen läßt, erhältst du eine Rampe. Fast jedermann ist in der Lage, seine Beine anzuheben – du darfst also den ansteigenden Boden auch abtreppen.
  Nach einigen Stufen halten wir für einen Moment die Bewegung des Bodens und der Schritte an: Dafür schaffen wir ein Podest. Dieses Anhalten ist ein schöner Augenblick: Wir genießen das Innehalten – sowohl körperlich als Ruhe wie auch für die Augen als Blick.
  Das Entwurfs-Prinzip habt ihr gewiß durchschaut: Wir entwerfen, weil wir die Menschen kennen – und wir entwerfen für ihr Verhalten. Das Verhalten ist der Inhalt der Formen.
  Wir entwarfen also einen Moment des Ausruhens: das Treppen-Podest. Wir können auch Stille entwerfen. Oder das Ausschauen. Oder eine Aufforderung zur Höflichkeit, um jemanden passieren zu lassen. So muß eigentlich in aller guten Architektur die Psychologie das erste sein – daraus folgt dann die gebaute Gestalt.
  Wenn wir nun die Treppe weiter aufsteigen, fliegen die Augen den Füßen voraus



– einige Stufen nach oben. Oft entsteht dann ein zweites Podest. Die Leute halten erneut ein. Sie atmen durch. Manchmal kann ihnen ein Panorama entgegen kommen – und sie antworten darauf: mit einem weit ausgreifenden Blick.
Ist dies ein simpler Ausguck? Oder glaubst du, daß an dieser Stelle der Flug der Engel beginnt? – wie im Film von Peter Handke und Wim Wenders.«

Gioacchino Nigrelli zeigt uns in Zeichnungen einige von den Treppen, die er entworfen hat.

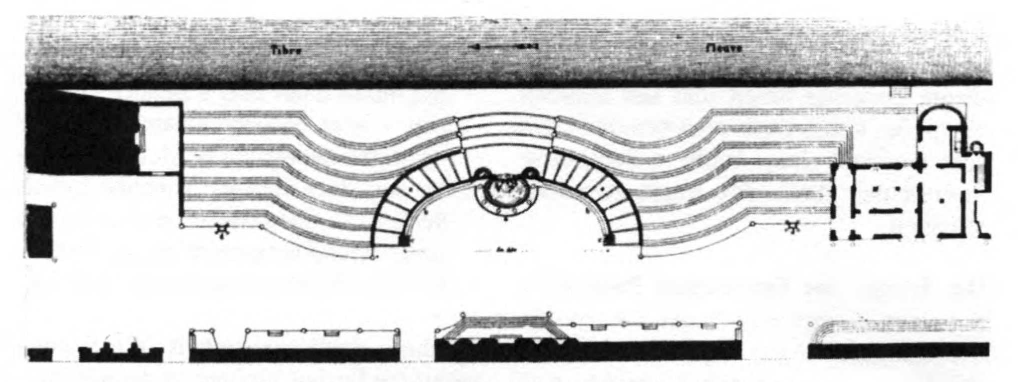
- »Für eine Treppe«, sagt Tonino Guerra, »braucht man nicht viel Höhe. Einige Meter genügen. Auch im Flachland lassen sich erstaunliche Treppen bauen. Ihr könnt an euren Deichen wunderbare Treppen anlegen. Bedient euch der Künste meines jungen Landsmannes.«

Die Spanische Treppe. Gioacchino Nigrelli zeigt ein Buch und erklärt dazu: »Janne Günter, der Utrechter Professor Wessel Reinink und Roland Günter verfaßten es zusammen und veröffentlichten es 1978. Da war ich übrigens noch ein kleines Kind.

Es handelt von der schönsten Treppe, die es gibt: von der ›Spanischen Treppe‹ in Rom. Der römische Architekt Francesco de Sanctis (1693-1740) entwarf und baute sie in der Zeit von 1721 bis 1726. Damals war er 28 Jahre alt.

Er verwandte Anregungen von Alessandro Specchi (1688-1729), vor allem aus dessen Architektur für die Arbeit. Denn Specchi hatte 20 Jahre zuvor in Rom am hohen Ufer des Tiber den Ripetta-Hafen gebaut – als eine für das damalige Be- und Entladen der Schiffe sehr nützliche Anlage mit vielen Stufen und Podesten. Diese Nutz-Architektur war zudem eine große Schönheit





oben: Der Ripetta-Hafen am Tiber in Rom (Alessandro Specchi)
unten: Die 120 m lange ›Spanische Treppe‹ in Rom (1721 von Francesco de Sanctis)

– durch Gestaltung. Leider wurde sie später abgerissen. Schade, schade, schade – sie diente einfacher Arbeit und war zugleich ein großes Kunst-Werk. Jetzt bemühen sich sehr ernsthaft einige Leute in Rom, diese in Ansichten überlieferte Treppe zu rekonstruieren.

Die Treppe am Spanischen Platz führt auf einen 20 m hohen Hügel. Die meisten unserer Halden in der Region reichen nicht viel höher. Die Spanische Treppe hat eine ungewöhnliche Länge: 80 Meter – das ist fast die Ausdehnung eines Fußball-Feldes. Stellt euch diese Treppe vor Augen.

Daran erkennt ihr etwas sehr Wichtiges: Diese Treppe führt uns nicht so rasch wie möglich in die Höhe, sondern sie macht etwas Paradoxes: Ihre Kunst besteht darin, uns so geschickt wie möglich aufzuhalten. Darin ist sie eine geniale Verführerin: raffiniert bringt sie uns zum Bleiben.

Wenn die Verführung besonders geschickt ist, bemerken wir gar nicht mehr, was wir eigentlich wollten – nämlich aufsteigen.

Wenn eine Treppe gut gelingt, bietet sie uns etwas sehr Kostbares: die Podeste als kleine feine Plätze. Manchmal einen Platz nach dem anderen.

Selbst die Stufen können zum Aufenthalt verführen: Wenn sie so breit sind, daß wir – wie in einem Amphitheater – Lust haben, uns darauf hinzusetzen.

Wir wollen nun an der Insel weiter arbeiten: an den langen Deichen viele solcher Treppen anlegen. Dann können wir mit einer unendlichen Anzahl von Blicken die Gewässer der Insel genießen.«

Die Gruppe wandert am Ufer entlang und probiert einige Treppen aus, die vor kurzer Zeit angelegt wurden.

Sie diskutiert lange und engagiert darüber.

- »Manche Treppen«, sagt Martina Oldengott, »dienen nur der Funktion, so rasch wie möglich auf oder absteigen zu können – aber darüber hinaus haben sie nicht den geringsten Geist. Der Entwerfer soll stets über die Funktion hinaus denken: an Mehr-Werte, wie sie soeben unser Freund Gioacchino schilderte.«
- Kurt Reinhardt: »Genau dies ist Kultur.«

Symbole der Langsamkeit: die Schnecken. Die Gruppe beobachtet die Rad-Fahrer, die in großer Zahl vorbei kommen.

»Die Torheiten der Menschen«, hörte ich von Shakespeare, »rühren her von ihrer Unfähigkeit zu warten.«

Tonino Guerra macht ein nachdenkliches Gesicht. Dann sagt er: »Es ist eine Seuche der Menschheit, daß die Leute glauben, sie müßten sich auch als Fußgänger und Radfahrer genau so aufführen wie ihre Autos – nämlich so schnell wie möglich von A nach B kommen. Dann erleben sie wenig und vergessen, was ihnen im Augenblick begegnete. In der Eile verschwindet die Welt.

Die Insel hat eine wichtige Botschaft: Reißt euch die Eile aus dem Herz und aus dem Kopf!

Es würde mir sehr gefallen, wenn unsere Bildhauer überall Schnecken aufstellen: als Aufforderungen, langsam zu werden. Dann werden die Leute darauf aufmerksam gemacht, daß sie nur in der Langsamkeit fähig sind, die Geschenke, die sie hier überall von der Insel bekommen, wahrzunehmen und im Kopf nach Hause zu tragen.«

Das Ufer-Theater. »Jede Treppe«, sagt Gioacchino Nigrelli, »kann so entworfen werden, daß sie ein kleines Theater ist.

Ich führe euch nun zu einem großen Theater, – es ist wirklich gewaltig. Dort wer-

det ihr sehen, was man aus einem Abhang mit der Idee der Treppe machen kann.«
Das Boot bringt die Gruppe auf dem Kanal zum Gelände der Bundesgarten-Schau in Gelsenkirchen-Horst.

Ein wenig schwankend betreten die Leute das Ufer und gelangen mit wenigen Schritten ins Halbrund eines großen Theaters.

- »Die Gestalt dieses Theaters«, gebe ich zum Nachdenken, »ist rund 2.500 Jahre alt.«
- Tomas Grohé: »Ich mahne tiefes Nachdenken in einer Zeit an, die glaubt, aller Fortschritt bestehe einzig aus der Gegenwart: Tatsächlich ist oft das Älteste das Modernste.«
- »Warum ist dies so modern?«, frage ich – und antworte mit selbst: »Wir sind entzückt von den Wirkungen dieser Bau-Gestalt: vom Rund, vom Untereinander und vom Übereinander. Es wirkt ausgewogen groß und zugleich intim. Was sich im Inneren des Rundes abspielt wird zugleich überlagert von dem, was sich als großes Panorama draußen erschließt: vom Gewässer und von der Landschaft.
  Diese Bau-Gestalt ist seit drei Jahrtausenden eine erprobte und unübertreffliche Weise, Menschen zuammen zu holen und sie dies intensiv spüren zu lassen.
  Relativ neu daran ist einzig, daß hier das Wasser ein Teil des Bühnen-Prospektes ist. Aber das Prinzip ist alt: Im Theater die Landschaft genießen.«

Mäander. Die Wanderer kommen an der Emscher zu einem Bereich, in dem sie nicht mehr gerade läuft, sondern hin und her pendelt.

- »Jahrtausendelang lief sie so«, erklärt Beate Hegemann. »Sie versuchte, der kleinsten Unebenheit auszuweichen – dafür machte sie einen Umweg – und dann reihten sich die Umwege. Hinzu kam: nach jedem Hochwasser grub sich der Fluß an vielen Stellen ein neues Bett.
  Alte Karten zeigen, daß sich die Emscher wie eine Schlange durch das Tal gewunden hat. Die Geografen nennen dies: Mäander – nach einem besonders charakteristisch gewundenen Fluß in Vorderasien. Diesen Namen erhielt dann ein antikes Ornament, in dem die Linie in einer geistreich konstruierten Führung ein Höchstmaß an Schlingen formt.«

Tomas Grohé erklärt: »Als der Emscher-Umbau entworfen wurde, entstand die Vorstellung: Geben wir ihr erneut ein Bett, wie sie es einst besaß.

Darüber entstand eine heftige Diskussion. In diesem Prozeß schälte sich rasch die Erkenntnis heraus: Wie der Fluß ursprünglich lief, das kann überhaupt nicht wieder hergestellt werden. Denn die Menschen haben in den hundert Jahren seit der Kanalisierung die aufgegebenen Grundstücke vom alten Bett der Emscher anders besetzt und genutzt. Auch die Annäherung daran ist schwierig.«

»Als über die Kosten diskutiert wurde«, setzt Jochen Stemplewski die Argumentation fort, »erkannten die Gestalter rasch, daß es nicht bezahlbar war, die gesamte Emscher mäandrieren zu lassen. So kam man überein, die neue Emscher nur an einigen Stellen mit einem Mäander-Gang zu gestalten – eher symbolisch.

Tomas Grohé: »Dann kam ein Niederländer, der Utrechter Planer van Doren, und brachte aus den Erfahrungen seines Polder-Landes einen neuen Blick in die Diskussion ein: ›Schaut euch Deiche an‹, sagte er, ›sie können eine ausgreifende Geste und einen

langen Atem besitzen. Auch dies hat eine Schönheit. Wir erleben sie vor allem an der unteren Emscher, kurz vor dem Rhein.

So gibt es nur an wenigen Stellen den Mäander. Aber dort finden wir dann besonders spannende Wasser-Landschaften.«

Menschen-Wege am Wasser. »Früher«, sage ich, »gab es am Wasser der Emscher keine Wege, das zeigt das interessante Buch von Hubert Kurowski über ›Die Emscher‹ (Essen 1993). Denn der Fluß war unberechenbar. So entstanden allein in einigem Abstand im Landes-Inneren Wege.«

- »Und die Deiche?«, fragt Thomas Henke. »Ich denke an die Niederlande: dort gab es oft einzig auf den Deichen Wege. Gab es hier auf den Deichen keine?«
- »Doch – sie wurden erst später auf der kanalisierten Emscher angelegt – aber nur für die Fahrzeuge der Emschergenossenschaft, die den Schmutzwasser-Kanal des Reviers pflegten. Den Anwohnern war das Betreten verboten. Denn: auf den Schrägen der Deiche konnte man ins Wasser abgleiten – und kam dann nicht mehr heraus. So ertranken etliche Menschen.«
- »Und die Deiche der Kanäle?«
- »Auf ihnen entstanden bereichsweise die ersten Wander-Wege am Wasser.«
- »Und wie entwickelten sich die herrlichen Wege am Wasser, auf denen heute tausende von Menschen laufen?«
- Ich wiederhole eine Antwort, die sich inzwischen weit herumgesprochen hat: »Daran kann man den Struktur-Wandel ablesen: Aus Wirtschafts-Wegen wurden Menschen-Wege.«

Die kleinen Plätze am Weg. Wir sehen, daß manche Radfahrer mit viel Tempo vorbei rasen.

Einige unserer Leute schütteln die Köpfe.

Jochen Stemplewski: »Wie können wir die Leute verlangsamen? Darüber machten wir uns oft Gedanken. Wir möchten nicht, daß die Insel eine neue Art Autobahn ist – für den Schnell-Gang von Wanderern und Rad-Fahrern.«

- »Dafür habt ihr euch in der Tat einiges einfallen lassen«, sagt bewundernd Tonino Guerra.
- »Darauf sind wir stolz«, sagt Beate Hegemann. »Wir schufen geradezu systematisch viele Punkte, die die Menschen ähnlich festhalten möchten, wie wir es vorhin lange an der Treppe diskutierten. Wichtigste Maßnahme: Die Wege erhielten eine Vielzahl von kleinen Plätzen. Wir gaben ihnen sehr unterschiedliche Charaktere.

  Und an ihnen erhalten die Leute subtile und auch offene Aufforderungen: zum Einhalten, zum Nachdenken, zum Still sein – und zum Schauen.«

Ich führe den Faden weiter: »In solchen schönen Situationen kann ein Gedanke anfliegen – wie eine kleine farbige Wolke. Das haben wir von dir gelernt, Tonino – von den poetischen Orten im Tal der Marecchia. Wir werden später zu den poetischen Orten kommen, an denen wir hier arbeiten.«

Wege als Inszenierung: Blicke auf der Insel. Wege gibt es auch auf der anderen Seite des Kanals und an der Emscher entlang.

Lachend kommt uns Andreas Kipar entgegen. Er spricht Tonino Guerra in schönstem Italienisch an und genießt dessen Verwunderung. Andreas Kipar ist ein deutscher Landschafts-Planer mit zwei Büros – in Duisburg und in Mailand.



- »Warum in Mailand?«, fragt Tonino Guerra.
- »Ganz einfach: die Liebe ist auf eine italienische Frau gefallen und ich habe sie geheiratet.«
- Tonino Guerra sagt lachend: »Und ich habe eine russische Frau.«
- »Zum Nachdenken«, sagt Andreas Kipar, »ein Büro in Duisburg und ein zweites in Mailand – damit mache ich zwei Erfahrungen – wir können sie aufeinander beziehen. Ich denken, das ist ein wichtiger Teil des Lernens.

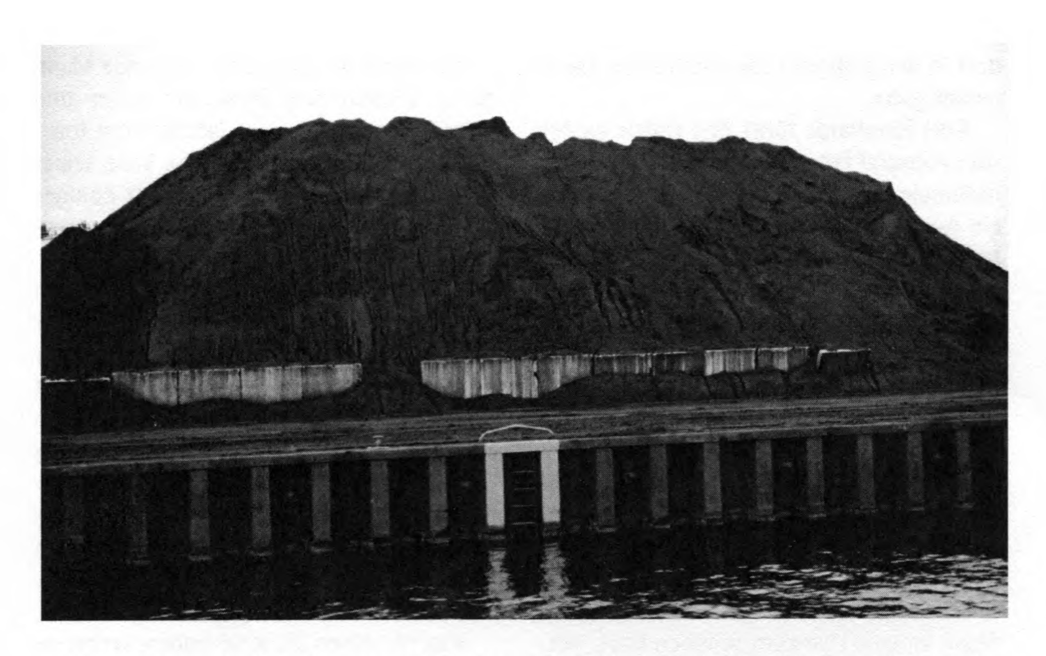
  Ihr wißt: Italien ist seit jeher das Land des Sich-Zeigens und des Schauens. Italienisches Denken des Zeigens, des Darstellens, kann auch bei uns hier nützlich sein.

  Das Heraus-Präparieren des Ruhrgebietes und der Insel darf man nicht den Werbe-Agenturen überlassen, denn diese Fuzzis wissen nichts davon, wie man etwas substantiell sichtbar macht – sie begnügen sich mit austauschbaren und flachen Gags. Wir müssen unsere Insel substantiell zeigen.

  Der Mythos von Florenz wurde nicht von Werbe-Agenturen entwickelt, sondern von Literaten, Künstlern, Intellektuellen. Italien ist das Land der wichtigen Veduten, das heißt der Ansichten, der Aussichten und in der Bildenden Kunst: der wirklichkeitsgetreuen Darstellung einer Landschaft oder eines Stadt-Bildes.

  Wir können daraus lernen. Laßt uns auch hier nach Veduten suchen.

  Konkret – sorgen wir dafür, daß Blick-Schneisen entstehen! Markieren wir Ansichten!«
- Ich sage: »Mit Andreas haben wir lange über die Blicke in der Landschaft diskutiert. Aber oft wächst das unaufhaltsame Grün dazwischen. Es ist ja in vielen Bereichen gut, daß Grün und Bäume wachsen und wuchern können. Aber wenn sie alles zuwuchern, verschwinden Möglichkeiten. Es ist wichtig, eine Balance zwischen dem Grün und dem



Schauen zu finden. Dazu gehört das Frei-Schneiden von Blick-Möglichkeiten. Dann erhalten die Wege eine Menge an weiteren Qualitäten. Sie werden erheblich interessanter. Blicke locken Wanderer und Radfahrer zum Anhalten. Genießen kann man nur aus der Ruhe.«

Andreas Kipar berichtet, daß er vor einiger Zeit zusammen mit mir vom Regionalverband den Auftrag erhalten hatte, einen Plan von der Region zu machen, in dem die wichtigen Blicke eingetragen sind.

Das Vorbild dafür war die Park-Stadt Oberhausen. Dort hatte der Kurator der Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen, Professor Peter Pachnicke, den damaligen Oberbürgermeister, Burkhard Drescher, überzeugt, daß es wichtig sei, das Grün erneut für die schönen Blicke zu öffnen, die es einst gab. Daraus entstand ein Pflege-Programm.

»Die WBO«, kommentiere ich, »schnitt die Bäume so, daß es nun in einigen Bereichen der Stadt eine Lust ist, zu schauen.«

Das Gestalten von Ein- und Aus-Blicken. »Das Frei-Schneiden ist ein Gestaltungs-Prozeß«, sagt Andreas Kipar. »Damit kann man in der Landschaft Pointen setzen.«

Die Gruppe diskutiert lange an Beispielen aus der Geschichte der Landschafts-Gestaltung über die Bedeutung des Schauens.

- »Schau-Lust«, gibt Andreas Kipar zum Nachdenken, »ist eines der urtümlichsten Vergnügen der Menschheit.«
- »Natürlich hat auch die Schau-Lust ihre Geschichte – eine Mental-Geschichte. Zu Zeiten wird sie besonders gefördert. In Amsterdam gibt es in großer Zahl Bilder, die Menschen auf Brücken und am Wasser zeigen: Schauende. Wo die Schau-Lust herausgefordert wird, entwickelt sie sich stärker.«

Schau-Lust und Lust an Bildern. Ich führe der Gruppe zwei Beispiele vor Augen. »Mit dieser Schau-Lust hat in den Niederlanden auch die Lust an Bildern zu tun, die

dort in der größten Fülle entstanden, die es jemals gab.«

Kurt Reinhardt führt den Faden weiter: »Der Fotograf Peter Liedtke war in der Internationalen Bauausstellung IBA Emscher Park ein Augen-Öffner für die Werte der Industrie-Natur. Niemand verstand es so gut, sie einleuchtend und einprägsam zu erfassen und darzustellen. Als die IBA Emscher Park die Wege am Wasser präparierte und weitere attraktive Orte schuf, organisierte Peter Liedtke eine Fotografen-Bewegung: das Pixel-Projekt.«

Tonino Guerra: »Die Journalistin Rita Giannini«, sagt Tonino Guerra, »die in Pennabilli das Museum meiner Bilder betreut, schrieb ein Buch mit dem Titel: ›Das Lächeln der Erde‹. Sie lächelt sogar, wenn es regnet. Wenn ihr eine Lust zum Schauen habt, werdet ihr es entdecken.«

Die Schule des Sehens. Andreas Kipar leitet die Gruppe zu einer Wege-Strecke, wo Ansichten sehr wirksam markiert sind: mit Pfosten und Gerüsten. Wenn man durch diese Rahmen sieht, stehen Szenerien wie Bilder vor uns.

- »Das ist eine Schule des Sehens!«, sagt Kurt Reinhardt.

Wir ziehen eine Frau, die vor dem Blick-Rahmen stehen geblieben ist, ins Gespräch. »Ich bin Lehrerin«, sagt sie, »und gehe immer wieder mit meinen Klassen hierhin: Meine Kinder lernen zu sehen – durch diese hinführende Inszenierung mit den Rahmen.«

Bauhaus-Blicke auf die Insel. Ich habe mich an einem schönen Ausguck mit meinem Namens-Vetter und Freund Roland Göhre verabredet. Er stößt zu unserer Gruppe, die inzwischen ziemlich groß geworden ist.

Der schlanke jugendlich wirkende Mann ist in seinem Brot-Beruf ein guter und kultivierter Anwalt. Seit Jahrzehnten fotografiert er auf bestem Niveau. Viele seiner Bilder zeigt mein Buch ›Im Tal der Könige‹. Jetzt breitet er auf der Erde eine Reihe großer Fotos aus.

- »Wir sehen die Welt«, sagt er, »mit den unsichtbaren Brillen, die wir nicht vor den Augen haben, sondern dahinter – dort, wo im Kopf die Blicke verarbeitet werden. Denn die Bilder sind natürlich nicht objektiv. ›Man sieht nur, was man weiß‹. Und der Fotograf fotografiert nur das Bild, das er im Kopf hat. Auf das Was folgt das Wie: ›Man sieht nur wie man weiß.‹
  Wir wissen nicht, wie die Vögel sehen, was für einen Blick sie haben, wenn sie über die Insel fliegen. Vielleicht sehen sie nur, was sie fressen wollen. Wer weiß. Vielleicht aber sehen sie weit mehr als wir.«
- »Vielleicht«, sagt Janne Günter, »hätte der Dichter Joseph Eichendorf sich gern den Blick der Vögel ausgeliehen. Wer weiß.«
- »So geht es in der Fotografie um die Blick-Weisen – wie wir blocken können, sollen, möchten, wollen ...«
- »Roland Göhre ist ein Fotograf«, sagte ich, »der, wäre er älter, am Bauhaus hätte arbeiten können. Er schaut mit seinem dritten Auge, der Kamera, wie die Fotografen des Bauhauses.«

Die Gruppe diskutiert: Was sind das für Blicke? Warum sind sie so, wie sie sind?

Inszenierungen von Folgen. Die Gruppe verfolgt, wie der Weg inszeniert ist: mit einer Kette von Blicken – wir schauen wie auf Bühnen-Bilder.

Mal in die Nähe – als Einblick.

Mal in die Ferne – als Ausblick.

Oft im Wechsel zwischen beiden.

- »Und dann setzten wir eins drauf: Die Landschafts-Gestalter«, sagt Andreas Kipar, »blieben nicht in der eigenen Kiste hängen, sondern holten sich Theater-Leute und Film-Regisseure.«
- »Die Insel«, sagt Stefan Polonyí, »hat sehr viel mit dem Theater und mit dem Film zu tun. Ich denke jedesmal, wenn ich von Köln komme: Das wächst von Jahr zu Jahr.«

Jochen Stemplewski nickt.

Das Ufer als Strand. Wir geraten in eine dichte Szenerie. Die Gruppe beobachtet mit fröhlichen Gesichtern das Treiben am Ufer und im Wasser.

- »Seit jeher«, sage ich, »war der Kanal die Bade-Anstalt vieler Familien, vor allem von Kindern und Jugendlichen. Das ist bis heute so geblieben. Sie nehmen das Terrain meist dort in Besitz, wo das Ufer keine hohen Spund-Wände hat, sondern nur geringe Höhe.«

Es sieht so aus, als hätte die Sonne Tausende von Menschen entlang der Ufer ausgebreitet. An solchen warmen Nachmittagen entfaltet sich Volks-Leben: Vater, Mutter, Kind, Kinderwagen, Hund, Katze, Kaffee, Essens-Körbe, Onkel, Tante, Großmutter, Großvater. Plausch. Geschrei. Plantschen. Rufe schwirren wie Vögel über das Wasser und aus dem Wasser ans Ufer.

Die Leute liegen auf Decken und Hand-Tüchern – in Pulks gruppiert. Lachen. Kinder spielen. Mütter versuchen, sie einzufangen. Am Ufer stehen viele Leute – wie in Trauben.

Roland Göhre: »Henri Cartier hat dies in Frankreich klassisch fotografiert – im Ruhrgebiet tat das viele Jahre lang Brigitte Krämer. Sie hat ein schönes Buch dazu gemacht.«

Die Sprünge von den Brücken. »Junge Leute«, sagt Kurt Reinhardt, »machten seit jeher am Kanal ihre Mut-Proben. Das war gefährlich: Sie springen von den Brücken. Dazu kursieren wilde Geschichten. Alle Bedenken und abschreckende Fälle, in denen der Mut hart bestraft wurde, halten sie nicht davon ab, sich auszuprobieren.«

Die wilden Geschichten. »Die Müßiggänger«, sagt Andreas Kipar, »heißen bei Fellini die ›vitelloni‹, ironisch ›die großen Kälber‹, – sie treffen sich jeden Nachmittag – und erzählen sich gegenseitig ihre Geschichten.«

- »Gestern haben sie einen Walfisch an Land gezogen. Kein Kind der Gegend hat das Ereignis ausgelassen.«
- »Siehst du im Wasser den Hai-Fisch?«
- »Was sagst du? – ein Hai-Fisch?«
- »Viele! Irgendwo müssen sie doch sein, denn Leute in der Politik sagen oft: Das ist ein Haifisch-Becken.«

Vor dem Ufer rudern Frauen und Männer im Wasser. Ein Schiff rauscht heran. In Trauben hängen sich junge Leute an die Reling. Grimmig sieht ein Schiffer vom Deck aus zu. Er droht nicht, weil er weiß: Das ist hoffnungslos.

- »Es ist gefährlich«, sagt jemand. »Man kann in die Schraube eines Schiffes geraten.«
- »Das wissen die Leute, – sie passen auf.«
- »Man sollte es verbieten!«
- »Ich glaube, es ist verboten. Aber niemand hält sich daran. Das Volks-Vergnügen ist ziemlich anarchisch. Bei soviel Sonne geht es mit manchen Leuten durch.«
- Lächelnd erzählt Roland Göhre: »Ich erinnere mich an die Geschichten vom Tartarin von Tarascon. Alfons Daudet hat sie geschrieben. Er hielt alle Verrücktheiten der kleinen südfranzösischen

Stadt der Sonne zu gute. Guck mal – da drüben spielt jemand Löwen-Jagd.«

- »Ich sehe nichts.«
- »Klar, manches sieht man nicht, man muß es sich vorstellen. Tartarin fuhr nach Afrika – auf die Löwen-Jagd. Als er zurück kam, fragten ihn die Leute: ›Großer Tartarin, wieviele Löwen hast du geschossen?‹ – Tartarin warf sich in die Brust und antwortete: ›Keinen‹. – ›Waaaas?‹, scholl es zurück, ›keinen einzigen Löwen?‹ – Tartarin wuchs noch breiter vor den Leuten auf und tönte: ›Keiner ist schon viel.‹«
- »Es gibt hier einen Strand, wo an warmen Sommer-Tagen Parties wie in Mallorca gefeiert werden – da kannst du die müden Tiere, die da im Sand ihr Fleisch braten lassen, in Bewegung sehen. Oft sind das heiße Öfen.«
- Zwischen-Ruf: »Setz eine Sonnen-Brille auf – und du siehst lauter Kamele und Esel – wie auf dem Markt in Marrakesch.«

Fellini und der Strand. »Wißt ihr jetzt«, sage ich, »warum wir Fellini als Film-Regisseur brauchen? Der Mann ist an einem der berühmten Strände Europas aufgewachsen, vor der Stadt Rimini an der Adria. Da hat er alle Verrücktheiten beobachtet, erst gezeichnet und dann inszeniert.«

- »Ich bin ein Freund von Fellini«, sagt Tonino Guarra. »Erinnerst du dich, daß ich dir einmal einen Brief von ihm zeigte, den ich versteckt hielt, weil ich ihn als eines meiner kostbarsten Papiere verwahrte.«

Ich nicke.

- »Wir haben zusammen unsere Jugend-Erinnerungen vom Strand in einen Film getan. Er bekam den Titel ›Amarcord‹. Das Wort ist romagnolischer Dialekt der Gegend an der Adria – es heißt übersetzt: ›Ich erinnere mich‹. In diesem Film könnt ihr sehen, was die Sonne alles zustande bringt. Ich denke, hier ist ebenfalls vieles film-reif.«

Das große Schiff. Plötzlich ruft Tonino Guerra: »Da kommt das große Schiff von Fellini – die Rex.«

- »Es bricht morgens vom Hafen in Ruhrort auf«, sagt Tomas Grohé, »legt mittags beim Schiffshebewerk Henrichenburg an, das zum Westfälischen Industriemuseum gehört. Dann fährt es zurück nach Duisburg.
  Anfangs war es eine banale Sache. Wir verhandelten mehrfach mit dem Eigentümer, er möge aus dem Schiff etwas Besonderes machen. Es dauerte einige Zeit, bis die Idee zündete. Eines Tages hatte der Mann seine Erweckung, wie unser Pastor sagen würde. Dann riefen wir viele Künstler zusammen. Jetzt reißen sich die Leute um diese Reise.
  Seither erzählt der Reeder, der selbst meist als Kapitän das Schiff steuert, vielen Leuten: ›Ihr irrt euch, wenn ihr denkt, daß sich nur das Banale verkaufen läßt. Wenn du Geld machen willst, mußt du verrückt sein.‹«

Emscher Strand. Thomas Henke erzählt von seinen jugendlichen Abenteuern in der 68er Szene.

»Die Emscher«, berichtet er, »galt immer als der schmutzigste Wasser-Lauf Westdeutschlands. Niemand hätte sich damals vorstellen können, daß sie für die Bevölkerung ein Freizeit-Gebiet würde.

Als Anfang der 1980 Jahre Bundespräsident Karl Carstens die Republik durchwanderte, wurden ihm ironisch Transparente entgegengehalten: »Wandern Sie doch mal an der Emscher!«

Wir bezeichneten damals die von uns durch Haus-Besetzung vor dem Abriss gerettete Arbeiter-Siedlung in Oberhausen an der Ripshorsterstraße als Niemands-Land – zwischen Hütten-Werk, Zement-Werk, Emscher und Rhein-Herne-Kanal. Selbstbewußt hingen wir Transparente auf: ›Freies Emscherland‹.

Mein erstes Kanu trug ironisch den Namen: ›Emscher‹.

Die alteingesessenen Bewohner der Siedlung schätzten die besonders großen Pilze in der Nähe der Emscher. Damit war aber keine Wieder-Entdeckung der Fluß-Landschaft verbunden.

Mittlerweile hat eine umfassende Rück-Besinnung auf Gewässer in Ballungs-Räumen und Städten stattgefunden. Europaweit finden Städte ihren Strand. Sei es Paris mit ›Paris Plage‹ an der Seine, sei es Wien, sei es Berlin mit dem bekanntesten deutschen Stadt-Strand, dem ›Bundespresse-Strand‹ oder dem ›Ost-Strand‹. Selbst Cottbus liegt jetzt am ›Ost-See‹, einem Tagebau-Loch.

Die Tradition der Bade-Schiffe wurde wieder aufgenommen. Im Rhein bei Mainz kann man in einem vom Rhein-Wasser durchfluteten Schiff schwimmen.

Berlin ging im Sommer 2004 einen Schritt weiter. Neben den brach gefallenen Schlacht-Höfen etablierte sich in Treptow in der Spree ein Bade-Strand, ein Lokal mit dem Namen ›Freischwimmer‹ und ein alter Last-Kahn – geflutet mit sauberem und temperiertem Wasser – es ist ganzjährig ein Bade-Schiff. Darüber gab es lange Querelen mit der örtlichen Bau-Aufsicht.

Wien zieht 2006 mit einer Bade-Landschaft und einem Wellness-Schiff auf dem Donau-Kanal nach.

Im ›Freien Emscherland‹ gab es Erfolg – nach dem Motto der ›Musik-Band Schneewittchen‹: »Unter dem Pflaster, ja da liegt der Strand. Drum heb auch du ein paar Steine aus dem Sand«. So machte die Emschergenossenschaft die Insel für die Bewohner urbar. Die Emscher wurde reif für die Insel. »Unter dem Pflaster da liegt der Strand – vom Emscher-Land zum Emscher-Strand.«

Es entstand eine ›Bade-Insel‹.

Eine Reihe kleiner Bade-Schiffe ankern hier. Ebenso wie wie auf der ganzen Insel Spuren der Industrialisierung sichtbar bleiben, gilt dies auch für die Schiffs-Landschaft. Sie ist nun eine Heimat von ausgemusterten Last-Kähnen.

Um einen Strand zu schaffen, wurde Sand aufgeschüttet. Das Fluss-Bad in der Emscher zieht wegen seiner geringen Wasser-Tiefe vor allem Kinder und Nichtschwimmer an. Es wird ergänzt durch Stege und Flöße zum Überqueren der Emscher und zum Verweilen – vergleichbar der Ponton-Landschaft am Bade-Schiff an der Spree.«

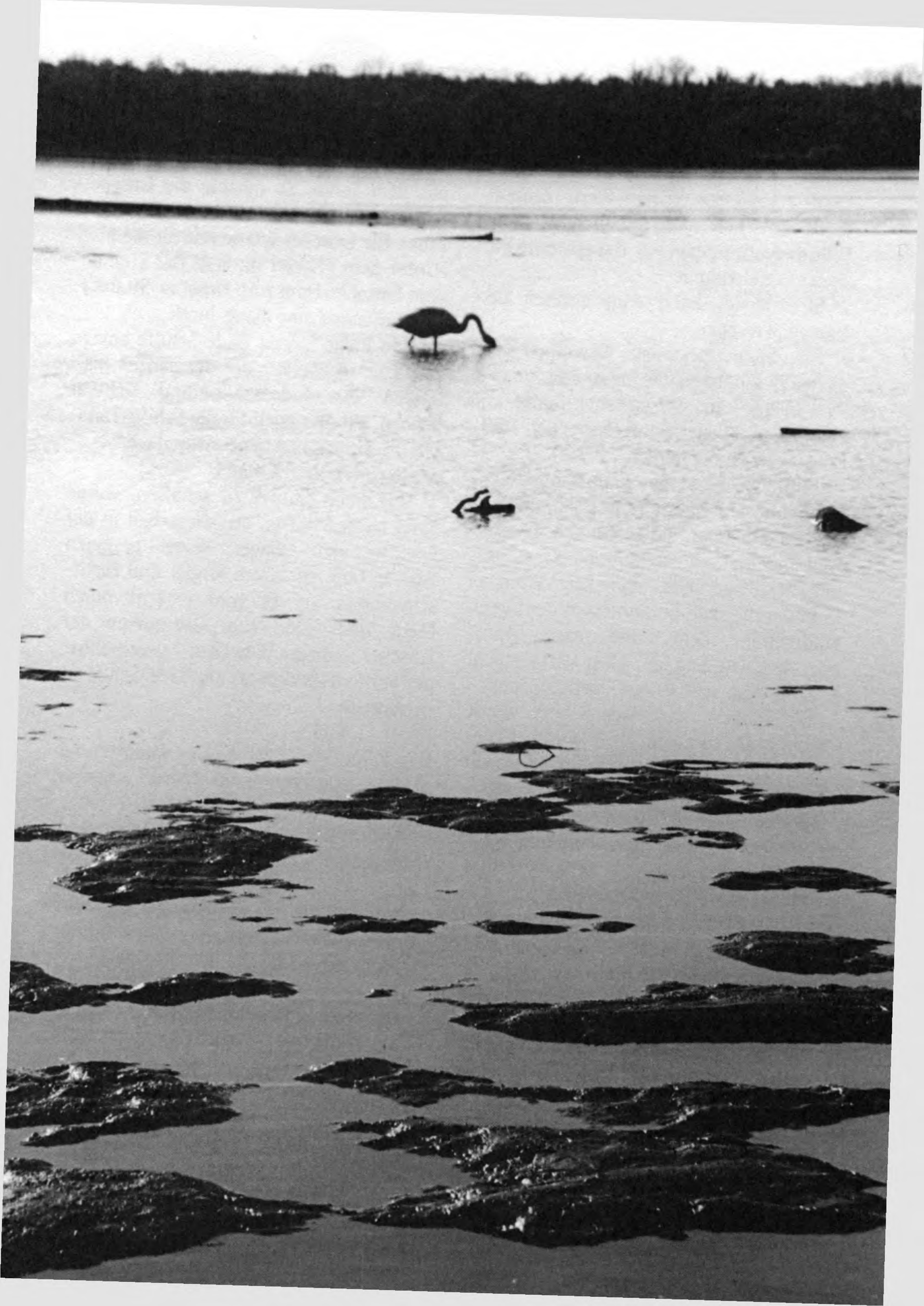
Das kleine Schiff ächzte und stöhnte und machte eine ergreifende Musik, während der Wind in die Segel blies.

Am Land blieben die Leute stehen und jeder hatte seinen Gedanken, was diese Laute zu bedeuten hatten.

Sie dachten an Odysseus und wohin es ihn verschlagen werde, an welchem Strand die Circe ihn einfängt.

Einige liefen voraus, um dabei zu sein.

Denn an Circen, das wußten sie, gab es viele auf der Insel – welche würde es wohl sein?



Wasser-Landschaft

Das Wasser-Land der Ente Emil Emscher Kwak. Am nächsten schönen Sommer-Tag holt Stefan Vogelskamp Tonino Guerra und mich ab und fährt uns zu einer Brücke vor der Insel.

- »Der großartige Lieder-Sänger Herman van Veen, den kennt jeder«, erklärt er Tonino Guerra – und ich übersetze es ihm wie gewohnt ins Italienische, »hat eine Ente geschaffen und ihr den Namen gegeben: Alfred Jodocus Kwak. Sie ist eine typisch holländische Ente: ein bißchen einfach, ein bißchen ironisch, ein bißchen großspurig, vor allem aber putzig.

  Diese Ente lebt am Ort der Kinderstiftung von Herman van Veen: in Goch am Niederrhein. Zu ihren Abgesandten«, sagt Stefan Vogelskamp, »gehören ich – und meine Mitarbeiter. Denn wir arbeiten für die Stiftung.«

Tonino Guerra hört amüsiert zu. »Könnt ihr die Ente auf die Insel bringen?«, fragt er.

Stefan Vogelskamp antwortet: »Noch besser: Herman van Veen hat eigens für die Insel im Ruhrgebiet unserem Alfred Jodocus Kwak einen Bruder erschaffen: Er gab ihm den Namen Emil Emscher Kwak.«

- »Das paßt«, sagt Tonino Guerra.
- »Emil Emscher Kwak lebt an der Emscher«, berichtet Stefan Vogelskamp weiter, »aber er gehört zur engsten Familie in Goch. Die beiden Brüder besuchen sich wechselseitig – mit einem enten-gerecht ausgebauten Auto. Vornehm geht es zu – sie haben einen Fahrer. Manchmal bin ich das.

  Beide Brüder sammeln unter den Kindern viele Freunde.«

Wir laufen zu Emil Emscher Kwak. Er hat an der mäandrierenden Emscher ein Wasser-Land erhalten. Darin steht eine Holz-Hütte. Im Wasser drumherum laufen viele Stege. Weil alle Enten Langeweile hassen, schufen die Planer der Ente Emil Emscher eine solche spannende Szenerie.

Vor der Enten-Villa nehmen wir auf einer der vielen hufeisenförmigen Bänke Platz, die für die Besucher bereit stehen – für Kinder und Eltern. Stefan Vogelskamp führt seine Hör-Station vor, die er vor einiger Zeit angelegt hat. Wir lauschen einer wunderschönen Schallplatte: Herman van Veen mit einem Symphonie-Orchester singt und erzählt die Musik-Fabel von den seltsamen Abenteuern der Ente Alfred Jodocus Kwak.



Neugierig beobachtet uns in einiger Entfernung Emil Emscher Kwak.

Das Viertel mit den Grachten. »Wir wissen«, sagt Stefan Vogelskamp, »daß viele Besucher ›blaß vor Neid‹ über so viel Szenerie das Wasser-Land der Ente angeschaut haben. Es gab Leute, die sich darin stundenlang vertieften. Ein Architekt, der auch Kultur-Anthroplogie studiert hatte, beobachtete das Leben der Enten. Eines Tages griff er zum Stift – und tiftelte lange Zeit. Dann hatte er eine Siedlung für Menschen gezeichnet.

Die Siedlung wurde auf der Insel gebaut – und die Leute, die einzogen, fühlten sich darin ›enten-wohl‹.

Sie ist ein Wasser-Land für Menschen. Man kann mit einem Boot ankommen und damit durch das Viertel fahren. Wir werden dieses Wohn-Viertel, das Uli Dratz aus Oberhausen entwarf, später besuchen.«

Wir sehen, daß am Fuß der Blauen Emscher viele Kinder spielen.

- »Sie versuchen, im seichten Wasser Fische zu fangen – so wie wir es vor Jahrzehnten ausprobierten – mit den Eltern am Wochen-Ende an der Ruhr.«

Das wilde Wasser. Jochen Stemplewski ist erneut angekommen. »Leute, eigentlich habe ich überhaupt keine Zeit ...«

»... du sollst doch etwas von deinem Job haben ...«

»... ich verstehe, daher komme ich. Ihr seht, wie ich die Insel genieße. Am liebsten würde ich mir hier irgendwo ein verrücktes Haus bauen. Vielleicht tue ich das später – wenn ich in Rente gehe.«

Er führt uns zum wilden Wasser.

Wir sitzen auf den Stufen, die am Abhang des Emscher-Ufers angelegt sind – als eine Zuschauer-Tribüne. Thomas Henke, der »Heimatvertriebene«, der nun in Potsdam arbeitet, ist erneut gekommen.

Ihm beschreibt nun Jochen Stemplewski die Philosophie des Emscher-Umbaues mit einem knappen Satz: »Aus dem einst ungeliebten Fluß sollte ein Gewässer werden, das eines der spannendsten der Welt ist.«

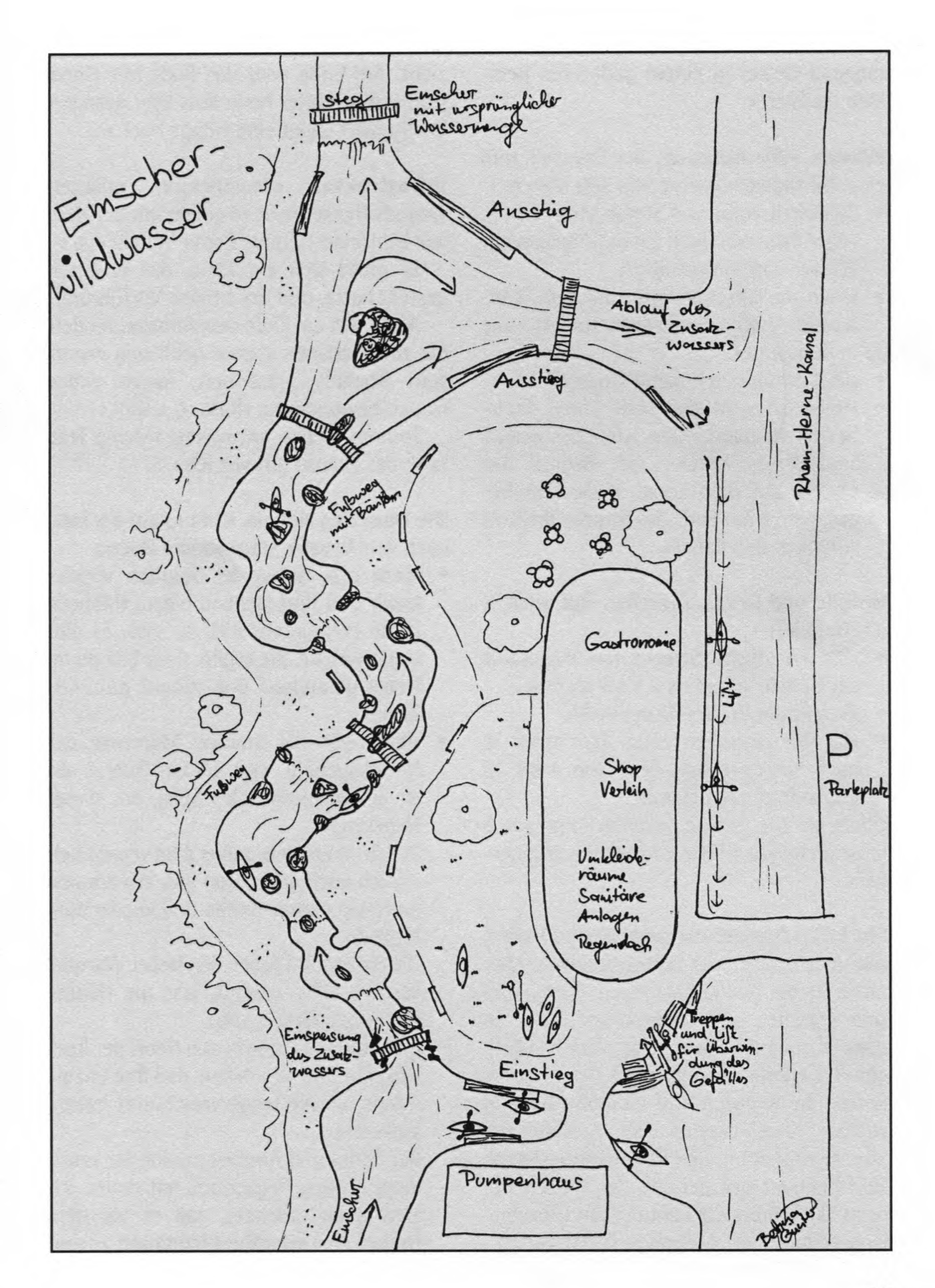
Thomas Henke ist der Erfinder und Planer für das ›Emscherwildwasser – die Insel als westdeutscher Kanupark‹.

Er trägt vor: »Outdoor-Sport ist in! Nirgends in Deutschland leben wohl mehr Kanu-Sportler als in Nordrhein-Westfalen. Der Deutsche Kanu-Verband hat seinen Sitz in Duisburg. Der Landesverband NRW ist der Mitgliederstärkste der BRD. Große Hersteller, Händler und Kanu-Schulen sitzen in Moers, Köln, Unna und Essen.

Was vor allem fehlte, waren die naturräumlichen Gegebenheiten für bewegteres Wasser. Es gab die Regatta-Strecke in Duisburg-Wedau für die Renn-Kanuten und einige Teilstücke der Ruhr. In den Mittelgebirgen mag es ab und an nach der Schnee-Schmelze anspruchsvoll zugehen. Wer mehr will, muß lange zum Kanuten-Gewässer anfahren.

Nun wußten wir seit der Ski-Halle in Bottrop oder den Tauch-Gasometer oder dem Kletter-Berg Monte Thysso im Landschaftspark Nord in Duisburg, daß die sportliche Umwelt gestaltbar ist.

Dies gilt auch für den Wildwasser-Sport. Für die Olympischen Spiele in München 1972 wurde der Eis-Kanal in Augsburg gebaut – er ist ein Magnet erster Güte. Die Idee, Wasser-Brachen für den Kanusport zu nutzen, wurde in Ostdeutschland mehrfach realisiert. Im Leipziger Süden ging 2006 der Kanu-Park Markkleeber See an den Start. Angeschoben durch die Olympia-Bewerbung Leipzigs wurde er im Braunkohle-


Emscher-wildwasser
Steg
Emscher mit ursprünglicher Wassermenge
Ausstieg
Ablauf des Zusatzwassers
Ausstieg
Rhein-Herne-Kanal
Fußweg mit Bänken
Gastronomie
Lift
Shop
Verleih
P
Parkplatz
Umkleideräume
Sanitäre Anlagen
Regendach
Fußweg
Einspeisung des Zusatzwassers
Einstieg
Treppen und Lift für Überwindung des Gefälles
Pumpenhaus
Emscher

tagebau-Gebiet in einem gefluteten Restloch realisiert.«

Wasser. »Wir haben an der Emscher nun eine Wildwasser-Strecke von 300 Metern.«

- Zwischen-Frage von Stefan Vogelskamp: »Aber dazu war doch ein naturbelassener Wasser-Lauf notwendig?«
- »Nein, die Emscher wurde auf dem Wildwasser-Abschnitt neu ausbetoniert – wie in Augsburg.«
- »Gibt es denn genügend Wasser?«
- »Teilweise wird der Fluß durch Stau-Stufen reguliert. Man kann bei Bedarf zusätzliches Wasser am Beginn der Strecke aus dem Kanal in die Emscher pumpen, – am Ende der Strecke fließt es zurück in den Kanal.«

Gefälle und Druck. Zwischen-Ruf: »Reicht das Gefälle?«

- »Die künstliche Strecke hat insgesamt ein Gefälle von etwa 2 bis 5 Metern.«
- »Reicht der Wasser-Durchfluß?«
- »Ja. Wir brauchen einen Durchfluss je nach Schwierigkeits-Grad von 4 bis 28 Kubikmeter pro Sekunde.

Übrigens: Die Schwierigkeiten sind durch bewegliche künstliche Einbauten veränderbar.«

Ein Lift. »Zugegeben«, sagt Thomas Henke, »die Idee wurde aus Leipzig geklaut. Aber nicht in der vorgeschlagenen Form. Hier sind Emscher und Rhein-Herne-Kanal so nahe zusammen, daß beide Wasser-Läufe genutzt werden können. Auf der Emscher fahren die Kanuten 150 bis 250 Meter in wildem Kunst-Wasser. Der Auslauf der Strecke mündet in den Rhein-Herne-Kanal. Dort befindet sich der Lift, der ähnlich wie beim Ski-Fahren, die Kanuten am Ufer entlang wieder zum Ausgangs-Punkt zurückzieht. Am Ende wird das Boot mit einem Haken fünf Meter hoch aufs Ufer gezogen. Der Paddler steigt eine Treppe hoch.«

Infrastruktur. »Drumherum«, erläutert Thomas Henke, »gibt es einige Infrastruktur wie Umkleide-Räume, Boots-Verleih u. a.«

Er greift sich ein Kanu, das er bereit gestellt hatte, und macht eine Vorführung.

Als er sich am Ende den Vorbeilaufenden, die zum Schauen stehen geblieben waren, zum Applaus präsentiert, sagen einige Frauen bewundernd: »Rasant, rasant.«

Thomas Henke antwortet: »Meine Frau kann das ebenso gut wie ich.«

Die Insel des Nebels. »Gibt es auf der Insel auch den Nebel?«, fragt Tonino Guerra.

- »Sehr oft«, antwortet Stephan Vogelskamp und fügt lachend hinzu: »Manche Leute behaupten: ›Viel zu viel‹. Es gibt sogar welche, die sagen: ›Hier bist du im Nebel gefangen.‹ Das stimmt natürlich nicht.«
- »Ihr müßt die starken Momente der Natur suchen«, sagt Tonino Guerra. »Es ist ein phänomenales Spiel, das dieser Nebel treibt.

  Ihr könnt erleben, daß er alles verwandelt – auch euch, jeden von uns. Wir können im Nebel verschwinden und wieder auftauchen.

  Die Fotografen lieben den Nebel. Warum? Weil er alles verbirgt, was die Hauptsache, das Wesen, stört.

  Ihr könnt die Leute in den Nebel der Insel locken – und sie erleben, daß ihre Imagination, die sie lange verschüttet haben, aufwacht.

  Bei Fellini und Anghelopoulos, ihr kennt diese großen Regisseure, mit denen ich zusammen arbeitete, gab es vor dem Drehen eine intensive Meditation. Es sind

intensive Bilder, die sprechen. Zwei Alte suchen die Quellen des Flusses. Sie entdecken etwas sehr Poetisches: Der Fluß entsteht aus dem Tau – dies geschieht im Nebel. In den Bäumen hängen Spinnen-Netze: Sie saugen den Tau auf. Das ist zugleich schön und böse. Das Spinnen-Netz ist das Spinnen-Netz der Gedanken. Es kann Geschichten erzählen.

Es könnte auch so sein, daß ein Mann erzählt: ›Für mich wächst aus dem Fluß ein Spinnen-Netz. Und von diesem fällt das Wasser in den Fluß.

Ob das wahr ist oder nicht, interessiert mich nicht – es ist ein poetisches Bild. Wir sind die Spinnen-Netze.

Und so könnte Fellini einen Film anlegen.«

Wir segelten fast den ganzen Tag ohne zu wissen, wo wir schließlich anlanden würden, bis wir schließlich, als die nacht kam, auf einen kurzen Sandstrand aufliefen.

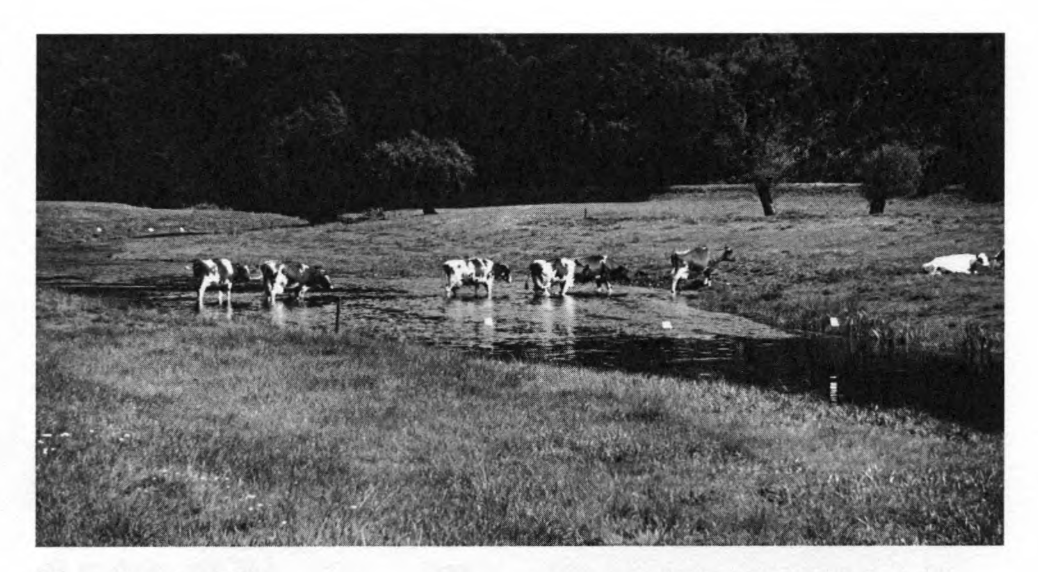
Wir warfen uns sofort auf die Erde, um zu Schlafen, denn wir waren todmüde.

Der erste Glanz des Morgens, der über das Wasser und dann über die Gesichter glitt, weckte uns auf. Mit unseren noch vom Schlaf trunkenen Augen bemerkten wir, daß vor uns die Wand einer Ruine sich erhob: mit lauter Löchern – darin blühte in jedem Loch eine Blume und dahinter gab es viele Nester mit Vögeln.

Wir erzählten uns: Sie alle könnten zusammen den ganzen Homer zitieren, – jeder ein Stück – und dies möchten wir übersetzen.

Wer weiß, ob auch die Hunde, die sich hier vorbei trollen, diese Sprache verstehen – wer weiß?





Landschaft

Emscher Landschafts Park. Wir sitzen auf der breiten Terrasse eines kleinen Insel-Cafés – mit einem interessanten Blick auf die Emscher.

Gerd Seltmann kommt. Er war der Vize-Chef der IBA Emscher Park, leitete dann ein ähnliches Unternehmen in Sachsen-Anhalt, arbeitete als Geschäfts-Führer der großen Design Ausstellung ›Entry‹ auf Zollverein in Essen. Er ist einer der Hauptbeteiligten an der Entdeckung der Insel.

- »Der Emscher-Landschaftspark«, sagt er, »ist ein gemeinschaftliches Werk und ein gemeinschaftliches Ziel, das nach innen die Region verbindet. Das erklärt, warum auf der letzten Konferenz in Zollverein so viele Menschen da waren. Es nahmen sich wichtige Menschen die Zeit – und das zeigt, daß er ein Anliegen ist. Und daß viele Leute darin ihre persönliche Vorstellung einsetzen, diese Region zu entwickeln. Ich glaube, daß das wirkt, denn es war für alle, die gestern da waren, ein Erlebnis.«
- »Ja«, stimme ich zu, »wobei mir viele sagten, daß es weniger die Vorträge waren, die anlockten, denn fast alles kannten die Teilnehmer. Sie kamen, weil sie dachten, hier treffen wir eine Menge Leute, die an der Regional-Entwicklung interessiert sind. So war dies nicht nur eine berufliche, sondern auch eine menschliche Zusammenkunft. Dies erklärt die Wärme, die man lebhaft spürte.«
- »Sie ging von den Menschen aus«, sagt Gerd Seltmann. »Das ist ein Hinweis darauf, daß der gemeinschaftliche Geist lebendig ist.«

Tonino hat uns sehr aufmerksam beobachtet, obwohl er den Text des Gesprächs nicht verstand. Ich übersetze das Besprochene in einer Zusammenfassung.

Inszenierung der Natur. Michael Börth stößt zu der kleinen Gruppe. Er ist der oberste Förster im Ruhrgebiet. Unter den Förstern gilt er als ein außerordentlich fortschrittlicher Typ. Sein Interesse gilt vor allem

der ›urbanen Wald-Wirtschaft‹, das heißt dem Wald in den städtischen Bereichen der Region. Dazu gehört der Wald, der auf Industrie-Brachen wie Rhein-Elbe im Süden von Gelsenkirchen wächst. Michael Börth untersucht das Verhalten der Pflanzen und Tier-Welt, die sich im Struktur-Wandel seit 20 Jahren wieder im Ruhrgebiet entwickelt – oft in überraschender Weise.

Die kleine Gruppe bricht auf und läßt sich nach einiger Zeit unter einem riesigen Baum nieder. Dort genießt sie den Blick in die Landschaft.

Tonino Guerra zettelt ein Gespräch über die Landschaft an.

Ich resümiere hier, was ungefähr besprochen wurde: Ein Maler wie Vincent van Gogh suchte bestimmte Orte. Der Grund: Sie drückten für ihn Gefühle aus.

Genauer: Der Maler kann, wenn der Ort es hergibt und wenn er selbst die Gefühle hat, ein Wechsel-Spiel von Gefühlen zwischen dem Ort und sich entstehen lassen. Wer Orte gestaltet, soll daran denken, daß dies eine wichtige menschliche Dimension ist.

Es gibt ein breites Spektrum an Gefühlen. Was für Potentiale stecken darin!

Der frische Blick. Eine Landschaft des expressionistischen Malers Karl Schmidt-Rottluff nimmt uns den banalen Blick und gibt uns einen neuen, frischen.

Nicht nur der Maler, sondern auch der Architekt ist imstande, den Blick des Betrachters zu formulieren. Je intensiver der Blick wird, desto mehr erschließt er Tiefen-Schichten. Dann ist es ein poetischer Blick.

Die Spur der Anwesenheit von Menschen. Das Land ist Natur, an der die Hände von Menschen viele Jahrhunderte gearbeitet haben. Wir nennen das Gestaltung.

Warum interessiert uns die Hand des Menschen? Sie schafft die Spur seiner Anwesenheit. Und warum kann sich jemand die Präsenz des Menschen wünschen? Weil der Mensch dem Menschen die zentrale Kategorie dieser Erde ist. These: Wo dies spürbar und dicht wird, empfinden wir Schönheit.

Warum gefallen vielen Menschen Landschaften? Warum suchen sie sie auf?

Die sanften Hügel haben die Vielfalt, die unsere Gefühle und unseren Geist beschäftigt. Sie versprechen leichten Umgang mit ihnen. Sie bilden angenehme Räume. Und unterschiedliche Flächen.

Ein Stück altes Münsterland. Bereiche der Insel zeigen, wie es einst im ganzen Gebiet ausgesehen hat. Michael Börth erklärt es.

Tonino Guerra rät: »Zeigt einiges davon den Leuten – wie ein Märchen. Sie sollen einen magischen Anfang haben – mit dem Satz: Es war einmal …

Dann wandelten sich die Zeiten. Im Ruhrgebiet breitete sich die große Industrie mit ihren vielen Menschen aus.

Aber es ist gut, die Menschen sehen zu lassen, woher all dies kommt.«

Die Wiesen. Sie laufen über weite Wiesen und genießen das Gefühl, mental ebenso ausgebreitet zu sein wie diese Flächen.

- Die romantischen Dichter«, sagt Tonino Guerra, haben wunderbar formuliert, wie sich Menschen in der Natur spiegelten …«
- »… und die Natur in den Menschen«, ergänzt Michael Börth.
- »Schau, hier gibt es noch eine Streuobst-Wiese!«, sage ich überrascht, denn die Agrar-Politik hatte die Bauern gezwungen, sie zu beseitigen.

- Michael Börth fragt zurück: »Oder gibt es sie schon wieder?«

Das Theater der Bäume. Die Gruppe diskutiert über die Magie der Bäume.

- »Es wurde ein Programm längs und quer der Insel ausgebreitet«, berichtet Michael Börth. »Gezielt angesetzt. Nicht einfach Bäume, nicht einfach irgendwo hingestellt, sondern jeder Baum wurde wie ein Schauspieler inszeniert. So ergab sich etwas ganz Eigenartiges ...«
- »... das ist in der Tat ein Theater der Bäume«, sage ich. »Es erinnert daran, wie Entwerfer der besten Englischen Gärten ihre Bäume gezielt positionierten.«

Ein Baum für ein Kind. »Wer mit einem Kind beschenkt wird, der schenkt inzwischen dem Kind einen Baum auf der Insel. Jedesmal kommt eine ganze Familie angefahren«, sagt Michael Börth, »das ist in dieser Gegend seit einigen Jahren zum Ritual geworden. Dann gibt es ein Familien-Foto: ›Wir und unser Baum‹.

Von Zeit zu Zeit fahren die Leute hin, um zu sehen, wie er gewachsen ist.

So einen Baum können auch Leute, die weit entfernt leben, auf der Insel pflanzen. Beim nächsten Urlaub ›kommen ze gucken‹. Stolz können sie sagen: ›Ich hab einen Baum auf der Insel im Ruhrgebiet – das ist mein Baum.‹«

Der Baum für den Enkel. »Obwohl viele Menschen nicht mehr erleben«, erklärt Förster Michael Börth, »daß ihr Baum eine riesige Krone bekommt und damit wie eine Wolke zu schweben scheint, gibt es Bäume, die der Großvater für einen Enkel oder eine Enkelin pflanzt.

- »Er weiß nicht, ob er etwas hinterlassen kann – aber den Baum kann er einem Enkel widmen. Das ist dann der ›Großvater-Enkel-Baum‹. Oft erhält er eine Tafel. Darauf schreiben sie diese Geschichte – und ihre Bezüge.
  Jemand ist zur Zeit dabei, eine Art Kataster-Karte der Bäume anzufertigen. Darauf sind die Wege zu den Bäumen eingezeichnet. Wir machen einen Plan, der uns zu den Bäumen führt.«

Irischer Baum-Kreis. Ich erzähle Tonino Guerra: »Nicht weit von der Insel entfernt, legte in Castrop-Rauxel Martin Oldengott, dem wir später begegnen, der kreative Leiter des Grünflächen-Amtes, um das Bau-Denkmal Hammerkopf-Turm [1928] des Bergwerks Schwerin einen ›Irischen Baum-Kreis‹ an. Er ist den Gottheiten der Erde gewidmet.

Die Kelten in Irland verehrten als Gottheiten nicht die Sterne, sondern die Bäume.«

Die Kultur der Hecken. Walfried Pohl ist gekommen, um seinen Anteil an der Gestaltung der Insel zu zeigen.

Er arbeitete als Texter, Graphiker, Historiker, Architekt – geprägt vom Deutschen Werkbund, in dessen Vorstand er tätig ist. In Bonn dirigierte er vielen Jahre ein großes Projekt, das ein Beitrag zur Weltausstellung EXPO 2000 war: ›Aus Hecken werden Häuser‹.

- Walfried Pohl: »Es gab in diesem Land jahrhundertelang eine Kultur der Hecken. Aber seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts wurden die Hecken Stück für Stück beseitigt.«
- »Warum das?«
- »Jahrhundertelang«, erklärt Michael Börth, »hatten die Hecken für die Bauern-Familien einen umfangreichen und subtilen Nutzen. Die Großväter schnitz-

ten ihre Pfeifen aus dem Holz der Hecke. Aber eines Tages taten sie es nicht mehr, sondern kauften sich Pfeifen. Und so erging es mit vielem weiteren – ihr wißt doch, wie solche Prozesse laufen. Menschen sind Wesen, die gern auch Bequemlichkeit suchen.«

- »Seit einiger Zeit«, sagt Walfried Pohl, »werden wieder Hecken gepflanzt – aus mehreren Gründen und mit einem Programm. Sie gliedern die freien Räume. Dann kann in den Hecken erneut allerlei Getier nisten, das wir ökologisch brauchen.«
- »Es gibt auch landschaftsplanerische Motive«, ergänzt Gerd Seltmann.
- »Ja«, bestätigt Walfried Pohl, »wir machen mit Hecken geradezu Architektur: Wir rhythmisieren die Folge der Räume – so entstehen mal kleinere – mal größere Räume. Das sind Inszenierungen – mit unterschiedlichem Atem.
Ihr werdet es kaum glauben: Hier stand unser Freund Beethoven Pate. Hört euch seine Musik an – und denkt sie rüber auf die Räume einer solchen inszenierten Landschaft!
Mit Hecken haben wir Plätze gemacht, wenn wir keine gebauten Platz-Fassaden hatten.«

Grüne Klassen-Zimmer. Zu diesem Programm gehören auch Tiere. Michael Börth gibt der Gruppe eine kleine Vorlesung. Quintessenz: Es kommt auf Balancen an. Das kann man aber nicht leicht herausfinden.

Der Förster berichtet: »Die Kinder haben die Ganztags-Schule bekommen. Während sich die banalen Schul-Leitungen immer



noch aufs Verwahren beschränken, machen die aufgeweckten etwas mit den Kindern: Bildung. Dabei helfen allerlei Erwachsene. Arbeitslose werden eingesetzt und nachgeschult. Auch Rentner. Und Eltern leisten ihren Beitrag.«

- Tonino Guerra fragt: »Welche Art der Bildung wird am Nachmittag vermittelt?«
- »Die Nachmittags-Kinder gehen in die Natur – so erhält sie endlich wieder eine hohe Wertschätzung. Viele Menschen lernen, daß sie ein wichtiger Stoff ist – fürs Leben und für die Erweiterung des Lebens.«
- »Dies hatten die Alten«, sage ich, »zum Beispiel Alberti, Leonardo und viele mehr, bereits vorzüglich formuliert.

Das Paradox der weiteren Entwicklung ist für mich unfaßbar: Je mehr im 19. und 20. Jahrhundert Naturwissenschaften betrieben wurden, desto rasanter sank die Natur in ihrer Wertschätzung. Erst der Schrecken von sehr viel Zerstörung brachte Menschen wieder zum Nachdenken.«

Für die Anschauung der Natur bietet die Insel sehr viel. Daher ist sie besonders beliebt. Gruppen erhalten für Fahrten zur Insel von den Öffentlichen Verkehrs-Mitteln hohe Ermäßigungen. Auf der Insel finden sie besonders viele ›grüne Klassen-Zimmer‹. Das schätzen besonders die Ganztags-Schulen.«



Gärten. Förster Michael Börth: »Natur in den Städten ist immer Abbreviatur, das heißt Verkürzung. Das kann übel werden – oder besonders intensiv.

Glaubt nicht, Freunde, daß in unseren überdüngten Äckern viel Ökologie ist. Wenn jemand seinen Garten gut anlegt, sorgt er viel mehr für die Ökologie.«

In einer Siedlung begegnet die Gruppe unterschiedlichen Typen von Gärten. Es gibt Gärten, die das Wohn-Zimmer verlängern. Manche Gärten sind so angelegt, daß sie

sich nach innen wenden. Andere dienen dem Straßen-Raum – sie schaffen eher ihm als dem Haus einen Garten. Viele Gärten nehmen den uralten Typ des Bauern-Gartens dieser Gegend wieder auf.

Blüten-Flächen. Beim Wandern sehen wir, daß überall auf der Insel im Laufe der Zeit Blüten-Flächen angelegt wurden.

Als ich der Gruppe sage, daß ich einmal einen Aufsatz über ›Blüte‹ geschrieben habe, möchten sie ihn hören. Vor dem nächsten Café hole ich meinen kleinen Computer heraus, auf dem alle meine Texte aus nun zwanzig Jahren gespeichert sind und lese. Ich merke an: »Ihr müßt Geduld haben – und euch viel vorstellen.«

»Wir sagen es von einem Genesenden wie von einem Liebenden: ›Er blüht auf.‹ Die alte Frau kann ebenso aufblühen wie das ›erblühende‹ Mädchen. So schafft die Sprache das Bild, das Sprach-Bild; es steht vor Augen, ist unbewußtes Vor-Bild. In unserer Sprache, die immer noch und vielleicht für alle Zeiten die bäuerliche Welt spiegelt, gehört es zu den wichtigsten Bildprägungen.

Mit Blüten bekränzten sich die Bräute aller Zeiten; mit Gänseblümchen flechten sich Kinder Kränze. Blumen auf Glanzbildern lösen selbst heute noch nostalgische Gefühle aus. Gestickte Seidenblumen sammelten und tauschten die Kinder selbst mitten im Krieg der 1940er Jahre. Blumen holen die Natur in die künstliche Welt des Hauses. Mit Gänseblümchen flechten sich Kinder Kränze. Die Gebrauchs-Töpfereien fast aller Kulturen sind ›übersät‹ von Blüten. Auf einfarbigen Kleidern setzen Blumen-Broschen den farbigen Akzent. In der Literatur befragt Gretchen – Blüten-Blätter zupfend – das alte Volks-Orakel: Liebt er mich? ...

In der antiken Mythologie ›entsprossen‹ Helden aus den Lenden der Götter. Die Geburt des christlichen Religions-Stifters wird poetisch besungen: ›Es ist ein Ros entsprungen, aus einer Wurzel zart.‹ Der ›Blumen-Garten‹ ist für die türkischen Gast-Arbeiter Symbol für das Paradies. Sie schaffen es in ihren ›Türken-Gärten‹, die wir in den Ruhrgebiets-Städten finden.

Warum erhielt der bekannteste Ort der Toskana, heute eine der wichtigsten Kulturmetropolen der Welt, den Namen Fiorenza, die Blühende? Es muß wohl mehr als Zufall, mehr als Schmuck oder Ornament sein, daß der Stadt-Staat Florenz wie auch der Territorial-Staat Frankreich ihr wichtigstes Staat-Symbol, das Wappen, mit einer der schönsten Blüten ausstatteten, die sich vorstellen läßt: mit der Lilie.

Was bedeutet die Blüte für eine Pflanze selbst? Ohne Blüte kann sie nicht fruchtbar werden, sich nicht vermehren. Die Blüte ist Ausdruck ihrer Ewigkeits-Hoffnung. Sie ist die exzessive Situation ihres Lebens, ja ihre Lebens-Aufgabe.

Das macht verständlich, warum das Wort ›Blüte‹ in der Sprache aller Völker als Bild-Metapher für erfülltes Leben steht. Tatsächlich gehört das Wort zu den beziehungsreichsten Symbolen, die es überhaupt gibt.

Die Wirkmacht der Metapher ›Blüte‹ kann das Spektrum der gesamten menschlichen Existenz, von der es im Unterbewußtsein eine Ahnung gibt, andeuten: Zeugung, Geburt, Entwicklung, Wachstum und – negativ benutzt – das Welken, Verwelken, Verdorren im Alter.

Mit leuchtenden Farben geizt die Natur; sie erschafft sie nur ausnahmsweise – in der Pracht der Blüten. Als eine extreme Erscheinungsform: als fanfarenähnliches Signal. Das ›Blüten-Kleid‹ des Frühlings ist nicht das gewöhnliche, sondern das festtäglich-exotische Gewand der Natur. Es erzeugt Stimmung, es bildet Atmosphäre.

Was geschieht eigentlich, wenn sich ein Mensch mit einer Blüte beschäftigt? Wir beobachten, wie er betrachtet, wie er riecht, wie er fühlt. Er neigt sich zu ihr herab; bei dieser langsamen Annäherung verengt sich zusehends sein Blick-Winkel; während er die Umgebung allmählich aus den Augen verliert, wird die Blüte für ihn immer größer und ausschließlicher. Was sich zuvor ganz klein in der Weite verlor, steht schließlich vor ihm wie eine geliebtes Gesicht. Und da steht es nun einen tiefen Augenblick lang stellvertretend für die ganze Welt.

Das Sehen vertieft sich zum Sinnieren, oft zur Meditation. Das Fühlen wird, weil es die Verletzlichkeit der Blüte empfindet, sensibler als im gewöhnlichen Alltag. So besitzt die Blüte die Fähigkeit, unsere sinnlichen Energien zu bewegen und aufzuladen.

Die Blüte duftet weit mehr als die Blätter, die sie umgeben. Wir fühlen uns versucht, in eine Blüte hineinzuriechen. Der Blüten-Staub berührt uns. Wir spüren den intensiven Kontakt.

Diese Verbindung intensiviert sich noch in unser Innerstes hinein. Den balsamischen Duft einzusaugen, ist die stärkste Art des Riechens: Aus Blüten-Duft wird Atem-Luft.

Dies geschieht in einer besonders entwickelten Weise: im bewußten Riechen arbeitet der Körper energetisch; tief einatmend erweitert er sich; wir genießen die eigene Körperlichkeit, die eigene Kraft – ein Vorgang, der den gesamten Körper ergreift. Denn der Atem lenkt vom Zwerchfell her die Bewegungen aller Glieder.

Das wissen am besten Schauspieler, Sänger und Tänzer, aber auch viele Bildhauer und Maler. Diese energetische Erotik der Pflanze beschäftigte besonders die Künstler des sogenannten Jugendstils: unter ihrer Hand entfaltet sich oft eine Fülle von umschlingenden, umwindenden, umwuchernden Pflanzen mit zugleich großen gespannten Bögen.

Wo ist die Blüte Hoffnungs-Träger? Wir sehen, daß sie als Versprechen der Regeneration erscheint. Ein Beispiel: Vincent van Gogh zerbricht im sozialen Konflikt des Bergbau-Gebietes Borinage; er versuchte, sich mit seinen Natur- und Blumen-Bildern selbst zu heilen. Zwar mißlingt dieser Selbstheilungs-Prozeß für den Künstler, aber die weltweite Wirkung dieser Bilder ist offenkundig.

Der Dichter und Drehbuch-Autor Fellinis, Tonino Guerra, entwickelt für das von Zerstörung bedrohte Tal der Marecchia bei Rimini eine poetische Vision: aus dem verlassenen Land sollen Farb-Felder von Blüten erwachsen. In dem kleinen Ort Pennabilli schaffen er und Gianni Giannini den ›Garten der vergessenen Früchte‹.«

- »Huch!«, sagt Walfried Pohl, »das war schwere Kost. Aber sie zeigt uns, was in einem Thema steckt, das viele Leuten nur als beiläufig bezeichnen würden.«

Der Garten des Paradieses. Zu uns ist ein türkischer Freund gestoßen: Zeki Tasli. Er mußte vor fast drei Jahrzehnten aus der Türkei emigrieren, bekam in der BRD Asyl, arbeitete hier als Schweißer, ist nun Hausmeister in einer Berufs-Schule und lebt in Eisenheim. Zek hat viel Welt-Literatur gelesen. Übrigens kann man den Namen Zeki übersetzten: Zeki heißt der Kluge, der Intelligente.

Er regte an, für seine Zuwanderer türkischer Herkunft Terrains anzulegen, die die uralte Paradies-Vorstellung assoziieren: Das Paradies ist ein Garten, ein ›bahce‹. Am Sonntag treffen sich vor den großen türkischen Städten die Menschen auf Wiesen unter Bäumen, essen, trinken, schwatzen, sehen den Kindern zu.

Inzwischen haben auch die Ureinwohner der Region dieses Paradies entdeckt. So mischen sich die Familien – das ist gut so.«

Er fragt mich: »Lernst du noch Türkisch?«

- »Zur Zeit nur sehr wenig.«

Zeki Tasli, den ich meist lachen sehe, erklärt unsere Reise in die Partner-Stadt Mersin an der türkischen Mittelmeer-Küste. Da war er mein Übersetzer.

In Mersin diskutierten wir viel – auch über die unterschiedlichen Paradiese der Menschen.

- »Wenn die Menschen gescheit sind ...«
- »... du heißt ja sogar so ...«
- »... dann lernen sie voneinander. Wir können unser Paradies mit euch teilen – ist das nicht ein bißchen sozialistisch?«

Ein Kinder-Ferienlager. Thomas Henke hat sich erneut in die Gruppe eingemischt. »Mit einem Brief«, erzählt er, »hat vor Jahren ein damals achtjähriges Mädchen ein Projekt angeregt, das dann realisiert wurde.

Lina Carlotta Günters Großeltern lebten ganz nah an der Insel. Sie schrieb ihnen einen Brief, in dem sie beiläufig bemerkte, daß sie Autorin werden möchte und begeistert vom Zelten, Paddeln und Schwimmen sei.

Ich lese den Brief von einst vor:

»Ein Ferien-Lager zwischen Emscher und Kanal gibt Kindern die Möglichkeit, andere Kinder kennen zu lernen, zu zelten, am Lager-Feuer zu sitzen, Hütten und Höhlen zu bauen und vieles mehr.

Außerdem ist es entlastend für manche Eltern, mal allein zu verreisen und zu wissen, daß die Kinder im Ferien-Lager gut beschäftigt sind.

Oder, wenn die Eltern arbeiten müssen, sind Kinder in einem Teil der Ferien betreut.

Die Insel zwischen Emscher und Rhein-Herne-Kanal eignet sich gut, denn sie liegt am Wasser.

Vorschlag zur Ausstattung des Ferienlagers.

Unterbringung: Die Kinder kommen in zehn Zelten unter. In jedem hausen acht bis zehn Personen. In einem kleinen Gebäude gibt es Toiletten und Duschen, eine Küche, ein Büro, eine kleine Bibliothek und Lager-Räume. Vor dem Haus dient eine überdachte Terrasse als Schutz vor Regen und Sonne. Davor stehen Eß-Tische. Im ersten Stock wohnt der Hausmeister – so hat er das ganze Jahr ein Auge auf den Platz.

In der Mitte zwischen den Zelten breitet sich ein Platz aus – markiert mit einer kniehohen Mauer. Darauf kann man sitzen. Am Rand liegt eine Feuer-Stelle.

Die Emscher soll, so schrieb sie damals, ein kurvenreiches Bett bekommen. Sie soll auch ein wenig gestaut werden, so dass ein kleiner See entsteht. Darauf können Kinder paddeln, surfen und mit Kinder-Booten segeln. Gut wäre, wenn die Wasser-Qualität zum Schwimmen ausreicht, sonst müßte ein kleines Schwimm-Bad gebaut werden.

Das Ufer soll als Sand-Strand gestaltet werden, zum Beach-Volleyball-Spielen, Burgen-Bauen und In-der-Sonne-Liegen. Für Lese-Ratten wie für mich (ich lese in einer Woche manchmal 500 Seiten), sind ein paar bequeme Liege-Stühle notwendig. Ihr findet es doch gut, daß wir Kinder uns bilden.

Falls auf dem Gelände noch Reste von älteren Gebäuden stehen, können sie in bespielbare Ruinen umgewandelt werden. Auch ein verwilderter Wald wäre wunderbar: darin kann man Hütten bauen und Verstecken-Spielen. Schön wären auch: ein Sportplatz, eine Inliner-Bahn und ein paar Skater-Rampen.«

Die Öko-Kathedrale. Jochen Stemplewski ruft die Fahrbereitschaft der Emschergenossenschaft an. Nach einer halben Stunde kommen zwei Autos und transportieren uns zum Ufer vor dem Gasometer in Oberhausen.

Dort erwartet uns am Kanal-Ufer, bei den sich kreuzenden Brücken, ein hagerer Mann mit lebhaften Augen: Dr. Hans-Otto Schulte. Er war in Gaggenau und in Oberhausen Planungs-Dezernent, wurde abgeworben nach Bremen – als Staatssekretär (Staatsrat) der Bau-Senatorin. Vor einiger Zeit kehrte er wieder nach Oberhausen zurück – nun frank und frei.

Hans-Otto Schulte erklärt den Bereich vor dem Gasometer. »Stellt euch vor, wie die große Industrie zusammenfiel. Einige Zeit dachte man: Dann kommt neue große Industrie. Aber: Das war ein ›Warten auf Godot‹.

Von etwas anderem zu sprechen, galt damals als Landesverrat. Niemand wagte es. Ich weiß nicht, welcher Geist mich ritt, ich sagte eines Tages: ›Es kommt doch nicht so, wie wir das wünschen – machen wir etwas daraus!‹ So gab ich für den Flächennutzungs-Plan das Motto aus und setzte es in Planungs-Politik um: ›Aus Grau mach Grün!‹«

- Zwischen-Ruf: »Was heißt das?«
- »Wir wollen die grauen Brachen der Industrie zu ökologischen Grün-Bereichen umwandeln.

In dieser Zeit entdeckten wir auch, daß die Brachen, die als ökologisch kaputte Landschaft galten, nicht so waren, wie wir glaubten. Dies wurde ein paar Jahre später, in der IBA-Zeit, genau untersucht. Es stellte sich heraus, daß sie in bestimmter Weise ökologisch sind und sich in ihnen andere Werte finden lassen. Dafür prägte Karl Ganser die Worte ›Industrie-Natur‹ und ›Industrie-Wald‹.

Nun hatte ich in dieser Zeit, zusammen mit Werner Ruhnau, viel Kontakt zu Louis le Roy, der im niederländischen Friesland, am Rand der Stadt Herenveen, lebt. Seit 1970 entwickelte der Kunst-Lehrer und Künstler mit dem Ausbau der Kennedylaan in Herenveen die ›Ökokathedrale‹: Das Zusammenwirken von Mensch und Natur mit der Kraft der freien Energie über Zeit – und Ende offen. Zugleich gestaltete er mit Anwohnern den ›hügeligen Dschungel‹ in Groningen. 1974 begann er, mit Gemeinde-Mitgliedern die Umgebung der Regenbogen-Kirche in Leeuwarden von Ton Albers zu gestalten. In Herenveen arbeitet er an seinem Wohn- und Atelier-Haus in Oranjewood. Und mit der ›Landbaukunst‹ in Mildam schafft er den markantesten Punkt seiner Ökokathedrale.

Gemeinsam entwickelten wir ein ambitioniertes Projekt: Wir wollen in Oberhausen in mehreren Bereichen eine ›Öko-Kathedrale‹ aufführen.«

- Zwischen-Ruf: »Was ist das?«
- »Es ist nicht leicht zu erklären«, sagt Hans-Otto Schulte. »Ich gebe einige Stich-Worte: Wilde Grün-Bereiche. Wildnis. Das begannen wir 1983 mit der Werkbund-Siedlung in Oberhausen-Alstaden und 1985 mit dem ›Gelände Conti Lack‹ und ›Park Altenberg‹. Damit gewann der SPD-Ortsverein, der mitarbeitete, auf dem SPD-Parteitag 1985 den 1. Preis für »Lebendige Ortsvereine«. Mit der ›Grünen Mitte Oberhausen‹ schufen wir einen Kunst-Pfad entlang dem Kanal – mit Künstlern und Arbeitslosen. 1987 erhielten wir den 1. Preis des Bundesministeriums für ökologischen Stadt-Umbau.«

»Darf ich ergänzen?«, frage ich. »Diese ›Grüne Mitte‹ lieferte die Idee für den späteren IBA Landschafts Park.

Und jetzt führt Hans-Otto Schulte mit einigen Leuten das große Projekt, das lange unterbrochen war, fort: er nennt es nun ›Emscher Landschafts-Bauhütte‹.«

»Der verrückte Garten-Entwerfer«, sagt Tonino Guerra, »ist überhaupt nicht verrückt. Sondern er schafft, was uns alle in unseren tiefen Seelen bewegt.«

- »Die Phantasie benötigt solche Zeichen des Ungewöhnlichen«, sagt Thomas Henke. »ich studiere dies bei meinen beiden Töchtern Anna und Lina. Da könnt ihr täglich Überraschungen erleben. Das brauchen sie – und wenn wir es weiter denken: Wir haben es ebenfalls nötig.«
- »Die verrückten Gärten«, sagt Tonino Guerra, »haben zwei Fähigkeiten: Sie durchbrechen die Banalität. Und sie verwandeln das Terrain in eine Szenerie der Phantasie.«

Ein heftiger Regen fällt über das Land.

Er vertreibt die Leute: Sie verabschieden sich.



Wald

Wald ist nicht Wald. Am nächsten Morgen fahren Tonino Guerra, Janne Günter, meine Frau, und ich auf die Insel zu einem Wald-Bereich.

Michael Börth, der oberste Förster im Ruhrgebiet, kommt, wir plauschen ein wenig, dann erklärt er uns eine Anzahl an Arten des Waldes. »Der geformte Wald ist der Wald, den wir alle kennen: Er ist keineswegs pure Natur, sondern die Bäume sind nach bestimmten Mustern angepflanzt, manchmal sogar geradezu militärisch aufgestellt. Der Forst betreut sie.

Im Wald gibt es auch – man könnte sagen: Plätze – das sind die Lichtungen, auch Haine genannt. Man könnte sie gestalten – das wurde aber nur selten getan.

Viel Wald, vor Generationen angelegt, kommt heute in der Forst-Pflege zu teuer – so ist man auf einen Gedanken gekommen, den man vorher heftig abgelehnt hätte – aber die Not gibt ihn nun ein: Man läßt manchen Wald-Bereich einfach wachsen.«

- »Und wie bekommt ihm das?«, fragt Tonino.
- »Daraus wird wieder so etwas wie Urwald. Wir nennen es aber bescheidener: Wir sagen Wildnis. Nach einiger Zeit tummelt sich in solchen Bereichen vieles, was wir vor Jahrhunderten vertrieben hatten.
  Aber ich kann euch noch Erstaunlicheres berichten: Auf den Brachen aufgelöster Fabriken, wo wir einst dachten, daß dort kein Halm mehr sprießt, wächst mit großer Vitalität neue Natur. Sie holt sich ihr Terrain zurück. Wir nennen dies seit den 1990er Jahren ›Industrie-Natur‹ und, wenn der Prozeß noch weiter geht, ›Industrie-Wald‹.
  Zum Industrie-Wald« haben wir ein umfangreiches Projekt angelegt: für die ganze Region – daraus können neue Weisen von Stadt-Parks entstehen, weil die Wildnis auf den Brachen meist mitten in den Städten liegt, dort, wo einst die großen Fabriken lagen.
  Dieses Projekt sammelt Terrain. Für das gesamte Ruhrgebiet. Dies ist eine Chance. Der Industrie-Wald durchzieht das Emscher-Tal. Das ist der neue Wald.«

»Ich weiß«, sagt Janne Günter, »der Wald ist überall im Vormarsch. Die Brüsseler Agrar-Politik legt, wie sie sagt, landwirtschaftliche Flächen still. Was dann? Darauf wächst letztendlich Wald.«

»Der neue Wald frißt nicht die Stadt«, sage ich, »er ist die Stadt, – so hatte es vor kurzem Marion Taube, die bei der IBA Emscher Park gearbeitet hatte, in einem Vortrag auf den Punkt gebracht.«

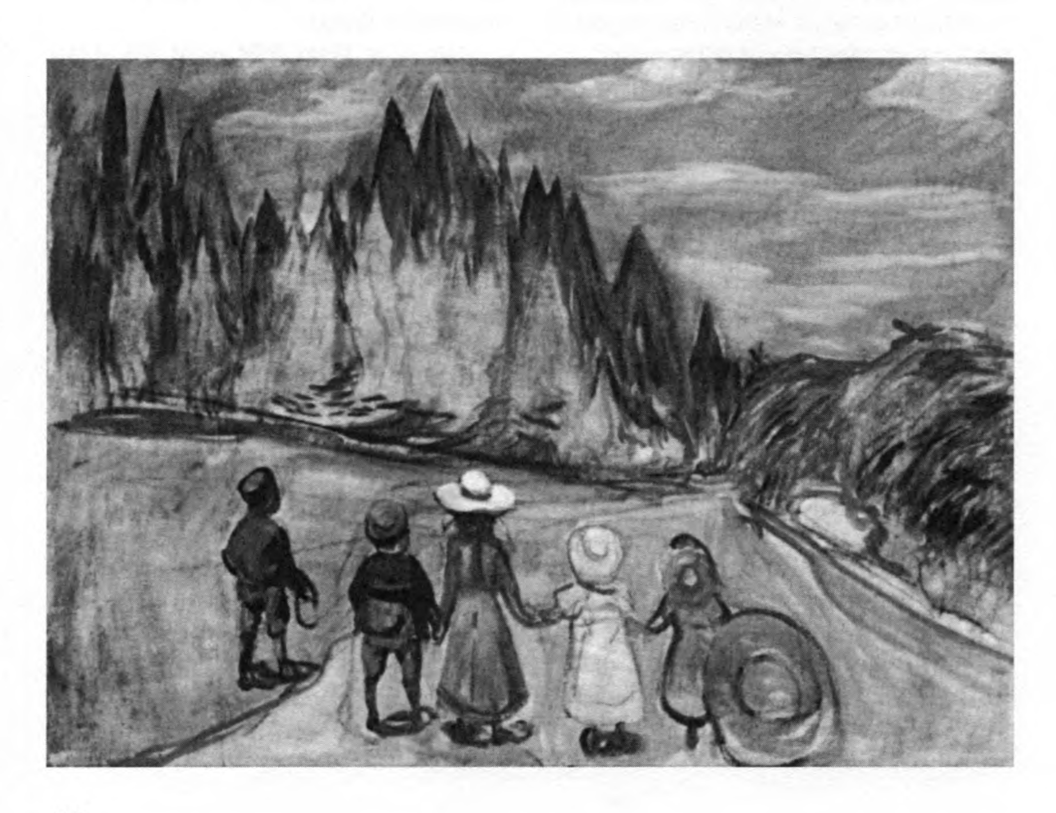
Mit Bäumen gestalten. »Mit Bäumen kann man gestalten«, sage ich.

- »Im Prinzip ist jeder Baum ein Stück Wald«, sagt Förster Michael Börth.
- »Dann sind die Alleen«, überlege ich, »im Grunde ein äußerstes Maß an Gestaltgebung – mit vielen Bäumen.«
- »Mit Alleen kann man vorzüglich Stadt-Planung machen. Das haben wir aus Frankreich gelernt – und in der großartigen Ausstellung ›Parkstadt Oberhausen‹ dem Publikum gezeigt.«
- »Also«, sagt Janne Günter, »war es konsequent, auf der Insel viele Alleen anzulegen. Mit Bäumen hat man inszeniert: geführt, gegliedert, pointiert – wunderbar.«

- »Mit Bäumen läßt sich viel und einfach gestalten«, sagt Tonino Guerra, »weitaus leichter als mit Mauern. Man kann Kreise, Vierecke und andere Figuren bilden.«

Magie der Bäume. »Bäume sind etwas Magisches«, sagt er. »Im Film ›Amarcord‹, den ich mit Federico Fellini machte – dafür bekamen wir einen ›Oscar‹ – habe ich eine verrückte Szene erfunden: Am Sonntag-Nachmittag holt die Familie ihren Sohn Vittorio aus dem Irren-Haus ab und fährt mit ihm aufs Land. Sie verspern – und plötzlich ist Vittorio verschwunden. Wo entdecken sie ihn? Hoch oben in einem riesigen und wunderschönen Baum. Er schreit unentwegt – und über Stunden: ›Ich will eine Frau – ich will eine Fraaauuu – ich will eine Fraaauuu!‹ Alle sind irritiert und verstört. Da sagt der Großvater: ›Der Junge hat ja Recht.‹«

- »Martin Oldengott«, berichte ich, »den wir bald treffen, kennt sich aus in den Mythen der Bäume. Er überlegt, ob er auf der Insel ein Projekt macht.
  In diesen Zusammenhang gehört auch Herman Prigann mit der Ökologische Landschafts-Kunst. Wir hätten ihn gern auf der Insel. Ihr kennt sein großartiges Projekt: ›Industrie-Wald Rhein-Elbe in Gelsenkirchen – mit Skulpturen, dem Spiral-Berg und der Himmels-Leiter.«



Die Viertel

Die Orts-Mitte. Die Gruppe kommt in eine gestaltete Orts-Mitte. Ein Mann mittleren Alters, mit dem sie ins Gespräch geraten, berichtet: »Wir haben einen Anger angelegt. Das ist die einfachste Gestalt eines Platzes. Etwas weiter findet ihr einen kleinen Platz. Und noch einige Schritte weiter gibt es eine kleine Szenerie – so etwas mögen besonders die Kinder.«

Das gemischte Terrain. Der Mann zeigt stolz im Rund: »Wir haben dies geplant.«

- »Wirklich?«, fragt Michael Börth. »Kann man so etwas planen?«
- »Ja, man kann es«, sagt der Mann.
- »Wie habt ihr das gemacht?«
- »Es war eigentlich ganz einfach. Wir brauchten dazu unsere Erinnerungen an die Kindheit.«
- »Da sind Planer aber meist heftig überfordert«, sagt Janne Günter.
- »Wir haben hier mit den Planern zusammen gearbeitet – aber auf Augenhöhe. Die Planer sind gute Leute, aber ihnen fehlt immer einiges – wenn sie klug sind erkennen sie es und holen sich Menschen, die sie ergänzen. Hier brauchten sie Personen, die ihnen ihre Kindheit, die sie lange vergessen hatten, wieder bewußt machten. In diesem Diskussions-Prozeß erkannten wir gemeinsam: Die Kindheit hat viele Geschichten ...«
- »... wenn sie nicht vom Fernsehen erwürgt werden«, sagt Michael Börth.
- »Als ich ein Dötz war«, erzählt der Mann, »hatten wir einen Garten: einen hohen Kirsch-Baum, zwei Reihen Johannisbeer-Sträucher zum Plündern, einen Kompost-Haufen, um den es spukte, weil darin so vielen Käfer krabbelten, eine Laube, die uns nicht ganz geheuer war, und viele Nachbarn, die von Geschichten umgeben waren.

Da begegnete uns der alte Kommunist Ernst Thälmann – er hieß wirklich so, es war nicht der Partei-Häuptling. Seine Laube wuchs und wuchs. Ich ahnte, daß der riesige Mann nach innen wachsen mußte, weil ihm die Nazis durch Mord-Androhung den Mund versiegelt hatten.

Wir kamen zum Pferde-Stall, an den sich ein riesiger Heu-Haufen anlehnte. Oft sprangen wir vom Dach ins weiche Heu. Eines Tages lockte uns Opa Blomberg in seinen Stall. Neugierig folgten ihm die Kinder, denn dieser Bretter-Bau war für sie eine geheimnisvolle Höhle. Was es darin wohl gab? Der Alte schloß hinter sich ab und griff an der Wand einen Leder-Riemen. Ich hatte so etwas geahnt – und war daher entgegen meiner Neugier vor der Tür geblieben. Alle Kinder bekamen, ehe der Alte sie einzeln entließ, eine kräftige Tracht Prügel.

Die Vorstadt-Wege waren im Winter mit ihrem tiefen Matsch eine Endmoränen-Landschaft. Im Sommer staubten sie wie Steppen-Boden. In den Getreide-Feldern legten wir Gänge an – Labyrinthe. Wir suchten uns und verscheuchten uns.

Am Fluß gab es ein hohes Ufer. Am Wasser stand Schilf. Wir spielten mit allen Gefahren. Im Nacken hatten wir das Entsetzen der Mütter. Wir kletterten auf die beiden hohen Pappeln: Sie waren Treffs, Ausguck, Versteck. Neben der Brücke standen sie für uns Kinder wie wahnwit-

zig hohe Türme. Sie erschienen uns das Allerhöchste in Stadt und Landschaft.
Wir probierten uns an allem aus, was es auf der für Kinder erreichbaren Erde gab. Unsere Findigkeiten übten wir daran, die geheiligten Tabus von vielen Geboten zu durchbrechen. Es fiel uns noch schwer, ihren Sinn zu erkennen. Später lernten wir, daß sie meist eine Hilfe in vielen Lebens-Lagen waren.
Zähneknirschend sahen wir zu, wie die Getreide-Felder zum letzten Male abgeerntet wurden. Dann kamen Land-Vermesser und wenig später die ersten Bau-Wägen – ein Heer von Arbeitern ließ große Schachteln aus der Erde wachsen. das waren Langweiler. Wir haßten sie und bedauerten die Menschen, die darin wohnen mußten – diese Ahnungslosen!
Dann verlagerte sich das Entsetzen der Mütter von solchen wilden Szenerien auf die Glätte und schwierige Berechenbarkeit der breiten Straßen, die wir zwischen immer mehr Autos überqueren mußten.«

- »Welche Schlüsse zieht ihr daraus?«, fragt Michael Börth.
- »In der Menschheit«, sagt Tonino Guerra, »wird wenig überlegt, was Menschen wirklich brauchen. Was wissen Bauherren, Planer, Bürgermeister von den Kindern? – diese Bau-Löwen verwirklichen sich selbst, aber nicht die Welt der Kinder. Und auch sich selbst erbärmlich. Sie denken, es kann den Kindern ebenso wie den Erwachsenen Asphalt, Beton, Aufzug, fließendes Wasser und Plüsch genügen.
Schon bei meinem letzten Besuch fiel mir auf: Ihr seid die Meister in der Funktionalität, viel besser als wir in Italien – aber ich gebe euch zu bedenken, daß Menschen auch Wärme brauchen, Miteinander-Reden, Poetik.
Also: wenn ihr etwas Gutes tun wollt, bringt ihr die Planer, Verwalter, Politiker dazu, von dem zu lernen, was es an Erinnerungen an die Kindheit gibt.«

Das Viertel der verrückten Häuser. »Tonino«, sage ich, »es stimmt, was du über die Bau-Löwen und ihre Monster sagtest, aber auf der Insel gehen die Uhren anders. Wir machen hier nichts von all dem, was du um die Insel herum überall siehst und beklagen kannst.

Entschuldige, ich muß erst unsere nächsten Freunde begrüßen ...«

Ich gehe Bernhard und Erika Küppers entgegen und umarme sie. »Bernhard Küppers war Stadtbaumeister von Bottrop. Für seine hohe Qualität in öffentlichen Bauten, die er gegen alle Schwierigkeiten durchhielt, erhielt er vom Deutschen Werkbund die Ehren-Mitgliedschaft.

Bernhard Küppers führt uns in das ›Viertel der verrückten Häuser‹.«

- »Ein Konzept wie dieses auf der Insel«, sagt er, »gibt es auf dem ganzen Wohnungs-Markt nicht: Die Intendanz der Insel läßt nur außergewöhnliche, am liebsten verrückte Häuser zu.
Es gibt unter den vielen, vielen Millionen Menschen in der Region immer so viele, daß man davon 30, 50 oder auch 100 solcher wirklich guten Häuser verkaufen oder Leute zum Haus-Bau verlocken kann.«

Was da nebeneinander steht, verschlägt dem italienischen Dichter fast die Sprache. Soviel mediterrane Phantasie hätte er den Nord-Lichtern nicht zugetraut.

- »Habt ihr denn alle ein paar Jahre auf der Insel Ischia gelebt?«
- »Wahrscheinlich niemand. Aber der Geist kann überall wehen.«



- »Werden wir nochmal hierhin kommen?«
- »Wenn du möchtest.«

Das Viertel der gemischten Kulturen. Wir suchen das türkische Tee-Haus auf. Dorthin haben wir uns verabredet: mit unserems türkischen Freund Zeki Tasli.

Er führt uns zu einem zweiten Wohn-Bereich: zum Viertel der gemischten Kulturen. Dort sehen wir einen Wohnungs-Bau, in dem absichtsvoll ein möglichst großes Spektrum an unterschiedlicher Menschen zusammen geholt wurde.

- »Dies ist ein Modell«, sagt Zeki.
- »Dies ist ein Welt-Modell«, ergänzt Tonino Guerra. »Denn in Zukunft wird es ähnlich auf der ganzen Welt zugehen.«
- Ich sage: »Besser ist es, früh daraus vielerlei Möglichkeiten zu ziehen.«
- »Wir in Mittelitalien sind in unserer langen Geschichte aus fünfzig Völkern zusammengesetzt. In Wellen kamen neue Leute. Wir sind gemischt – und mischen weiter.« Er lacht: »Und jetzt kommen die vielen Menschen, die bei uns Häuser erwerben – und uns ein weiteres Mal aufmischen.«
- »Haben Sie Angst vor diesen Deutschen?«, fragt Zeki.
- »Angst«, antwortet Tonino Guerra, »hatten wir nur im Krieg – aber diese Katastrophe liegt über ein halbes Jahrhundert hinter uns, Gott sei Dank.«

Zu mir gewandt, fragt er mit der eigentümlichen Ironie der Romagna: »Hätten die Toskaner in Anghiari dich zum Ehrenbürger gemacht, wenn sie vor dir Angst gehabt hätten?«

Häuser

Nach einer Führung durch das Viertel lassen wir uns erneut auf dem kleinen Platz mit dem Blick auf die Häuser vor dem türkischen Tee-Haus nieder.

- »Im Ruhrgebiet«, erkläre ich, »hat sich vieles umstrukturiert. Menschen wollten der Häßlichkeit mancher Stadt-Bereiche entkommen und suchten ein qualifiziertes Terrain. Es gab wenig neue Investitionen. Die meisten von ihnen dienten der Um-Verlagerung. Das war auch eine Chance für die Insel. Die Boden-Preise stiegen nicht zu hoch, weil das Insel-Management die Fläche nicht beliebig verfügbar macht. Diese Intendanz besitzt ein gutes Konzept und holt sowohl verständnisvolle qualifizierte Bau-Herren sowie einfallsreiche Architekten zusammen.
  Zwar kritisieren manche Leute die Bebauungs-Pläne, weil sie nicht mehr nach altem Filz der Beliebigkeit und der Gefälligkeiten unsinnige Frei-Briefe erteilen, aber sie sind wirklich nicht gemacht, um Leute zu ärgern, sondern um Mißbräuche zu verhindern.«

Häuser wie Theater. Die Gruppe steht vor einigen auffallenden, eigentümlichen Häusern und diskutiert darüber.

- »Wir messen Häuser«, sagt Michael Börth, »an unserer Körper-Größe. Sie liegt zwischen 1.60 und 1.90 m. Die Kinder haben andere Körper-Maße. Daher empfinden sie anders als Erwachsene.«
- »Wir wundern uns über eine Paradoxie«, fährt Janne Günter fort, »die Metropolen-Planer denken nicht über die Decken-Höhen nach. Wie man wissen sollte, stammen sie vom Militär-Maß der internationalen Speer-Kaserne. Dies hat ein Planer aus Speers Umgebung in einem Handbuch für Architekten wie ein Gesetz beschrieben, die Planer hängen gläubig an einem solchen Unsinn, auch noch, wenn er in der sechzigsten Auflage dieses Buches erscheint. Für Menschen bauen heißt: psychologisch entwerfen. Die Kinder und die Alten sollen sich in den Räumen gern bewegen und vor allem das Gefühl des freien Atmens haben.«

Bernhard Küppers trägt uns seine Überlegungen vor – sie stammen aus sehr viel Erfahrung eines langen tätigen Lebens: »Wenn man Menschen beobachtet, fühlt man stets, daß ein Bau dann am wirksamsten ist, wenn er als eine Szenerie gestaltet wurde.

Einen Augenblick mag uns eine gut proportionierte Fassaden-Komposition beschäftigen, aber dann finden wir es weitaus interessanter, uns mit allen Sinnen in einer Szenerie zu bewegen.

Dies läßt sich auch empirisch nachweisen.

In einer Szenerie beschleunigt sich unsere Phantasie: Wir denken, daß in der farbigen Tür dort drüben, zwischen zwei ausgreifenden halbhohen Mauern, dort oben auf der Treppe im nächsten Augenblick eine Frau erscheinen könnte. Als Architekt mußt du den Leuten das Gefühl geben, daß in deiner Szenerie Menschen leben, die wie Schauspieler auf der Bühne auftreten.

Damit erfahren sie eine neue Qualität ihres Lebens. Siehst du, wie die Frau da drüben auf dem Podest einhält – das schafft eine Spannung, wie im Theater.

Stellen wir uns vor, daß sich zwei Nachbarn begegnen. Wenn die Aktion direkt abläuft, hat sie keine Spannung. Ihre Blicke suchen sich – lange bevor sie aufeinander zugehen. Und es liegen Requisiten zwischen ihnen – sie halten den Weg zueinander auf. Es keimt ein Bewußtsein, daß die Begegnung – woanders wäre es eine banale Heimkehr vom Büro – in diesem Wohn-Hof durch ihre Szenerie zum Ereignis wird. Der Ort ist interessant – und macht damit auch seine Akteure interessant.

Was immer die Menschen in einer solchen Szenerie tun, es entsteht ein insgeheimes Gefühl für Sinnhaftigkeit.

Eine vielschichtige Szenerie erzeugt Nachdenken. Sie läßt die Vorstellungs-Kraft wach werden, die oft zum Vor-sich-Hindümpeln gezwungen wird. Eine gute Architektur hat Katalysatoren-Funktion. Sie bringt die Sinne zum Tanzen. Sie setzt Phantasien frei, die du vielleicht schon lange besitzt, die vergraben waren, die du versteckt hieltest – so entstehen Geschichten.

Es gibt keine Geschichten ohne Raum. Wie es die Sprache der Blicke, der Mimik, der Gesten und des Körpers gibt, so ist auch das Verhalten im Raum eine Sprache. Dies ist genau der Punkt, wo es um Szenerie geht. Die Szenerie bietet die Chancen, Ausdrucks-Möglichkeiten zu entfalten.«

Eine rege Diskussion folgt. Jeder bringt seine eigenen Erfahrungen ein.

Der Bauern-Hof. »Der Hund auf einem Bauern-Hof lebt in einer Szenerie«, sagt Zeki Tasli, »vor der jeder Tourist stehenbleibt, das habe ich beobachtet. – Warum? – Szenerie beschäftigt uns.«

- »Warum mögen wir das?«, fragt Janne Günter.
- »Warum wurden die meisten Scheunen abgerissen?«
- Ich sage: »Als es nur Scheunen aus Holz gab, suchten viele Menschen nach etwas anderem. Sie nannten dies Abwechslung. Andere sagten dazu: Wir wollen etwas Neues. Inzwischen ist fast alles verändert. Daher wird das wenige an solchem Holz, das erhalten blieb, wieder interessant. Jetzt ist es eine Antiquität. – Aber nicht nur deshalb wird es geliebt: Auch im Material sind die Spuren der Menschen sichtbar.«

Wohn-Werte. Janne Günter hat viel über die Lebens-Qualitäten in unterschiedlichen Haustypen geforscht. In den Jahren der Kämpfe um die Rettung von Siedlungen untersuchte sie deren Wohn-Werte. Sie verglich sie mit Hochhäusern. Daraus lernten viele Menschen, daß das Leben in Hochhäusern für die Familien, vor allem für Kinder, eine Strafe ist. Es gelang den Bürgerinitiativen, die Landesregierung dahin zu bringen, daß sie kein Förder-Geld für Häuser mit mehr als vier Geschossen gab – dies war das Ende der Hochhäuser im sozialen Wohnungs-Bau.

Die Gruppe bittet Janne Günter, einige wichtige Kriterien für Wohn-Werte aufzuzählen.

»Das beginnt innen: die große Wohn-Küche – damit man zum Essen länger zusammensitzen und die Eltern die Schularbeiten der Kinder verfolgen können. Die größeren Schlaf-Zimmer für die Kinder, die sich ja in ihren Räumen aufhalten. Die Eltern sind nur nachts in ihrem Schlafzimmer – es darf also kleiner sein. Günstig ist die Maisonette-Wohnung: mit den ruhigen Räumen im Obergeschoß. Da kann jemand auch länger ungestört schlafen.

Außen: ein eigener Eingang. Haustür-Stufen – eine Szenerie für Kinder. Eine Bank neben der Tür. Bei schlechtem Wetter

können Kinder unter einem Vordach spielen – vor dem Eingang. Oder daneben – es kann nachts zum Unterstellen für das Auto dienen. Es muß breit sein, am besten wie eine italienische Loggia. Fenster zu ebener Erde – für den Kontakt von Eltern und Kind. Das grüne Zimmer – ein kleiner Garten. Wohn-Wege, auf denen nur in Ausnahmefällen ein Auto fährt. Die Sack-Gasse hat weitaus mehr Qualitäten als eine normale Straße.«

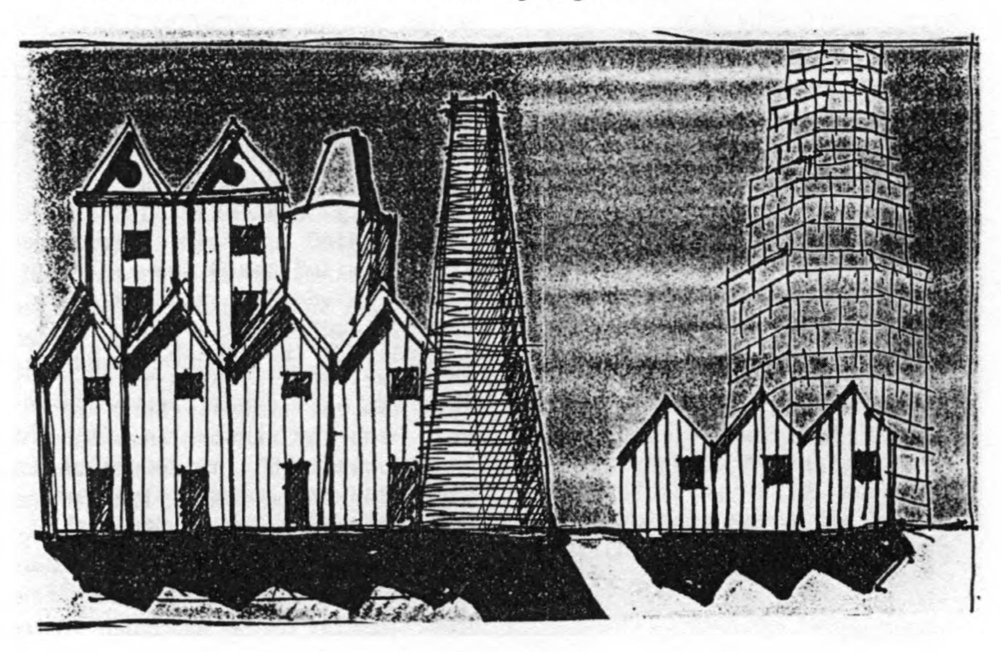
Die Gruppe diskutiert nun viele Aspekte des Wohnens. Manche Leute, die vorbeikommen, bleiben stehen und versuchen, etwas von unserer Diskussion mitzubekommen. Mit einem freundlichen Kopfnicken signalisieren wir ihnen, daß sie willkommen sind.

- »Ich bin in einer Umgebung mit wenig Autos aufgewachsen, mit Wiesen und einem Fluß«, sagt Janne Günter. »So etwas wünsche ich den Familien. Ich kann sagen: Ich bin ein ›Straßen-Kind‹. Das war herrlich. Und die Jungs waren ›Straßen-Fußballer‹. Für Kinder – und eigentlich für alle – muß eine Welt möglich sein, in der sie etwas erleben!«

Lichter in den Häusern. »Denkt auch an die Nacht. Viele Menschen haben in Holland gelernt«, berichtet Janne Günter, »wie schön eine Straße ist, wenn die Bewohner auch abends einiges von sich sehen lassen: Wohn-Zimmer sind menschliche Schau-Fenster. Sie regen die Vorstellungs-Kraft an.«

Eine Kette von kleinen Holz-Häusern. Die Gruppe zahlt und bricht auf. Sie kommt zu einem eigentümlichen Bereich.

Bernhard Küppers erklärt ihn: »In diesem Viertel wurden Hütten angelegt: für viele von den Radfahrern, die ja in großer Zahl auf die Insel kommen. Darin können sie bleiben – zum Übernachten. Ohne Luxus, sehr einfach. Das funktioniert nur im Sommer und zu milden Zeiten – das genügt.«



- »Eine einfallsreiche Infrastruktur«, sagt Michael Börth.
- »Auf der Alm«, sagt Janne Günter, »leben die Wanderer nicht komfortabler. Aber vielleicht sind manche aufgebrochen, um mal nicht in Plüsch und Plum zu versinken.«

Das Haus – der Kosmos. »Was für eine Vielfalt hat dieses Viertel!«, staunt ein Mann, der sich zu uns gesellt hat.

Ich erzähle, was mir mein Nachbar Markus Schütte vor einigen Tagen als seine Vision auseinander legte.

Markus Schütte holt die Anzeigen für die Westdeutschen Kurzfilmtage, für die Kultur-Zeitschrift ›K.West‹ und viele andere herein.

- »Ich hab mir immer gewünscht: ein Haus, in dem man wohnen und arbeiten kann. Und wo man zusammen kommt – ein Haus, das auch ein Treffpunkt ist.«
- »Im Tiefsten sind wir besessen von einem Traum«, sagt Tonino Guerra, »den Kosmos zusammen zu holen.
  Warum – bei allen Heiligen des Bauens! – sind dann die meisten Leute, wenn es an den Ernst der Sache geht, ans reale Bauen, so kleinmütig, wie wir es überall sehen?«

Die Wirklichkeit liefert den literarischen Stoff. In einem der verrückten Häuser leben Rolf Mauz, Elfriede Müller-Mauz und Paul Mauz. Ich erzähle von ihnen. Der Vater war lange Zeit Schauspieler am Theater Oberhausen und ging dann mit dem Intendanten Klaus Weise nach Bonn. Die Mutter ist eine bedeutende Schriftstellerin. Und Paul wird das wahrscheinlich auch – er hat das Zeug dazu: mit seiner ungeheuren Phantasie, mit seinen acht Jahren.

Paul ist geradezu eine literarische Figur für dieses Viertel. Wir treffen ihn nachmittags oft mit seinen Freunden. Sie nutzen diese Gegend, wie man es sich wünschen kann. Solche Achtjährigen sind die idealen Bewohner.

Die Mutter schreibt über diese Kinder ein Buch. Paul liefert täglich Stoff dazu ab – am Küchen-Tisch.

In dieser vielfältigen Umgebung spielt sich alles ab, was nicht so leicht in den Schulen Raum findet. Und so sind solche Beschreibungen der Stoff für die nächsten Schul-Reformer. Die Texte der Mutter sind nicht dünn und fleischlos, sondern sie beschreiben Situationen. Im Konkreten stecken die Philosophien.

Die Familie arbeitet mit ihrer Schule zusammen. Ihr Projekt ist ›das Bild der Stadt‹. Es soll aus den Augen von Kindern in Pauls Alter formuliert werden.

Global und lokal. Es gibt Globalisierung – seit 500 Jahren. Es dauerte lange, bis viele Leute das merkten. Bis sie durchschauten, was Globalisierung wirklich ist, machten viele Menschen allerlei Unsinn aus dem Stichwort. Auch heute.

- »Wenn man anfängt zu globalisieren«, sagt Tonino Guerra, »braucht man feste Punkte, sonst verflüchtigt sich die Seele – sie löst sich auf in scheinbar alles, – das ist aber in Wirklichkeit das Nichts.«
- »Tonino Guerra«, sage ich, »weiß, wovon er spricht. Er ist als Film-Autor weltberühmt, er könnte sich auf allen Parties des Erdballs herum treiben, aber er hat es vorgezogen, den Bereich seines Tales westlich von Rimini konkret und intensiv zu beleben.
  Die Insel ist für uns eine ähnliche Herausforderung – und Chance.«
- »Literaten sind Leute, die genauer hingucken«, sagt Erika Küppers. »Dann kann alles ganz spannend sein. Sie

geben für diese Sicht-Weise Vorbilder ab. Man kann an ihnen lernen. Es ist nicht der Sinn der Sache, daß man sie allein herum stehen läßt. Allein sein müssen sie nur, wenn sie produzieren. Aber wenn man sie liest und hört, muß man von ihnen lernen.

Das können auch Kinder. Und so kommt von hier eine kleine Bewegung in Gang, die den Unterricht an den Schulen in Deutsch und in anderen Fächern verändert. Das geht nicht über große Predigten, sondern über konkrete Erfahrungen. Sie lassen sich mitteilen.«

Wohnen auf der Insel. Aus unserem Kreis übernehmen zwei Männer die Führung, ein junger und ein älterer – wir denken an Vater und Sohn.

Uli Dratz ist ein guter Architekt, er lebt in der Altstadt von Oberhausen. Sein Sohn Daniel Dratz läuft in den Fußstapfen des Vaters: Er studiert Architektur.

Sie führen uns zum ›Wasser-Quartier‹.

- Uli Dratz macht eine Bewegung, die das Schwimmen assoziiert. »Wenn das Wasser überall die Struktur der Insel bildet, wenn sich jedermann, ob er will oder nicht, im Wasser oder am Wasser fühlt, liegt es nah, daß die Leute dieses Wasser genießen. Wie machen wir es, daß sie dies mit aller Radikalität tun?

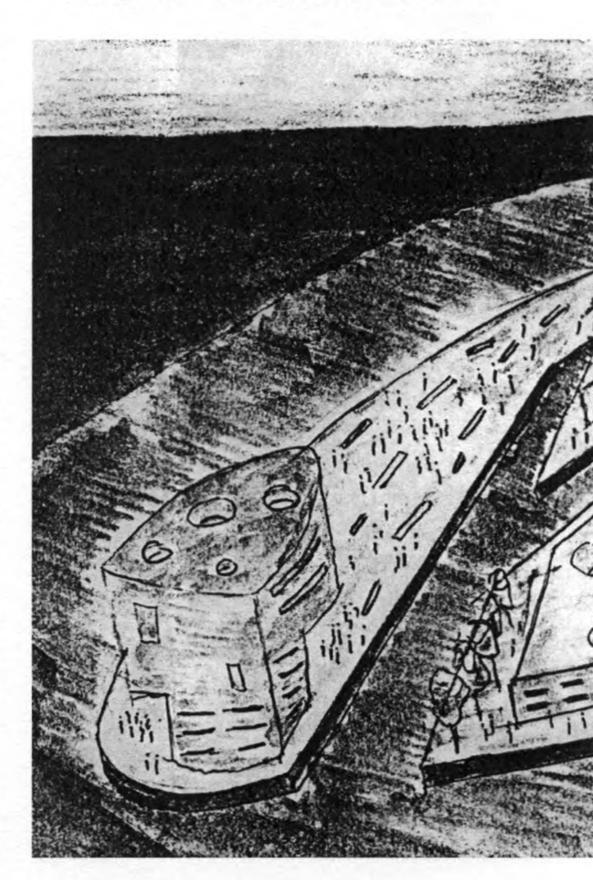
  Wo finden wir so etwas in der Welt? Natürlich denken wir sofort an Venedig. Und an Amsterdam.

  Und so gaben wir diesem Viertel, das wir entwarfen, ein Netz von Wasser-Wegen. Auf ihnen können die Bewohner mit einem Boot zu ihrem Haus fahren. Natürlich gibt es auch Land-Wege.«
- »Wir wollten im Wohnungs-Bau nicht in die Höhe gehen«, fährt Daniel Dratz fort, »die Insel verträgt keine hohen Häuser – ausgenommen an einer Stelle, wo wir eine Wasser-Marke setzen. Im wesentlichen blieben wir bei zwei Geschossen. Um aber eine gewisse Dichte zu erreichen, schlugen wir Reihen-Häuser vor. Städtebaulich bilden sie Plätze und Höfe.«

Die beiden Architekten nennen das Viertel ›Treibende Wohn-Schollen zwischen Emscher und Kanal‹.

Verrückte Häuser. Wir laufen mit den beiden Architekten weiter.

- »Auf der Insel«, sage ich, »finden wir einen Schnitt der üblichen Häuser – erträgliche und nicht gerade schöne, um



es höflich auszudrücken. In Ebel gibt es eine größere Siedlung.

Wenn auf der Insel noch Häuser gebaut werden, sollen es ungewöhnliche sein. Auch verrückte.

Man kann sich vorstellen, daß es für solche Häuser in der Region durchaus Bedarf gibt.«

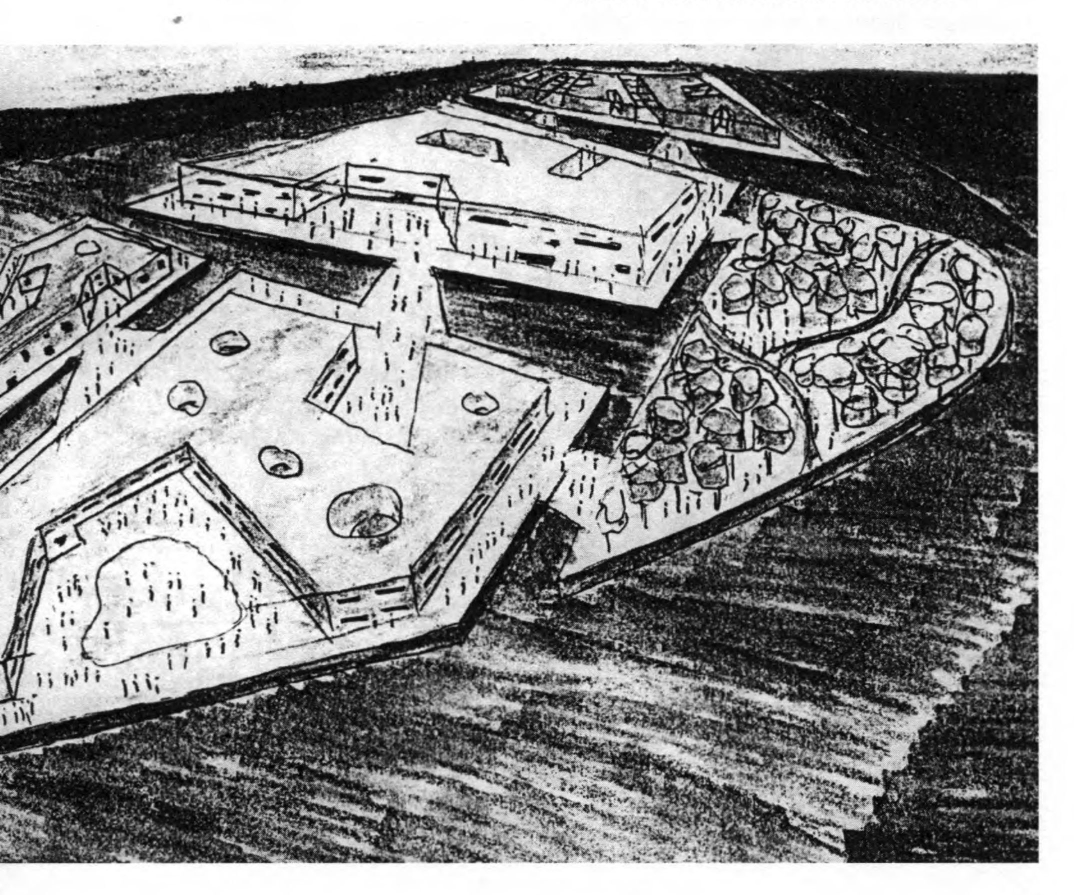
- »Da kommt der verrückte Otto«, rufe ich. Er wird begleitet von Gioacchino Nigrelli. Wir winken uns enthusiastisch zu. »Hans-Otto Schulte hatte in Oberhausen einen Ruf als ein Mann mit mutigen verrückten Ideen.«

Der Theater-Regisseur Johannes Lepper hat mit den Steinen von einem Abbruch und mit den Arbeitslosen der Umgebung eine lange Wand aufgebaut. Darin sind viele Fenster - jedes verblüffend unterschiedlich.

Hinter der Wand gibt es ein Gerüst. Die Schauspieler steigen hinauf und stellen sich dann in die Fenster. Von dort reichen sie die großen Texte der Welt in die Sommerabende wie Geschenke hinunter.

Man sagt, daß es für jeden Schauspieler der Region eine Ehre ist, hier einmal zu Gast zu sein mit seiner Stimme.

Da gibt es einen Jungen und einen Alten, die aus der Luft diese Stimmen aufsammeln und sie in ihrem Haus aufbewahren.



Plätze – Plätze – Plätze

Was ist Platz? Die kleine Gruppe läuft durch ein Wald-Stück, kommt in eine Wohn-Straße und dann auf einen Platz. Sie bleibt stehen.

- »Ich hätte nicht gedacht«, sagt Tonino Guerra, »daß ihr einen so schönen Platz hinkriegt.«

In der Seitenstraße hält ein Auto, Jochen Stemplewski, der Chef der Emschergenossenschaft steigt aus, geht auf die Gruppe zu, sagt: »Ich bin neugierig, zu hören, wie euch diese neuen Plätze gefallen.«

- »Tonino Guerra, können Sie ihren schönen Satz von eben für unsere Hinzugekommenen wiederholen?«, bittet Michael Börth.

Tonino Guerra fügt einige Argumente an. »Der Platz ist ein gestalteter Ort, der die Welt symbolisiert – auf einem kleinen Raum. Auf dem Platz kommen Menschen zusammen – und fühlen, daß es wirklich eine Zusammenkunft ist. Selbst wenn niemand auf dem Platz ist, hat der einzige, der da steht, das Gefühl: Da gibt es Menschen.«

Der Platz ist ein besonders starkes Symbol der Dimension Öffentlichkeit.

Jahrhundertelang war es selbstverständlich, daß die öffentlichen Gebäude die allgemeine Meinung spiegelten: die Kategorie Öffentlichkeit ist etwas sehr Wichtiges.

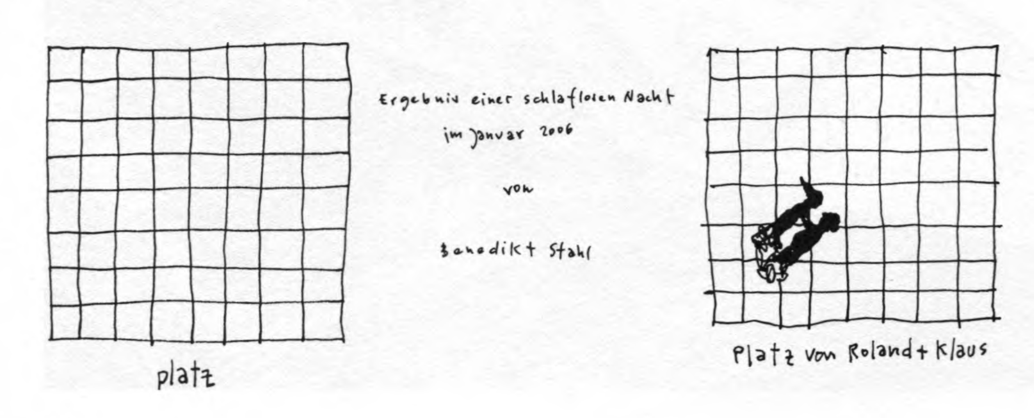
Gibt es das nicht mehr? Oder nur noch selten?«

Ich zitiere, was mir gestern Gerd Seltmann gesagt hatte: »Zusammenkünfte gelingen, wenn sie einen Ort haben, und wenn sie eine Schönheit und ein Treffen sind, wo Menschen fühlen, daß es um ein Werk geht, das sie geschaffen haben, das sie verbindet, und mit dem sie noch lange leben. So geht von den Leuten eine Wärme aus.«

Phänomene des Platzes. Die Gruppe reflektiert einige Phänomene des Platzes.

Platz ist ein Urphänomen von großer Eindrucks-Kraft. Am deutlichsten ist dies, wenn er ein Quadrat ist. Aber selbst Plätze mit undeutlichen oder ausgefransten Rändern haben noch viel von dieser Kraft.

Ein Platz empfängt Menschen. Er behält sie bei sich. Dann verläßt man ungern.



Platz hat die Kraft, zusammen zu fassen - oft eine Vielheit.

Platz gibt also auf eine einfache Weise eine Struktur.

Innerhalb der Struktur hat vieles allerlei Freiheiten, aber stets unter Akzeptanz der Spiel-Regel, die der Platz setzt.

Der klassische Platz ist natürlich der umbaute Platz. Darauf soll das Leben atmen.

- »Der Platz«, sagt Janne Günter, »soll allerlei menschlichen Bedürfnissen dienen, die man abfragen muß. Zum Beispiel wünscht sich meine fünfjährige Enkelin Anna Pauline: Es muß einen Kreis geben, der ganz eben ist – auf dem man mit dem Ein-Rad fahren und jonglieren kann. Darauf möchte sie Zirkus machen.‹ So subjektiv dieser Gedanke auf den ersten Blick ist, gibt er auf den zweiten Blick einen interessanten Impuls für den Gestalter: Ein solcher Kreis kann auch, ohne daß wir alle Ein-Rad fahren, ein schönes Element des Platzes sein.«

Ein Paket Mittelmeer. »Ich berichte von dem vorzüglichen Fotografen Miquel Tres. Er lebt in Barcelona. Seine Frau Claudia, eine Übersetzerin, stammt aus Essen – und so ist er immer wieder an der Emscher – er kennt sie durch seine neugierigen Streif-Züge inzwischen besser als Claudia. Vor einigen Tagen schickte er mir ein Foto von einem schönen Platz mit vielen Menschen.

Dazu schrieb er einen Brief: »Soweit sollt ihr auf der Insel kommen, – daß im Sommer eure Plätze gefüllt sind mit fröhlichen Menschen. Ich wünsche euch, daß das Stück Mittelmeer, was wir, Claudia und ich, mit dem Foto schicken, auch bei euch entsteht.

Denn: oft ist die Zukunft nur das, was die anderen schon haben.

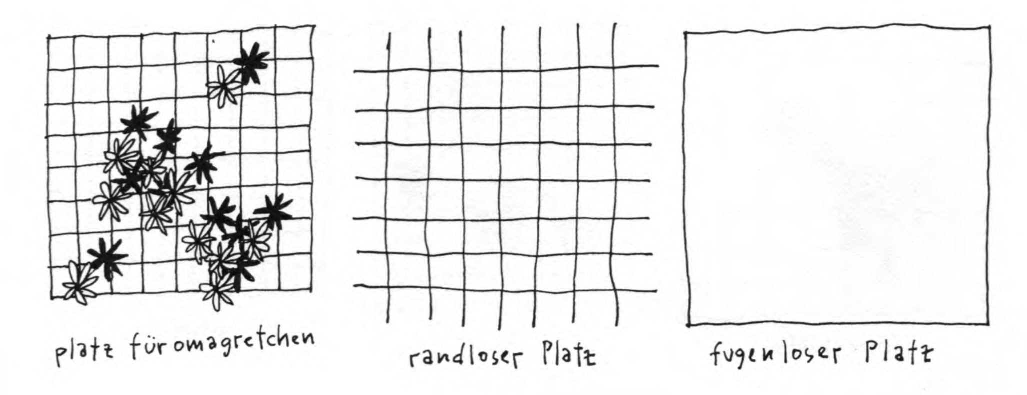
Wenn dies bei euch anlandet, könnt ihr glücklich sein.

Ich bewundere eure Industrie-Kultur. Jetzt müßt ihr die Plätze dazu tun.

Wir leben in Barcelona: Hier haben wir Plätze im Überfluß – wir möchten euch gern einige schenken.«

Rundherum reagieren die Leute auf diesen Brief mit fröhlichen Gesichtern. Ich sage: »Ich würde eure Gesichter jetzt am liebsten fotografieren und den beiden nach Barcelona schicken – als Antwort.«

Einfache Plätze: mit Bäumen. Tonino Guerra sagt: »Plätze können ganz einfach sein. Aber wer sie entwirft, muß diese Einfachheit verstehen – nur dann gelingt sie.



Oft genügt: Ein Viereck – und schon gibt es einen Platz.«

Der Platz im Platz. Ich berichte: »Als ich vor einigen Jahren in Amsterdam war, hat Heike Löhmann, die dort lebt, mir einen Platz besonderer Art entworfen – einen Platz im Platz. Wir haben ihn hier angelegt.«

Wir laufen einige Schritte. Die Gruppe ist überrascht: sie steht in einem großen Platz und tritt in der Mitte in einen kleinen Platz ein.

- »Hier kannst du dich fühlen wie ein Kind im Bauch der Mutter.«

Der kleine Platz hat eine andere Dimension als der große – und er bildet einen spannenden Kontrast: Seine Atmosphäre ist intim – er ist eine Art Wohn-Zimmer, das öffentlich ist.

Der Platz mit den unterschiedlichen Fassaden. Wir sind noch lange nicht am Ende mit dem Nachdenken über Plätze.

Gemeinhin werden sie von Fassaden gebildet. Die Seiten können unterschiedliche Charaktere haben. Dann hat jede eine andere Bedeutung. So kann ein Platz viele Bedeutungen versammeln.

Öffentliche Bauten besaßen jahrhundertelang Vorhallen. Plätze haben sie übernommen und umgewandelt zu Arkaden.

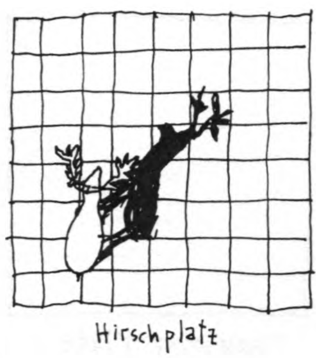
Solche Platz-Milieus signalisieren Menschliches: Ankunft. Empfang. Müdigkeit. Laß dich nieder! Bleib! Aber auch Aufforderungen: Es ist schön, sich aufzurichten. Das aufrechte Stehen und der aufrechte Gang sind sowohl Urphänomene wie Errungenschaften einer hoch entwickelten Kultur.

Du kannst dich bewegen, aber in unserem Umkreis.

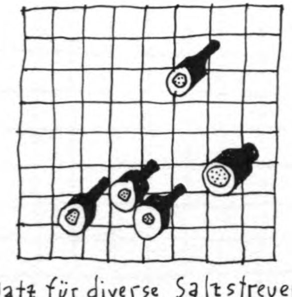
Tonino Guerra: »Die Gebrauchs-Werte sind angenehm für den Körper und die Schönheit streichelt die Seele.«

Tanzen auf dem Platz. Werner Ruhnau ist angekommen. Mit seinen 85 Jahren hat er immer noch seinen aufrechten und jugendlichen Gang, den wir seit jeher kennen. Lächelnd läuft er über den Platz – ein Mensch, der sich freuen kann. Es sieht so aus, als begänne er im nächsten Augenblick zu tanzen.

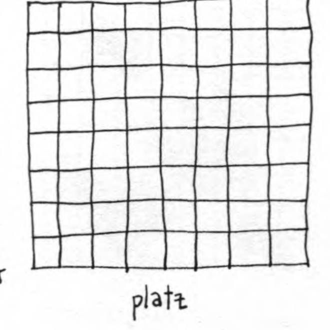
Der berühmte Architekt, der den schönsten Nachkriegs-Bau in der Region schuf, das Theater in Gelsenkirchen (1956), bringt Plätze zum Tanzen. Er wurde zum »Intendanten der Plätze« ausgerufen. In mehreren Städten arbeiten Choreographen und



Hirschplatz



Platz für diverse Salzstreuer



platz

Tänzer mit vielen Menschen zusammen am Stichwort »Mit-Spiel«.

Baum-Quadrat. Es gibt viele Weisen, Plätze zu schaffen. Allerdings wundern wir uns in der Diskussion darüber, warum dies hierzulande so wenig entwickelt ist.

»Die einfachste Form, einen Platz herzustellen«, sagt Bernhard Küppers, »sieht so aus« – er nimmt aus der Tasche ein Blatt und zeichnet: »Vier Bäume – im Geviert.«

Das Rechteck einer Mauer schafft einen Platz. Die Emschergenossenschaft hatte vor einiger Zeit den italienischen Architekten Claudio Lazzarini aus Santarcangelo di Romagna eingeladen, ganz einfache Plätze zu entwerfen. Einige Leute aus der Emschergenossenschaft hatten so etwas in den Orten bei Rimini gesehen und waren begeistert: daß eine kniehohe Mauer in einem exzellent proportionierten Rechteck als ein Platz wirkt – ein Wunder!

Claudio Lazzarini hat ein einzigartiges Gefühl für räumliche Dimensionen. Dann genügt ganz weniges, um dies auszudrücken.

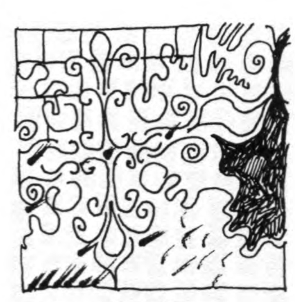
So schuf er für die Emschergenossenschaft eine Folge solcher Plätze. Die Gruppe läuft sie ab – kreuz und quer. Sie diskutiert.

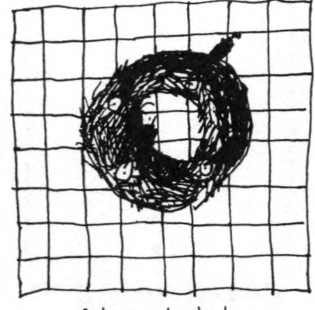
- »Das ist Einfachheit mit Geist.«
- »Wer arm ist, muß gut im Kopf und mit seinen Sinnen sein.«
- »Auf diesen Plätzen spürst du, wenn du gehst, deinen Atem.«

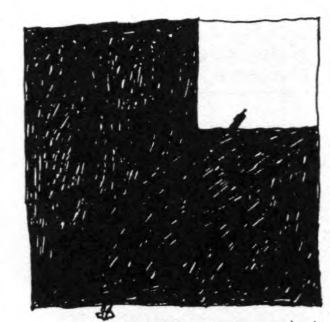
Eine Kette von Plätzen: Plätze – Plätze – Plätze. Zur Gruppe kommen Benedikt Stahl und Niklaus Fritschi, die in Düsseldorf leben und dort ein Büro haben. Benedikt Stahl war Architektur-Professor in Detmold, jetzt in Bonn, Niklaus Fritschi ist Professor in Düsseldorf.

Nördlich der Alpen verstehen es nicht viele Architekten, Plätze zu gestalten. Unter den wenigen, die es können, sind Niklaus Fritschi und Benedikt Stahl die deutschen Meister der Plätze.

- »Wir haben hier – dicht neben dem Wasser der Emscher, auf flachem Terrain sieben Plätze angelegt – eine Platz-Kette«, sagt Niklaus Fritschi, »wie in Italien: mehrere Plätze hintereinander. Dazwischen Häuser-Zeilen. Sie schnüren den Weg immer wieder ein, so daß, wenn du von einem Platz zum anderen läufst, jeder Platz eine Überraschung ist.


platz mit pfiffigem Fugenraster


Adventsplatz


nicht ungefährlicher platz

Das ist eine eigentümliche Erfahrung: jedes Mal hast du im Kopf und in den Füßen noch den gerade begangenen Platz – und jetzt kommst du auf den nächsten: Dieser Raum erscheint dir ganz neu.«

- »Diese Plätze«, sagt Benedikt Stahl, »haben eine große Unterschiedlichkeit. Eine solche Gestaltung stammt aus der Ästhetik des Bauhauses der 1920er Jahre: Kontraste – Gegensätze – immerzu etwas anderes. Dies spiegelt die Welt des Industrie-Zeitalters – aber wir haben dies in unserer Platz-Kette so symbolisch geklärt, daß es ästhetisch geworden ist.«
- Niklaus Fritschi führt seine Erklärung fort: »Einen Teil dieser Plätze gstalteten wir aus zwei- und dreigeschossigen Häusern.
  Dazwischen setzten wir Plätze aus Bäumen – auch dies ist ein ausgeprägter Kontrast.
  Gelegentlich gehen wir einen Schritt weiter: Man kann auf die ganze Fläche Bäume so pflanzen, daß ihre Kronen sich berühren – dann entsteht ein Dach aus Zweigen und Blättern. Das Wichtigste: unten muß der Raum frei sein – da dürfen nur die Stämme stehen.«

Lernen oder Nichtlernen – das ist die Frage. Jochen Stemplewski: »Es erstaunt mich jedesmal: Ihr habt hier geradezu ein konkretes Handbuch der Plätze angelegt.«

»Wir freuen uns, daß dies gelungen ist. Denn die Architekten haben es nötig«, antwortet Niklaus Fritschi, »sie sind vielleicht die einzige Zunft der Wissenschaften, die sich erlaubt, aus Fehlern selten zu lernen. Zum Beispiel gibt es halbe Bibliotheken zur Wiederentdeckung der Stadt, aber sie werden nicht zur Kenntnis genommen.«

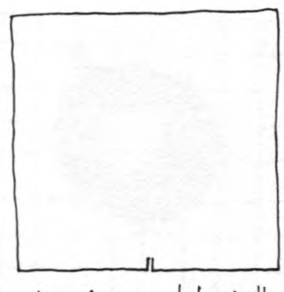
Die Gruppe studiert sieben Plätze – ihre Unterschiede – ihre stark kontrastierenden Charaktere.

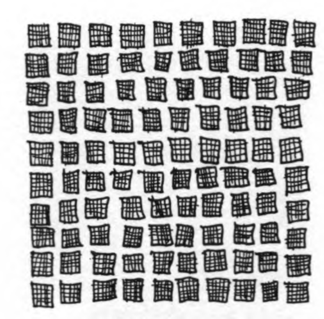
Bernhard Küppers: »Hier sind nicht einfach Formen hingesetzt, nicht schematisch aufgestülpt, nach dem Motto: Schauen wir mal, was daraus wird, sondern es gab eine Vorstellung von Charakteren und Atmosphären – dafür wurden dann die Gestalten entwickelt d. h. die Formen.«

Dramaturgie. Niklaus Fritschi: »Jeder Platz soll eine Geschichte erzählen. Diese Geschichten unterscheiden sich. Eine Dramaturgie entsteht, wenn diese Plätze nicht aufaddiert werden, sondern sich gut hintereinander fügen – als eine Kette von Plätzen. Dann hörst du manche Leute sagen: Waaaoooh,



platz für ein geplatztes gedicht


platz für ein labyrinth zum selbermachen


plätzchen

was für ein Platz! – Waaaoooh – da ist ja noch einer – und ganz anders! – Und da gibt es noch einen dritten, waaaoooh!

Ich finde es schön, wenn jeder Platz zunächst in sich viele Aufhalts-Qualitäten besitzt. Aber dann kommen weitere Plätze. Die Leute merken, daß sie miteinander zu tun haben – daß sie eine Inszenierung sind. Dann ist die Kette der Plätze ein zusammenhängender Prozeß geworden.

So entsteht in einer Gleichzeitigkeit ein Paradox von zwei Gefühlen: Da möchtest du bleiben – aber du möchtest dich auch bewegen.«

Benedikt Stahl pointiert: »Doch das Motiv des Bleibens muß das Stärkere sein.«

Lokal – universal. Niklaus Fritschi ist ein Architekten, die ihre Karriere nicht über geschickte Akquisition machten, sondern einzig durch Leistung.

Wenn man ihn holte, dann stets, weil er besser war. Dies gilt vor allem für Plätze. »Das Lokale ist auch das Universale – das trifft sich«, sagt er.

Tonino Guerra: »Wenn man etwas Lokales gut macht, dann kann die Menschheit daraus lernen.«

Janne Günter: »Man muß aufhören mit den leeren Predigten, die keine Beispiele haben. Sie sind inhaltsleere Obersätze – nicht anschaulich – nicht nachvollziehbar. Verantwortung gibt es nur für Konkretes.«

Benedikt Stahl: »Da wir nicht die ganze Erde gestalten können, wollen wir wenigstens das gestalten, was wir gestalten können.«

Die Topografie. Aus der Gruppe kommt die Frage: »Welche Bedeutung hat die konkrete Topografie, die wir vorfinden?«

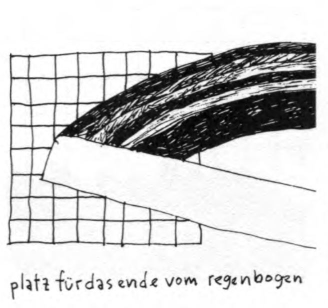
»Ich lasse mich von der Topografie anregen«, sagt Niklaus Fritschi. »Häufig bietet sie selbst einen schönen Raum – und plötzlich entsteht etwas darauf, das die Spezifik des Ortes weiter führt.

Manchmal spinne ich ein Fragment weiter. Was es schon gibt, fordert mich heraus.

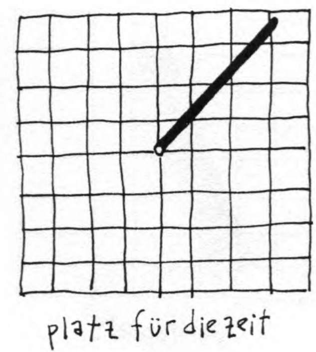
Diese Denk-Weise verhindert, daß man von oben herunter eine Situation ignoriert, indem man etwas Schematisches aus der Schublade zieht und aufsetzt. Die IBA hat dieses Potential-Denken wieder hochgebracht und intensiviert.«

- »Hauptziel der Platz-Gestaltung ist es, Leben zu schaffen«, sage ich. »Das Mittel: eine Bühnen-Szenerie entstehen lassen – für das Alltags-Theater.«

Niklaus Fritschi: »Ich habe das Credo: Es gibt Architektur, die Leben verhindert – und es gibt Architektur, die Leben provoziert. Sie


platz für das ende vom regenbogen


kom ~~babylonischer~~ platz


platz für die zeit

regt Kommunikation an, schafft Begegnung und sichert aber auch jedermann und jederfrau eine gewisse Autonomie.«

Widmungen. Benedikt Stahl: »Wir haben jedem Platz eine andere Idee gewidmet: einmal dem Himmel, einmal der Erde.

Lüftungs-Türme und Plätze. Jochen Stemplewski: »Nach einigen Diskussionen hin und her haben wir auch den Lüftungs-Türmen kleine Plätze gegeben. Das ist sehr wirksam. Jeder dieser Plätze trägt eine Widmung. Ihr werdet sie als ruhrgebiets-spezifisch empfinden.

Jetzt haben wir dort also immer einen stark räumlich ausgeformten Platz und ein Objekt, den Lüftungs-Turm. Dabei bedachten wir: Das Objekt darf den Platz nicht überlagern, sondern soll ihn bereichern. Denkt an den Campanile auf der italienischen Piazza!«

Der unvollständige Platz. Bernhard Küppers: »Es gibt auf der Insel auch den Typ des unvollständigen Platzes: Man muß ihn mit der eigenen Phantasie vollenden. Solche Gestaltungen haben wir gelernt aus Grafiken des Bauhauses in den 1920er Jahren.«

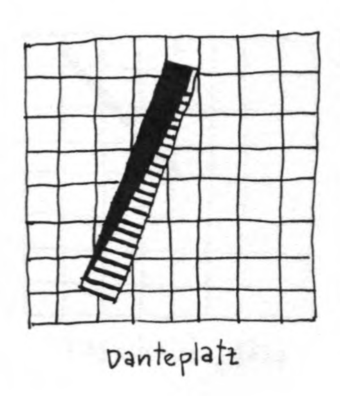
Dann überrascht der Stadt-Baumeister die Gruppe ein weiteres Mal: »Es gibt auf der Insel sogar Wiesen, die man mit einigen Andeutungen so gestalten kann, daß wir denken: Sie sind Plätze. Diese Wiesen sind platzartig eingezäunt oder von Hecken umgeben, einige auch von Stein-Wällen wie in manchen Landschaften Europas. In diesen Räumen stehen die Tiere, Schafe, Kühe, Pferde wie Menschen auf Plätzen.«

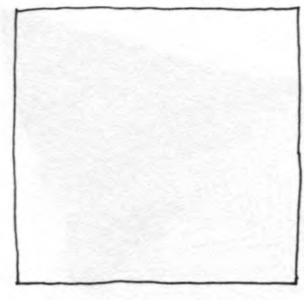
»Aus dem Gedanken an Plätze«, führt Niklaus Fritschi den Faden weiter, »entstand auch die Konzeption, daß die Wander-Wege eine Kette von definierten Orten brauchen.«

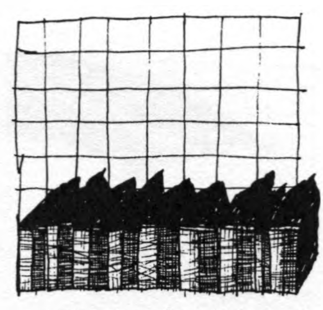
Die Plätze einer schlaflosen Nacht. Benedikt Stahl öffnet eine Mappe mit Zeichnungen – sie gehen von Hand zu Hand.

Auf der ersten Seite finden wir seine Notiz: »Nach unserem gemeinsamen Nachmittag bei Niklaus [Fritschi und Roland Günter] in Düsseldorf hatte ich – weiß Gott warum – eine schlaflose Nacht und das in meinem zarten Alter. Da sind mir dann so allerhand Plätze aus meinem Gehirn in die Hand geplatzt – als Blitze des Geistes.«

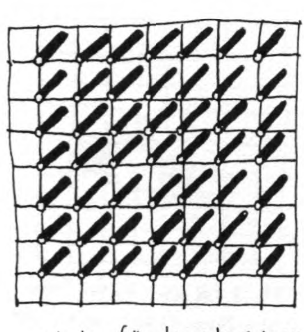
Dann sehen wir eine witzige Variation des Themas.


Danteplatz

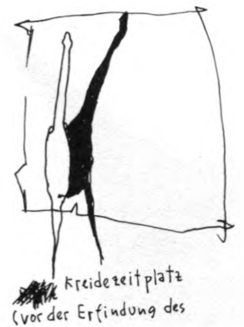

platz für eigene ideen


jetzt ist es fast halb zwei

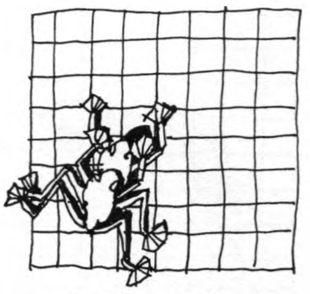
Ein Meisterstück der dramatischen Vielfalt



platz für das schweigen



kreidezeitplatz (vor der Erfindung des Fugenrasters)



ein platz für ein männchen und ein weibchen

Bei den Zuschauern wechseln Staunen und Gelächter.

Jochen Stemplewski sagt begeistert: »Die Emschergenossenschaft hat diese Kette von Plätzen realisiert.«

Raum statt Gegenstände. Niklaus Fritschi erklärt seine Philosophie: »Die Leute bekamen von uns nur Plätze, wenn sie versprachen, sie nicht mit allerlei Zeugs zu möblieren. Die einzigen Gegenstände auf einem Platz sollen Menschen sein. Ein Mensch hat eine andere Qualität als ein Gegenstand. Die meisten Leute gehen in die Falle des Gegenständlichen. Aber Platz ist Raum. Raum ist das Dazwischen. Raum ist das Nicht-Greifbare. Raum ist wie die leichte Luft.«

Tonino Guerra zitiert ein Gedicht, das er im gemeinsamen Film mit Andrej Tarkofskij ›Nostalghia‹ platziert hat: »Die Luft ist dieses leichte etwas, das um deinen Kopf herum ist und heller wird, wenn du lachst.«

Mit Gesten setzt er den Gedanken fort.

Dann sagt er: »Die Luft greifen – die Luft begreifen. Tritt in das Rot oder in das Blau ein – suche das Gefühl des Rot und des Blau – und der anderen Farben!«

Plätze – als Szenerien. Jochen Stemplewski lotst die Gruppe einige Schritte weiter.

»Ich war einmal in Frankreich in La Vilette und bin Bernhard Tschumi begegnet, der dort einen ganz verrückten Platz anlegte. Dann hatte ich in unserer Region ein langes Gespräch mit zwei Mitbürgern. Daraus entstand dieser Platz – eine verrückte Szenerie.«

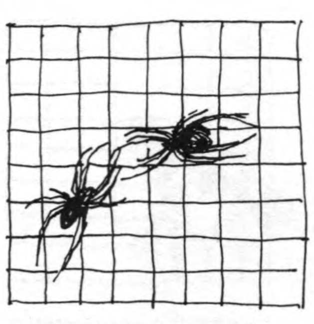
Er greift nach dem Telefon. »Wo seid ihr? – Wir sind schon am Platz.«

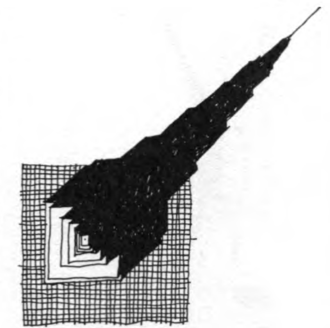
»Die beiden Intendanten des Platzes sind auf dem Weg.«

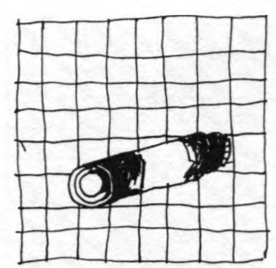
Staunend läuft die Gruppe in den Platz hinein.

Ein Paar erscheint. Jochen Stempewski erklärt: »Knut Schlegtendal war lange Zeit Stadtplanungs-Chef in Recklinghausen. Seine Frau Dorothea Schlegtendal ist eine kunstsinnige kluge Ergotherapeutin. Sie reisen jedes Jahr nach Südfrankreich. Dort brachten sie und viele Menschen ein verfallenes Dorf wieder zum Leben. Die Natur gestaltete dieses Dorf abenteuerlich. Die Menschen machten es grotesk – mit weiteren Szenerien.

Die beiden brachten als Geschenk der mediterranen Welt szenische Phantasien mit. Sie wollten etwas Ähnliches wie Tschumi auf der Insel anfangen – mit sehr vielen Leuten. Dafür gaben wir ihnen ein Grundstück – und nun sieht man jeden Tag


nicht jedermanns platz


Platz für Sehnsüchte


Platz für den schiefen Turm von Dingsda mit unfertigem Schatten.

Die fliegenden Bänke

Über Nacht hat sich auf der Insel eine Schar weißer Bänke mit Flügeln angesiedelt – überall dort, wo sie gebraucht werden. Am liebsten mögen sie kleine Plätze. Vorsicht: Jeder, der sich auf eine Bank setzt, muß damit rechnen, plötzlich abzuheben und langsam in die Lüfte zu schweben.

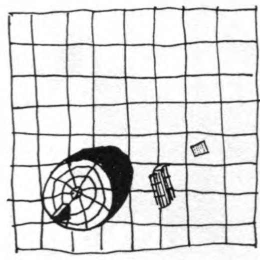
Mütter und Väter staunten nicht schlecht, als ihre Kinder so einfach davongetragen wurden. Aber nun sind sie ganz beruhigt: Die Bänke schweben tatsächlich nur über der Insel und bringen die Kinder sicher wieder zurück. So kommt es, daß – ob Kinder oder Omas und Opas – alle gern einen kleinen Flug über die Insel genießen. Und wenn es kalt ist, schlagen die Bänke ihre Flügel über die Menschen und wärmen sie.

Zum Geheimnis der Bänke gehört es, daß sie sich nicht zählen lassen. Denn sie sind ausgemachte Feinde der Statistiker und haben nicht die mindeste Lust, sich dem Aberglauben an die Zahlen zur Verfügung zu stellen.

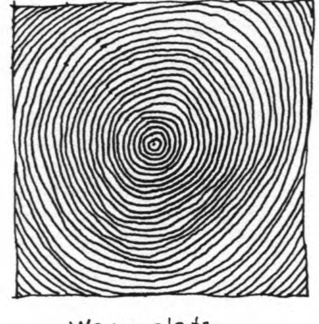
den einen oder anderen an diesem Terrain. Hier begegnen sich Natur und Kunst. Böden werden zu Mosaiken geformt. Wege entstehen – wenn man auf ihnen geht, verwandelt man sich.«

Die fliegenden Bänke. Tonino Guerra steuerte auf eine Bank zu, die eine eigentümliche Form hat. Seufzend sagt er: »Bänke sind oft notwendig, weil das Fleisch schwach ist. Darüber hinaus sind Bänke weitaus mehr: freundliche Einladungen zum Bleiben.«

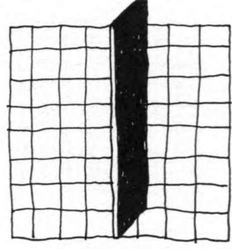
Die Künstlerin Birgitta Lancé, die mit ihrem siebenjährigen Sohn Dario Lancé pünktlich eintraf, geht auf Tonino Guerra zu und spricht ihn in italienischer Sprache an.



Platz für einen Iglu einen Schlitten und einen Brief von seiner Frau.



Wasserplatz



Platz für eine Wand in Nord-Süd Richtung den Osten vom Westen trennend.

- »Wie das?«, fragt die Gruppe die junge Frau.
- »Ich habe vier Jahre in Urbino Bildhauerei studiert – und kenne Tonino Guerras Heimat-Ort Pennabilli, der unweit von Urbino liegt, gut – außerdem die ›Poetischen Orte‹ im Marecchia-Tal.

  Achtung«, sagt sie, »jetzt erfahrt ihr alle, was Bänke vermögen: Sie kommen angeflogen – wie Engel. Ich erzähle euch die Geschichte – und wenn ihr wirklich zuhört und sie gut findet, dann geschieht sie vor euren Augen.

  Über Nacht kam auf die Insel eine Schar weißer Bänke mit Flügeln herab und ließ sich nieder – überall dort, wo sie gebraucht werden oder jemand dachte, es wäre schön, hier eine Bank zu haben.

  Die Bänke mit den Flügeln mögen am liebsten die kleinen Plätze. Sie finden sie kuschelig.

  Da können sie am besten mit den Leuten plaudern.

  Aber Vorsicht: ›Wenn ihr euch auf eine Bank setzt, kann es geschehen, daß sie mit euch abhebt, zu schweben beginnt und in die Lüfte auffährt‹.

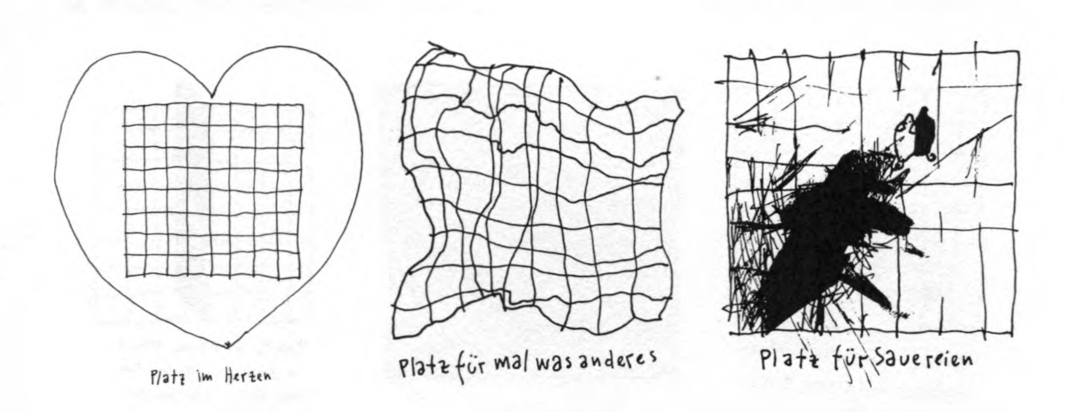
  Die Männer und Frauen an diesem Platz bekamen einen großen Schrecken, als ihre Kinder auf den Bänken davon getragen wurden. Sie gerieten in Panik, rannten erst verzweifelt durcheinander und dann zum Ufer, dorthin, wo es eine Aussicht über die Insel gibt – und sie sahen, wie die weißen Bänke mit ihren Kindern schwebten – und Kreise zogen.

  Aber als sie erkannten, daß die Bänke ganz langsam flogen und ihre Kinder immer fröhlicher wurden, ihnen zuwinkten und zuriefen, beruhigten sie sich, und, zwar zitternd, schöpften sie Vertrauen.

  Schließlich schwebten die Bänke sacht auf dem Platz ein und landeten weich. Die Kinder rannten zu ihren Eltern und stürzten sich in ihre Arme. ›Mama, das war schön!‹

  Nun luden die weißen Bänke mit den Flügeln die Omas und Opas ein, starteten erneut in die Höhe und kurvten langsam um die Insel – wie ein fliegender Teppich.«

Birgitta Lancé wird gefragt, wie viele von diesen Bänken mit Flügeln es gäbe. Sie ant-



wortet: »Zu ihren Geheimnissen gehört, daß sie sich nicht zählen lassen, denn sie hassen die Statistiker. Sie sagen: Glück läßt sich nicht messen! Daher stellen wir uns nicht dem Aberglauben an die Zahlen zur Verfügung. Jede Statistik über uns ist falsch – dafür sorgen wir.«

- »Bleiben die weißen Bänke mit den Flügeln auf dem Platz?«
- »Ich weiß nicht, wie lange sie bleiben wollen – eilig haben sie es nicht. Aber wir ahnen, daß sie fliegen wollen – am liebsten mit uns.«
- »Was machen die Bänke im Winter?«
- »Sie schlagen ihre Flügel um die Menschen – und wärmen sie.«

Die Erzähler. Ich sage der Gruppe: »Elias Canetti, der mein Freund ist, hat hier einen Erzähler etabliert. Von Zeit zu Zeit erscheint er auf dem Platz.

Er hat einen ähnlichen Zulauf wie ein orientalischer Erzähler. Rasch kommen Leute hinzu und hängen sich an seine Lippen – fasziniert von seinen Worten und Gesten. Sie spüren Feuer, Rhythmus, Stocken, Schweigen und dann die Wucht von kraftvollen Worten. Sie atmen Feierlichkeit. Die mächtigsten Worte fliegen so weit, wie der Erzähler will.

Dem Erzähler ist die Sprache wichtig. Worte sind Nahrung für Menschen. Daher hat der Erzähler mit der Sprache eine Macht über die Leute.

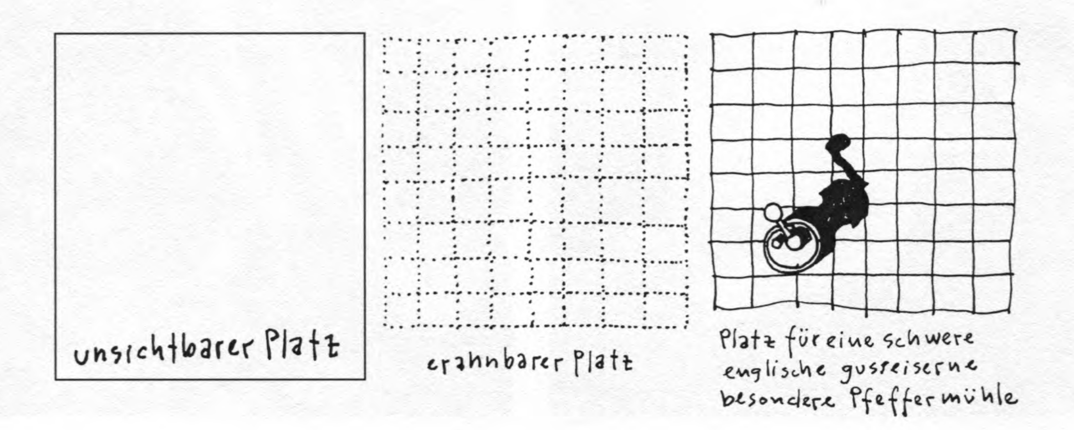
Der Erzähler lebt im Vertrauen auf seine Erzählung. Er besitzt die Fähigkeit, einen Zauber-Kreis um sich zu bilden.

Die Lehrer der Schulen in der Umgebung wissen, wann der Erzähler tätig ist – dann kommt er mit seinen Kindern.

Im Fahrrad-Laden leihen sie sich gratis kleine Stühle aus, wie die Leute in den alten Kirchen, dann sitzen sie auf dem Platz im Pulk um diesen großen Schauspieler.«

Der Platz, den die vielen Plastiken umgeben. Bernhard Küppers führt uns zu einem kleinen Platz: Dort hat er nach seinen Zeichnungen von Horst Wolfframm, dem Meister des Eisens, viele Skulpturen schaffen lassen.

Nun bilden sie ein Rechteck – und damit einen Platz.



Die Stätten für Gäste

Die Kneipe nach dem Büro. An einem der Plätze geraten wir in eine Gast-Stätte, wo sich die Angestellten nach Büro-Schluß von 17 bis 19 Uhr treffen, ein Bier trinken, miteinander reden und dann erst zum Abendessen gehen.

Feste. Werner Ruhnau beginnt, von den Festen zu sprechen: »Jahrtausendelang war das Fest in armen Gesellschaften eine zeitlich umgrenzte Erfüllung ihrer utopischen Hoffnung – auf besseres Leben oder Paradies. Für einen Tag erlebte die Fest-Gesellschaft eine erträumte Fülle – als Realität. Das Fest tauchte sie in ein ›Blüten-Meer‹ ein. Nicht zufällig nannte sie dies oft ›Hoch-Zeit‹. Und nicht zufällig war es ein erotisches Ereignis. Die Fest-Prozessionen bewegten sich an ›Blüten-Teppichen‹ vorbei. In Visionen erschien das Bild der ›Blüten-Träume‹.





Feste holen stets Gäste. In Festen zeigt man sich der Welt. Feste schufen früher auch so etwas wie Stil – oft gewaltig. In Florenz schufen die Fürsten-Hochzeiten mit ihren üppigen multimedialen Inszenierungen die Oper und die sogenannte barocke Architektur Europas.

Was heute geschieht, hat mit Fest fast nichts zu tun.

Es ist wirklich kein Fest, wenn hundert Menschen sich einzig am Bier-Glas festhalten, wenn sie sich nicht einmal unterhalten, weil eine Musik, die ihnen im Grunde doch nichts sagt – das dürfen sie nicht zugeben – viel zu laut die Ohren und den Kopf zudröhnt.

Wir versuchen auf der Insel eine neue Fest-Kultur zu schaffen.«

Die Gruppe diskutiert lange über die Herausforderung von Werner Ruhnau.

Die vielen Geschichten vom Essen. Tonino Guerra: »Denkt darüber nach, was ich jetzt als ein Italiener sage – als einer, der aus einem Land kommt, in dem ihr lauter Feinschmecker vermuten dürft. Das Essen ist sehr wichtig, denn es ist eine große Kultur. Aber das muß man reflektieren – mit





Geschichten. Ich erzähle euch zwei, die sehr kurios klingen, aber einiges zeigen. Vielleicht versteht ihr dann mehr davon? Diese Art von Geschichten könnt ihr auf Tafeln, wie Plakate in schöner Schrift, in der Gaststätte aufhängen.

Ich wurde 1944 von Faschisten aufgegriffen und nach Deutschland deportiert – in ein Arbeits-KZ in Troisdorf in der Nähe des Rheins.

Wir litten ungeheuerlich unter der erbärmlichsten, ja todbringenden Arbeit und unter den äußerst dürftigen Mahlzeiten. Eines Tages war der Lastwagen, der das Essen bringen sollte, auf der Strecke geblieben: Daher gab es nichts zum Essen.

Da sagte ich zu meinen Landsleuten: ›Ich mache euch jetzt Tagliatelle.‹ Pantomimisch führte ich ihnen vor, wie das bei uns in der Küche zugeht. Dann gab ich – ebenfalls pantomimisch – jedem einen Teller, füllte ihn – pantomimisch – auf und tat den Sugo dazu.

Die Kollegen – pantomimisch – aßen. Dann lobten sie die Tagliatelle, denn sie sind das Beste an Nudel-Gerichten. Einige baten um einen Nachschlag – und bekamen ihn.«

Tonino Guerra blickt rundherum – in staunende Gesichter.

- »Eine zweite Geschichte. Als der Krieg sein Ende fand, schickten die Amerikaner uns nach Hause. An einem Sonntag kam ich in meiner Stadt Santarcangelo am Bahnhof an.

  Meine Familie glaubte, ich sei umgekommen. Um Vater und Mutter nicht wie ein Geist zu erschrecken, nahm ich mir fast einen Tag Zeit für die paar hundert Meter Weg zum Eltern-Haus: Ich setzte mich auf den Ufer-Wall eines Baches und sandte immer wieder einen Menschen, der vorüber kam, mit einer Botschaft nach Haus. – ›Es sind Gefangene angekommen – Italiener.‹ – Die nächste Botschaft: ›Darunter sollen Männer aus Santarcangelo sein.‹ – Dann: ›Auch einer mit Namen Antonio.‹

  Am Nachmittag entschied ich, mich lebendig zu machen.

  An der Hof-Tür sah mich mein Vater – ich hielt ein – in vier Meter Distanz. In dieser Zeit war es nicht üblich, sich einen Kuß zu geben. Er musterte mich, nahm seine Zigarre aus dem Mund und sagte: ›Hast du gegessen?‹ – Ich antwortete: ›Sehr viel.‹

  Er drehte sich um und verschwand hinter der Straßen-Ecke. Ich lief zur Familie.

  Ins Wohn-Zimmer trat plötzlich der Vater ein – mit einem Mann, der ein kleines Köfferchen in der Hand hatte. Ich fragte: ›Suchen Sie etwas?‹ – Er antwortete: ›Ich bin der Barbier. Ihr Vater hat mir gesagt, ich soll Ihnen den Bart machen.‹

  Sammelt solche Geschichte und stellt sie aus – denn beim Essen geht es nicht nur um den Magen.«

Sieben Kioske auf der Insel. An mehreren Stellen der Insel treffen die Wanderer auf kleine Kioske.

»Ich möchte euch erklären, wie es dazu kam«, sage ich. »Neben der Siedlung Eisenheim, wo ich lebe, gibt es den klitzekleinen Laden von Heiner Droll. In einer Zeit, in der alle Tante Emma-Läden Nostalgie sind und es nur noch Supermärkte gibt, ist es ihm gelungen, sein Lädchen durch die Fährnisse der Zeiten zu steuern. Der Großvater war Bäcker und hatte einen Kolonialwaren-Handel. 1904 baute er das kleine Haus mit seinen eineinhalb Geschossen neu. Vom Vater übernahm der Sohn das Geschäft. Einige Zeit betrieb er es nebenbei – mit Hilfskräften. Er selbst arbeitete tagsüber bei Babcock. Weil es gut lief, stieg er dort aus.

Warum lief es gut? Ein Wirtschaftsprofessor, der es sich mal ansah, diagnostizierte: Das ist der Tante Emma-Laden mit bereinigtem Sortiment.

Er bietet nicht alles an, aber eine ganze Menge, – man kann sich im Prinzip damit verpflegen. Das wichtigste Geschäft sind am Morgen die belegten Brote. Seine Kunden sind Leute aus den umliegenden Betrieben und vorbeiziehende Malocher, die anhalten. Dritter Zweig: Heiner Droll fährt an zwei Wochen-Tagen für alte Leute nach telefonischer Bestellung Waren aus. Ein vierter Zweig: Er kocht für größere Familien-Feste.

Damit kommt er gut über die Runden. Und auch noch einige Frauen, die in Rente sind und dazu verdienen.

Das zweite Geheimnis: Er will nicht reich werden. Was reinkommt genügt ihm.

Eines Tages sprach ich ihn an und er entwickelte für die Insel die Idee: sieben Kioske – eine magische Zahl. Sie müssen nicht immer offen sein, es genügt an guten Tagen.

Sie wurden interessant gestaltet – wir haben ja im Ruhrgebiet dafür eine Tradition. Teilweise erhielten sie ein elegantes Design. So kam eine Mischung von Alt und Jung zustande. Weiterhin wurden sie so gestaltet, daß man sieht: Sie gehören in eine Folge. Zugleich ist jeder ein bißchen unterschiedlich.

Übrigens: die Entwerfer waren Bernhard Küppers und Gunvar Blanck.

Heiner Droll, ein fleißiger Mann, ist der Manager. Er arbeitet mit so netten Leuten wie in seinem Lädchen. Sein Kapital: Freundlichkeit und Austrahlung. Er hat den billigsten Kaffee im Ruhrgebiet – und es bleibt immer noch etwas für ihn übrig.

Mir sagte er öfters: ›Ja, das hat ein bißchen mit Philosophie zu tun, mit praktischer Philosophie, nachvollziehbar für viele Menschen.‹

Um den Kiosk herum stehen viele Stühle. Bei schönem Wetter kommen genug Leute.

Wir haben uns einiges überlegt und halten Charakteristisches bereit.«



Werk-Stätten

Die Handwerker-Piazza. Oreste, der Meister des Eisens, mit bürgerlichem Namen Horst Wolfframm, tätig in Eisenheim, kommt zu uns und erzählt den Traum, aus dem ein großes Werk entstand: »Wir hatten auf der Insel eine Reihe von Handwerken nötig. Woher nehmen wir sie?

Dann sahen wir, daß viel Wissen und Fähigkeiten brach liegen: Eine Menge Leute wurden in Pension geschickt. Überlegung: Es wäre gut, wenn die Gesellschaft von ihren Geschicklichkeiten noch etwas hätte.

Und was wäre für sie selbst gut? Manchem fehlte der Geruch der Werk-Bank, die Kraft der Maschinen, das Gefühl, daß er am Tag etwas zustande gebracht hat, was man anfassen kann.

Es geht ihm eigentlich gut. Er weiß, daß er sich nicht mehr unterordnen muß – weder geistig noch sozial noch materiell. Er ist ein ganz freier Mensch. Aber es fehlt etwas. Was macht er daraus?

Seine schöpferischen Kräfte kann er nun für alles benutzen, was ihm möglich erscheint. Wie verwendet er dieses Wissen weiter? Wie setzt er es um – zu manchem, bis hin zur Kunst?

Der Traum war der Aufbruch. Wir bauten einen runden Hof und nannten ihn die ›Handwerker-Piazza‹. Drumherum: zunächst Baracken, dann kleine Gebäude – für eine Anzahl Werk-Stätten. Holz. Metall. Farbe. Elektro-Technik.

Da arbeiten die ›alten Meister‹ – und wer will, kann mit ihnen tätig sein, ein ›junger Meister‹ werden. Kinder. Jugendliche. Erwachsene. Bilden, weiterbilden, gebildet sein oder werden. Männlein und Weiblein. Wir sagten: Wenn Frauen Weltmeister im Fußball werden, können sie auch Handwerke lernen.

Inzwischen dürfen wir offiziell junge Leute ausbilden.

Nun denken wir sogar zusammen mit dem Werkbund, der ja auch aus der Geschichte des Handwerks entstand, über eine Art ›Hochschule des Handwerks‹ nach.

Unter den Handwerkern gibt es viele Tiftler. Ständig entstehen Problem-Lösungen. Diese Leute sollten auf dieser Piazza wahrgenommen werden – öffentlich.

Öffentlich – das ist etwas ganz anderes als irgendwo zu werken, wo keiner zuschauen kann.

Was mich besonders interessiert, ist der Weg vom Handwerk zur Kunst. Ich studierte jahrzehntelang, was Künstler alles handwerklich taten. Leonardo da Vinci – daran denkt kaum jemand – war ein großartiger Handwerker! Stellt euch vor, wie handwerklich jeder Bildhauer arbeitet!

Und dann: mein Gott, das Bauhaus! – großartig! Da gab es Handwerk, Pädagogik, Kunst, spannende Produkte. Und immer in vielen Bezügen. Der größere Zusammenhang nannte sich Architektur!

Aber es gibt ein Problem, mit dem wir nicht leicht fertig werden – und viel Bedarf an Übung haben: Ich muß mich als Handwerker sehr anstrengen, euch dies mit der Sprache genau auseinander zu setzen – ich merke, daß ich lieber mit den Händen denke und spreche.

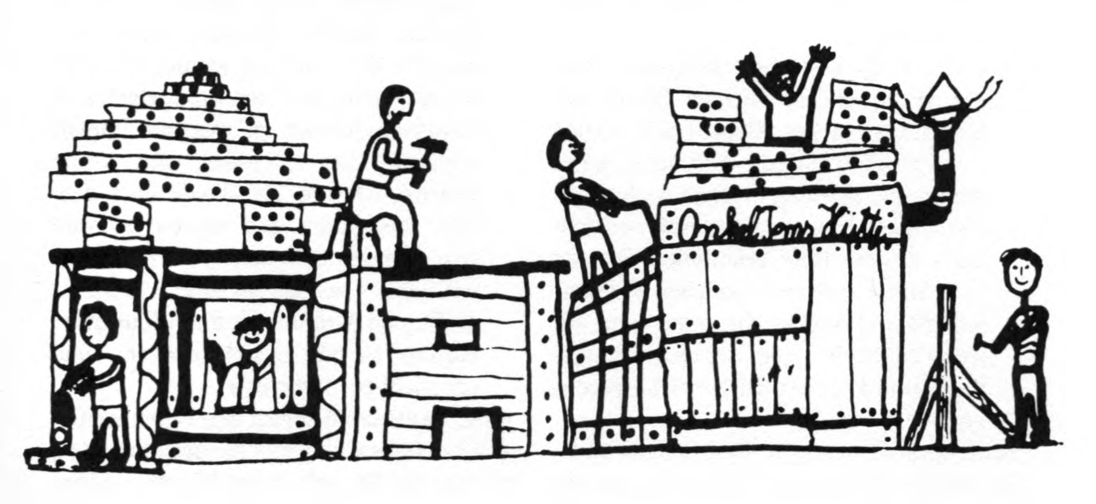
Die Hände animierten mich zum Träumen, planen, machen.«

Die Holz-Werkstatt für die Kinder. Dies ist der Augenblick, an dem der siebenjährige Dario Lancé seinen Auftritt hat. Seine Mutter, die Künstlerin Birgitta Lancé, schiebt ihn sanft dorthin, wo wir den Charme des kleinen Kerlchens gut wahrnehmen können. Fröhlich erzählt er von seiner Holz-Werkstatt. Darin bauen Kinder ihre Träume: Ein Baum-Haus, beraten vom Förster. Ein Kinder-Haus, begleitet von einer Kinder-Gärtnerin. Ein Floß für die Emscher – mit dem eine Welt-Reise starten soll.

Wir sehen in der Runde vergnügte Gesichter.

Der Dichter Tonino Guerra erzählt seine Gedanken zur Bedeutung der Kindheit im ganzen Leben. Als Italiener landet er beim Essen: »Was schmeckt am besten? Was man in der Kindheit gegessen hat. Auch später ißt man seine Kindheit.«

Auf einer Wand in der Werkstatt hängt in großen farbigen Buchstaben ein Satz von Goethe: »Es ist das Schöne einer tätigen Teilhabe, daß sie wieder hervorbringend ist.«



Szenerie

Am nächsten Tag, im frühen Licht der Sonne treffen sich auf einem Platz: Tonino Guerra, Michael Börth, Horst Wolfframm und Janne Günter. Wir setzen uns an die Tische, um einen zweiten Kaffee zu nehmen.

Heute findet ein Hochschul-Tag statt. Auf den handgeschriebenen Plakaten steht gleich am Anfang: »Die ganze Welt ist eingeladen.«

- »Das nenne ich Selbstbewußtsein«, reagiert Tonino Guerra.
- »Wir haben«, sage ich, »lange gebraucht und uns schwer getan, zu lernen, daß man auf Sinnhaftes auch stolz sein darf.«

Der Platz füllt sich, vor allem mit Studenten. Schüler kommen mit ihren Lehrern, einige Male ganze Klassen. Viele setzen sich an Tische, andere stehen in kleinen Gruppen. Jeder Ankömmling erhält auf der Jacke einen Aufkleber mit einem Stichwort seines besonderen Interesses.

- Damit kann man sofort erkennen«, sagt Janne Günter, »was den einzelnen umtreibt.«
- »Dies ist die einfachste Bildungs-Stätte der Welt«, erklärt Michael Börth, »sie kostet fast nichts. Kluge Leute stellen sich einen Tag lang zur Verfügung, damit andere, die sich klug machen wollen, von ihnen einen Hinweis, einen Rat, vielleicht auch weitere Hilfe bekommen. Dies ist eine Stätte unkonventionellen Kennenlernens und Austauschs. Jeder kann auf jeden zugehen – jeder der vielen Professoren und Experten ist leicht ansprechbar.«

Beim Herumgehen sieht Tonino Guerra voller Neugier, was alles an Blättern ausgelegt ist. Alle haben die gleiche Überschrift, die zuvor ausgegeben wurde: ›Neue Blätter, die das Fliegen gelernt haben‹.

Es ist schwierig, sich aus dieser lebendigen Szenerie zu trennen.

Veduten. Die Gruppe wandert weiter.

Michael Börth, der Förster, der sich der ›Urbanen Wald-Wirtschaft‹ verschrieben hat, bittet die Leute, einzuhalten, damit er ein Problem und seine Möglichkeiten vor Augen stellen kann.

- »Das Ruhrgebiet war, während es eine gigantische Produktion betrieb, eine Landschaft, die nicht vorgezeigt wurde und sich nicht zeigte. Typisch: Die Autobahnen wurden seitlich so abgeschirmt, daß man beim Durchfahren möglichst nicht sah, was rauchte, dampfte, hoch in den Himmel aufragte – was einfach anders war, als man es anderswo gewohnt erlebte. Es wurde also so weit wie möglich versteckt.

  Das kehrt sich seit den 1990er Jahren um: Die IBA, dirigiert von Karl Ganser, entwickelte den zunächst verrückt erscheinenden Gedanken, das Ruhrgebiet zum Tourismus-Bereich zu machen. Damals schlugen alle Skeptiker, die vielen Bedenken-Träger, die Hände über dem Kopf zusammen und sagten: Es wird kein Mensch kommen. Aber es kamen sehr viele – wunderbar viele – heute ist die Region berühmt für ihren Tourismus. Warum? Da gibt es viel zu sehen – und vor allem zu studieren.«

Horst Wolfframm spinnt den Faden weiter: »Nachdem Produktionen stillgelegt wurden, machte die IBA viele dieser Räume zugäng-

lich. Sie stellte sie unter Denkmalschutz: So traten die spannendsten Konstruktionen in die Öffentlichkeit.

Die wirksamsten Beispiele: Der Landschaftspark in Duisburg. Der Gasometer in Oberhausen. Die sogenannte Bauhaus-Zeche Zollverein in Essen – sie wurde dann sogar zum Weltkulturerbe erklärt. Der Westpark in Bochum.

Die Siedlung Eisenheim, die älteste im Ruhrgebiet (1846/1901) war schon seit dem dramatischen Kampf um die Erhaltung 1972/1978 ein vielbesuchter Ort – von nahezu allen deutschen Hochschulen angelaufen.

In Stätten der Arbeit entstanden große Museen: Das Westfälische Industriemuseum in Dortmund-Bövinghausen und das Rheinische Industriemuseum hinter dem Hauptbahnhof Oberhausen – jedes mit einem Netz an Zweigstellen. Darin sieht man zwar nicht mehr die originäre Arbeit, aber faszinierende Räume – mit eigentümlichen Atmosphären und Bildern ihrer Geschichte. Hier kann man verstehen lernen, was für gewaltige Bewegungen in unserem Zeit-Alter abliefen.«

- »Endlich«, sagt Michael Börth »können wir unser Zeit-Alter wirklich kennen lernen. Keiner begreift es, wenn er nicht weiß, in welchen langen Zeit-Räumen es sich gebildet hat.
  Mit der IBA wurde und wird also langsam das Ruhrgebiet so herauspräpariert, daß es nicht mehr versteckt bleibt, sondern daß man es erkennen kann.«

Eine Rede gegen den Nutzen. »Wie schön«, sage ich, daß Elias Canetti erneut bei uns ist. Jetzt lese ich ein Stück von ihm – das ›Hohe Lied des Lernens‹.

›Ich lernte auf alle möglichen Weisen, ohne es je als Zwang oder Belastung zu empfinden, denn es gab nichts, was mich mehr gereizt oder heimlich beschäftigt hatte. Was immer auf mich zukam, schlug feste Wurzeln, es war Platz für alles, ich hatte nie das Gefühl, daß mir etwas vorenthalten wurde, im Gegenteil, mir schien, als werde mir alles dargeboten, und ich hätte es nur aufzufassen.‹«

- Tonino Guerra sagt mir leise: »Er hat recht: Du mußt die Welt umarmen wollen – dann lernst du. Das ist elementar. Alle unsere Lehrer müßten es vermitteln – ständig!«
- »Elias Canetti fährt fort«, sage ich. »›Kaum war es in mir, bezog es sich auf anderes, verband sich damit, wuchs weiter, schuf eine Atmosphäre und rief nach Neuem. Das eben war die Frische, daß alles Gestalt annahm und nichts sich bloß summierte.‹«
- »Großartig!«, flüstert Janne Günter. »Das ist das Geheimnis des Findens und des Erfindens – das Prinzip des Schöpferischen. Und zugleich der Prozeß, aus dem Anschauung entsteht.«

Jetzt ist Elias Canetti zu uns getreten und wandert nun mit uns.

- Tonino Guerra sagt: »Ihr sollt immerzu die Menschen zu euch holen, die für uns wichtig sind. Zum Beispiel Sokrates. Verdi. Puccini. Willkommen Elias Canetti.«

Elias Canetti erzählt: »Eine zweite Wohltat, die mir die Mutter während dieser gemeinsamen Züricher Jahre erwies, hatte noch größere Folgen: sie erließ mir die Berechnung. Ich bekam nie zu hören, daß man etwas aus praktischen Gründen tue. Es wurde nichts betrieben, was ›nützlich‹ für einen werden konnte.«

- »Endlich«, sagt Tonino Guerra, »wendet sich ein weiser Mensch gegen den Fluch der bloßen Nützlichkeit. Höre, welche

Folgen diese ganz andere Weise des Denkens hat!«

Elias Canetti berichtet weiter: »Alle Dinge, die ich aufzufassen vermochte, waren gleichberechtigt. Ich bewegte mich auf hundert Wegen zugleich, ohne hören zu müssen, daß dieser oder jener bequemer, ergiebiger, einträglicher zu befahren sei. Es kam auf die Dinge selber an und nicht auf ihren Nutzen. Genau und gründlich mußte man sein und eine Meinung ohne Schwindeleien vertreten können, aber diese Gründlichkeit galt der Sache selbst und nicht irgendeinem Nutzen, den sie für einen haben könnte. Es wurde kaum darüber gesprochen, was man einmal tun würde.‹«

- »Das ist eine Aufforderung«, sagt Tonino Guerra, »nicht mehr in die Falle des blinden Nutzens zu gehen, sondern sich der Sache zu öffnen.«

Elias Canetti: »›Das Berufliche trat so sehr zurück, daß einem alle Berufe offenblieben. Erfolg bedeutete nicht, daß man für sich selber weiterkam, der Erfolg kam allen zugute, oder es war keiner.

Es ist mir rätselhaft, wie eine Frau ihrer Herkunft, des kaufmännischen Ansehens ihrer Familie wohl bewußt, voller Stolz darauf, es nie verleugnend, es zu dieser Freiheit, Weite und Uneigennützigkeit des Blickes gebracht hatte.

Ich kann es nur der Erschütterung durch den Krieg zuschreiben, der Teilnahme für alle, die ihre kostbarsten Menschen an ihn verloren, daß sie ihre Grenzen plötzlich hinter sich ließ und zur Großmut selbst wurde für alles, was sie dachte, fühlte und litt, wobei die Bewunderung für den leuchtenden Vorgang des Denkens, das jedem gegeben war, den Vorrang hatte.‹«

- »Daaanke, daaaanke!«, sage ich, »was wir von Canetti erfahren, ist existentielles Denken. Ich möchte, daß es in die Vision der Insel eingeht – es soll alle anstecken, die damit zu tun haben.«
- »Dann begreifen sie«, sagt Tonino Guerra, »was für eine gewaltige Chance die Insel für die Region ist – ich denke noch weiter: für die Menschheit.«

Atmosphäre. Die Gruppe diskutiert heftig.

Ich begrüße schon von Weitem den Schauspieler Christoph Quest, der uns entgegen schlendert. Er spielt in mehreren Theatern, lange im Schauspielhaus Düsseldorf. Wir lernten uns in Oberhausen kennen.

Nach ein wenig Vorstellung, Fragen und Antworten, Diskussion und Erklärung des Fadens, der uns zusammen führt, zieht Christoph Quest ein Papier aus der Tasche: »Ich möchte euch mit einem Text anregen, den unser Freund Tonino Guerra, den ich seit seinem Besuch in Troisdorf kenne, als Poem geschrieben hat – denkt beim Hören darüber nach, was Atmosphäre ist.

›Eines Tages im Oktober brachen sie zur Wanderung auf, / im Fluß längs den Sand-Wegen und jenen / Wasser-Zungen, die zwischen den Steinen sprangen. / Vom Meer hatte ihnen mehr als von allem anderen gesprochen / eine Fisch-Händlerin, die bis 1940 / da oben auf dem Fahrrad ankam, / dann sich einen Sidecar zulegte, der trug die Kisten / voll mit Eis und Fischen. / Und sie erzählte, daß es im Wasser Bestien gab, / größer als die Kühe, / und manchmal strandeten Wale, / das waren Gebirge aus Fleisch auf dem Sand. / Rico und Zaira hatten noch nie das Meer gesehen, / das in der Linie der Luft, geht man die Pfade im Fluß, / nicht einmal 30 Kilometer fern war. / Jetzt, wo sie schon achtzig Jahre hatten, / haben sie sich entschlossen, zu Fuß diese Hochzeits-Reise zu machen, / die sie von Jahr zu Jahr verschoben. Sie lebten / in Petrella Guidi, einem Weiler von alten Häusern, / wo ab und zu

die Pferde / verschwanden, aus den Händen des Hufschmieds, / und Feuer schlugen unter den riesigen Hufen, / und nachts gab es den Duft des Brotes, / das die Leute im Ofen backten und man spürte es noch drinnen im Bett, eingegraben in den Matrazen aus Blättern. / Rico hatte den Leuten siebzig Jahre den Barbier gemacht ...«

Unsere Leute stehen eine ganze Zeit still da, - ich sehe, wie dieses Poem in ihren Köpfen arbeitet.

- »Das sind Atmosphären, die sich zu intensiven Bildern verdichten«, sagt Christoph Quest. »Dadurch bringen sie die Menschen zum Staunen. Das ist der Punkt, wo die Philosophie anfängt. Sie kann auch hier entstehen – vor uns.«

Szenische Architektur. Jetzt ist die Reihe an mir. Ich nestele aus meinem Rucksack einige Fotos. »Am meisten an der Architektur beschäftigt uns: die Szenerie. Dazu braucht man keinen besonderen Aufwand – das zeigt diese Szene in Amsterdam. Zunächst war an einer solchen Wasser-Straße wie an dieser Gracht alles auf einen Nutzen orientiert- als Transport-Weg. Aber wir erkennen rasch die Weise, wie Nutzen angelegt sein kann: so raffiniert, daß er psychologisch und damit ästhetisch wirksam wird.

Gut angelegter Nutzen hat Mehr-Wert. Er geht über den unmittelbaren Nutzen hinaus - er ist ein Mehr an Wert. Das vergessen viele Bauherren und Architekten. Der bloße Nutzen schafft für andere, die daran nicht beteiligt sind, meist Langeweile. Langeweile beleidigt die Sinne der Menschen. Nutzt dies dem Prestige der Bauherren und der Architekten? Nein, sie setzen sich in ein schlechtes Licht.«

Janne Günter sagt: »Wo etwas gelungen ist - wie in diesem Foto - wirkt am stärksten die Szenerie.«

- Ich zeige zwei Fotos aus Frankfurt – zum Vergleichen: »Die Leute laufen in ihrer sogenannten freien Zeit, die von engen Zwecken befreit ist, nicht zu den Hochhäusern im Banken-Viertel, die sie langweilig finden, sondern zum Platz mit den alten Häusern, zum Römer, denn er ist eine wirklich interessante Szenerie.«

Interessante Räume. Ich mache eine lange Denk-Pause. Dann zeige ich weitere Fotos und frage: »Die vielen Leute die die halbwegs erhaltenen elsässischen Altstädte aufsuchen, sind sie alle Idioten oder unheilbar versponnene Romantiker?

Was finden sie dort? – Szenen-Reichtum. Vielschichtigkeit. Eine Bühne für ihre Sinne. Menschliches Maß. Eine Kombination von Vegetation und Stein. Raum als Atem-Raum.

Ich denke, wir wünschen uns keinen Raum, der uns so überwölbt, daß wir klein werden – und vielleicht sogar verschwinden möchten. Vielmehr hat ein gelungener Raum auch mit uns selbst zu tun: er gibt uns das Empfinden, daß er unsere eigene Ausstrahlung ist.

In diesen Szenerien werden menschliche Grund-Bedürfnisse erfüllt.«

Die Gruppe verabredet sich: Jeder streift eine halbe Stunde umher – dann treffen wir uns hier wieder.

Einfachheit. Als alle nachdenklich wieder eintreffen, setze ich das Kolleg fort. »Freunde, denken wir nach über Einfaches! Über niedrige Mauern, die Szenerie bilden.«

Ich zeige einige Bilder. Die Gruppe saugt sie schweigend auf.

Außen-Innen-Bezüge. »Bauen – ist das nur Dach-überm-Kopf? – und Wand-mit-Löchern? Wer diesen Minimalismus

überwinden will, kann vor allem darüber nachdenken, wie er Innen-Außen-Bezüge entwickelt. Dafür gibt es ein wunderbares Repertoire an Erfahrungen. Auch die Transparenz, die wir heute in vielen besseren Gebäuden sehen, hat eine lange Vorgeschichte.

Das Staunen in den Gesichtern der Leute, die Amsterdam besuchen, wird bewirkt von der ständigen Anwesenheit solcher Transparenz. Sie ist nahezu überall – wir begegnen ihr auf Schritt und Tritt. Die ganze Altstadt ist von der Transparenz strukturiert.

Fragen wir nach der Psychologie, die dazu führte! Und nach den psychologischen Folgen.

Punkt 1: Hier verstecken sich Menschen nicht, sondern lassen sich sehen.

Punkt 2: Dadurch gibt es für die Leute jeden Augenblick etwas zu entdecken. Die Welt ist nicht zugeklappt, sondern sie steht jedermann offen.

Punkt 3: In Jahrhunderten ahnte jeder Amsterdamer und so wurde es zu einem gemeinsamen Verhalten: Nur wenn ich mich öffne, komme ich auch in den Genuß des offenen Verhaltens von anderen Menschen.

Was fangen wir mit diesen Erkenntnissen heute an? – Diese Transparenz ist leicht umsetzbar in unsere zeitgenössischen Möglichkeiten – sogar steigerungsfähig: mit den Materialien und den technischen Fähigkeiten, die uns zur Verfügung stehen.«

Stich-Worte. Horst Wolfframm sagt: »Es wäre schön, einen Katalog an Möglichkeiten in die Hand zu bekommen – als Anregung zum Hinschauen; oder als Check-Liste beim Entwerfen.«

- »Mein Freund Wolfgang Meisenheimer«, berichte ich, »hat in dieser Hinsicht umfangreiche Erfahrungen gewonnen und sie an der Düsseldorfer Hochschule in seinem Raum-Labor weiter experimentiert. Er schrieb ein Buch, das ich nicht nur den Experten, sondern allen Menschen empfehle. Der Titel heißt: ›Das Denken des Leibes und der architektonische Raum‹.

  Ich führe einige seiner Stichworte an, die wir mit unserem Leib empfinden – und die wir dann als ästhetische Wirkungen benennen.
- Verengung intensiviert.
- Ausweitung läßt aufatmen.
- Dramaturgien benötigen Übergangs-Zonen.
- Rund-herum-laufen schafft einen Prozeß.
- Spiel erleichtert.
- Das Ereignis fasziniert.
- Möglichkeiten zum Selbst-Benutzen bringen eine Szene viel stärker in die Hand und in die Seele des Benutzers. Darin können sich informelle demokratische Traditionen realisieren.
- Treppen verändern die Sicht-Weise.
- Die Haus-Ecke kann besonders spannend sein.
- Jeder Raum hat sechs Wände – vier rundherum, eine Decke und einen Boden. Das Pflaster ist die liegende Wand – auf ihr können wir laufen.
- Mit der Loggia können wir uns umhüllen.

Wenn Menschen in einem Café sich den Raum mit Bildern erweitern, um der Bewegung ihres Geistes Nahrung zu geben, die wir Phantasie nennen, ist dies der Ausdruck einer Lust an der Transparenz.

Und so hängen miteinander zusammen: das Geschichten-Erzählen und die Transparenz.

Das Ungewöhnliche, ja das Verrückte führt in besonderer Weise zur Bewegung der Phantasie.«

Das Labyrinth der Stege im Wasser. Die Gruppe kommt zu einer Szenerie, bei deren Anblick Tonino Guerra mit offenem Mund stehen bleibt. Dann sagt er: »Madonna, come avete fatto queste meraviglie? Madonna, wie habt ihr diese wunderbare Szene hingekriegt?«

Wir sehen hölzerne Stege ins Wasser laufen. Sie sind untereinander durch weitere verbunden. Die Grund-Form kennen wir natürlich von den Boots-Stegen der kleinen Häfen. Daran werden die Boote und Jachten fest gemacht.

- »Der Ausgangs-Punkt dieser Szenerie waren die Anlege-Stege, weil sie am leichtesten finanziert werden konnten. Doch sie wurden über die Banalität hinaus entwickelt – wie es das Entwicklungs-Motto überall auf der Insel ist. Immer griff die Emschergenossenschaft das Banale auf und trieb es über den Vordergrund hinaus vorwärts – so erhielt es einen Mehr-Wert. Alle Planer arbeiteten auf diesen Mehr-Wert hin – er war beim Planen besonders wichtig.

  Hier entstand aus Stegen eine labyrinthische Situation – eine große Wasser-Bühne.«
- »Ihr könnt die Theater hierhin einladen«, sagt Christoph Quest. »Das Ufer gebt ihr den Zuschauern, die Stege den Schauspielern.«

An den Stegen stehen Pfähle – meist rund drei Meter hoch. Daraus machten mehrere Bildhauer, vor allem unser Freund Jan Bormann, phantastische Figuren.

- »Wenn ihr genau hinschaut«, sagt Horst Wolfframm, »sind es die Leute, die ihr aus Goethes ›Faust‹ kennt. Wir gingen also mit der Kunst nicht beliebig oder verzierend um, sondern ließen die Figuren ein Theater bilden.«

Kinder. Die Gruppe beobachtet, wie eine Horde von Kindern in dieser Szenerie spielt.

Sie haben Zuschauer – mit unterschiedlichen Gefühlen.

- »Da drüben stehen Leute, die am liebsten mitspielen würden«, sagt Christoph Quest, »ihr seht es an ihren Haltungen. Und hier in unserer Nähe gibt es Leute, die voller Ängste sind, daß Kinder ins Wasser stürzen.«
- »Es kann nicht viel passieren«, sagt Horst Wolfframm, »das Wasser ist nicht tief – und es sind genug Menschen hier, die hilfreich wären. Ein wenig Risiko muß man schultern können.«
- »Kinder«, sagt Janne Günter, »finden hier und überall wichtige Schätze der Menschheit – und interessierte Erwachsene leben davon. Auch daraus hat der Gestalter, wie der Typ, der diese Landschaft aus Wasser und Stegen formte, eine menschliche Botschaft gezogen. Er macht das latent Vorhandene bewußt und erweitert dadurch das Feld des Lebens.

  Für viele Planer sind allerdings Menschen, die ihre Kindheit nicht vergaßen, unangenehm. Sie erinnern sie an die qualitativen Dimensionen, die sie auslassen: wenn sie reduktiv arbeiten – das heißt, wenn sie sich auf Ingenieur-Bau und Fassaden-Design beschränken.«

Schönheit. Jetzt entsteht eine heftige Diskussion über Planen, Psychologie und Schönheit.

- »In einer reicher werdenden Gesellschaft«, sage ich, »leisten sich mehr Menschen, oft sogar breite Schichten,

Ästhetik: also eine Atmosphäre, in der sie ihre Umwelt und dadurch auch sich selbst gehoben fühlen.«

- »Sie merken, daß sie schön sind«, versucht Christoph Quest eine Erklärung.
- »Ich glaube«, sagt Tonino Guerra, »du triffst den Punkt.«
- »Dazu«, spinnt Christoph Quest den Faden weiter, »liefert die Industrialisierung immer mehr Mittel: durch Verbilligung, Erfindung, Zugänglichkeit sowie durch Nachrichten über Ästhetik aus aller Welt. Gleichzeitig fallen Barrieren. Menschen nehmen sich Freiheiten zur Entfaltung. Schönheit – was ist das? – Menschen suchen Atmosphäre, möchten genießen, wollen sich selbst intensivieren.«
- »Hast du ein paar Stichworte dazu?«, frage ich.
- Christoph Quest antwortet: »Eros. Traum. Phantasie. Es ist gut, wenn viele Künste zusammengeführt werden und interessante Synthesen bilden. So entstanden Theater, Oper, Film, viel Architektur – ja Stadt.
  In dem, was wir angewandte Kunst nennen, erleben wir die intelligente und faszinierende Verbindung von Nutzen und Schönheit.«
- Ich stelle ein konkretes Beispiel vor Augen: »In den 1910er und 1920er Jahren schufen in Amsterdam der geniale Bau-Beigeordnete Wibaut mit einigen Architekten, vor allem mit De Klerc und Kramer, eine umfangreiche Stadt-Erweiterung – für meist einfache Menschen. Darin bedienten sie zunächst den unumgänglichen Nutzen ausgezeichnet. Aber sie blieben nicht dabei stehen: Darüber hinaus mobilisierten sie die Phantasie und entwickelten dies zu Schönheit. Meist mit einfachen Mitteln. So wurde der soziale Wohnungs-Bau zu einem dauerhaften kulturellen Ereignis – bis heute viel bewundert.«
- Christoph Quest: »Ihr habt darin den Gegen-Beweis gegen die bequeme Ausrede an, daß Finanz-Knappheit zwangsläufig zur Banalität führen muß.«
- »Der Einfalls-Reichtum«, sage ich, »gibt nützlichen Elementen eine entfaltete Figuration. Dies verbindet sich mit dem Sinn dafür, die Wand in Schwingung zu bringen – sie zu einer Szenerie zu machen: mit aufregenden Spannungen, die unsere Gefühle, Assoziationen und den Sinn für Bewegung heftig anregen. Dies wird in Amsterdam bis in die Kleinentwürfe für Brücken-Geländer und Elektro-Kästen wirksam.«
- Christoph Quest: »Es spiegelt Realität und Traum ineinander.«
- »Ganze Straßen-Züge erhalten diese Atmosphäre. Sie sprechen: Mit bewegten Wänden und mit Netz-Fenstern, die Bilder sind.«

Wenn ich es bedenke, sagte Goethe zu seinem Freund Schiller (und wir hörten aufmerksam zu), dann wünschen wir uns doch den ganzen Tag, was uns die Träume eingeben – und wir bleiben das ganze Leben hindurch Kinder, wenn wir durch die Welt laufen und uns unaufhörlich die wunderlichsten Szenerien unserer Träume erwarten.

Wege, Pfade, Straßen, Alleen

Am nächsten Morgen kommt erneut der Chef der Emschergenossenschaft, Dr. Jochen Stemplewski, zur Gruppe, die sich verabredet hat. Ihn interessieren die Diskussionen über ›seine Insel‹.

Die Bank vor der Tür. Es wird ein heißer Tag werden. Aber schon früh sitzen vor manchen Häusern Leute, sogar einige kleine Gruppen.

- »Die Bank vor der Tür ist eine der praktischsten Formen des Einladens«, sagt Janne Günter.
- »Dies geschieht ohne Worte«, ergänzt Horst Wolfframm, der ein schweigsamer Typ ist.
- »Man begreift«, sagt Christoph Quest, »daß man von der Bank, von diesem einfachen Gegenstand, erstaunlich viel hat – sie ist eine Wohltat für den Körper und seine Sinne.«
- »Mit der Bank signalisiert der Bewohner, daß er sich öffentlich machen möchte.«
- »Und daß ihn die Öffentlichkeit interessiert.«
- »Einige Familien haben wieder begonnen, die uralte ländliche Sitte aufzunehmen, vor dem Haus zwei Linden zu pflanzen und eine Bank vor die Tür zu setzen«, berichtet Michael Börth.

Baum-Alleen. Dann beginnt die Gruppe, über allerlei Nutzen und Gestalten von Wegen zu reden.

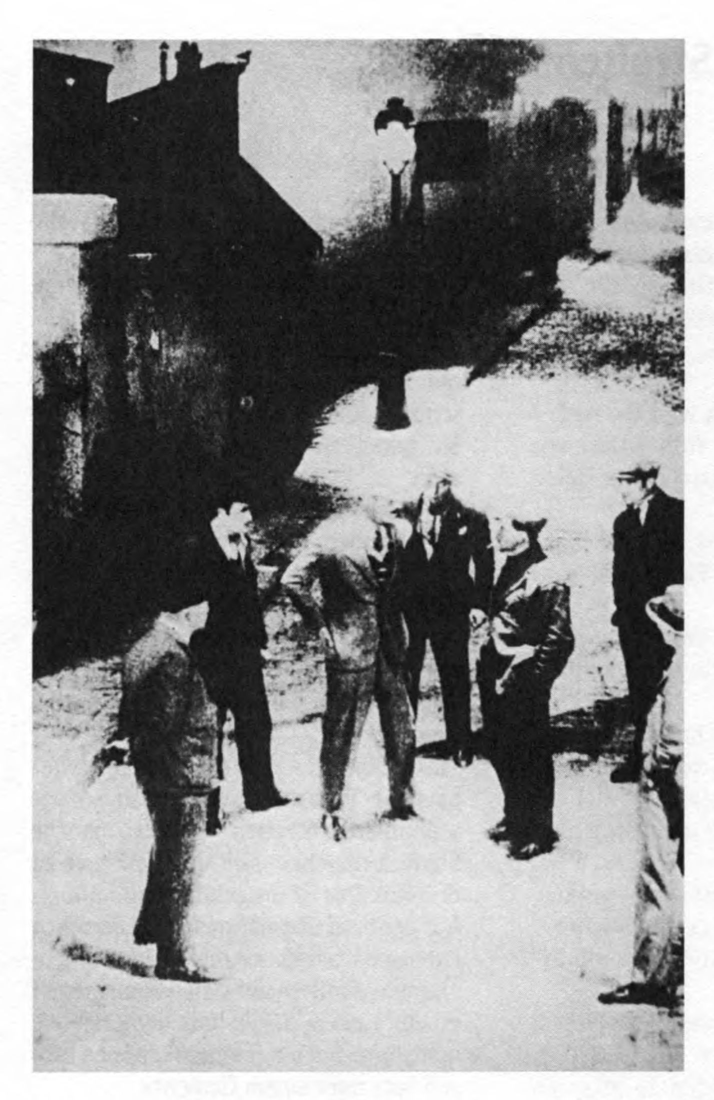
- »Die Insel hat einen Boulevard erhalten«, berichtet Jochen Stemplewski. »Er ist nicht lang, aber er wurde interessant gestaltet.«

Allerlei Erinnerungen werden auf das weite Feld der Diskussion geworfen.

- »Jahrhundertelang war Frankreich arm«, sage ich. »Wer arm ist, muß findig sein. So machten die Leute Architektur – nicht mit Steinen, sondern mit Bäumen. Sie schufen Alleen. Eine Allee kostet wenig. Sie bildet einen Weg als einen Raum aus.«
- Christoph Quest beschreibt stumm mit den Händen, was er dann formuliert: »Manche Alleen bilden über dem Weg ein Dach aus Baum-Kronen, die ineinander greifen – so entstehen Gewölbe. Es sind ›Wege-Dome‹.«
- »Wer sorgt für die Bäume?«, fragt Tonino Guerra.
- Janne Günter: »Diese Alleen sind städtebauliche Infrastruktur – genau so wie asphaltierte Straßen – aber manche Städte versuchen, sich um die Pflege zu drücken. Das ist unsachlich und unfair.
  Auf der Insel übernahmen viele Personen Patenschaften für einzelne Bäume. Nicht anonym, sondern auf vielen Bäumen gibt es ein kleines Schild mit dem Namen, manchmal auch mit einem schönen kurzen Satz oder einem Gedicht.«

Blumen. Wir lesen auf einer großen Tafel: »Uralt ist die Tradition, Blumen um sich zu haben, sie seinen Mitmenschen zu präsentieren.

Der flämische Maler Hugo van der Goes durchsetzte den Portinari-Altar (1476), der nach Florenz gebracht wurde, mit stillebenhaft wirkenden Blumen-Sträußen – ein Reflex auf die Tatsache, daß es in wohl-



– schuf: die berühmten botanischen Gärten in Leiden, Frankfurt und in anderen Großstädten.

Erst im 19. Jahrhundert reduzierte die Wissenschaft die Blumen zum Material und gab die Komplexität der Phänomene auf. Nun durfte – unter dem unlogischen Stichwort ›Versachlichung‹ geführt – nicht mehr interessieren, daß man Blumen sieht, riecht und fühlt.

In den Gassen mittelitalienischer Altstädte stellen die Bewohner Blumen-Töpfe vor ihre Häuser.

Die Insel wurde in den letzten Jahren dafür bekannt, daß die Bewohner tausend Blumen blühen lassen.

Ich habe aus meiner Kindheit noch im Gedächtnis die wilden Düfte. Das ist eine Freundschaft mit den Dingen, warum sie bleiben.

habenden niederländischen Wohnungen, zumindest seit dem hohen Mittelalter, kunstvoll zusammengestellte Blumen-Gebinde gab.

Sehr früh verstärkte die Wissenschaft der Botanik die Zuwendung zu Blumen, indem sie Anschauungs-Stätten – wie Museen

Gestern habe ich den ganzen Tag damit zugebracht, die vielen Düfte der Insel aufzuspüren. In meinem Kopf entstand ein Mosaik davon. Jeder Duft verband mich wie ein Telefon mit einem Tag meines Lebens. Das begann mit der Kindheit. Ich bin in meine Kindheit hinabgestiegen.

Der Rund-Weg zur Geschichte der deutschen Poetik

Janne Günter sagt in die Runde: »Bevor wir die Insel verlassen, führe ich euch zu einem Rund-Weg, der die wunderbare Geschichte der deutschen Sprach-Kultur anbietet. Sie gehört zum Besten des Landes. Daher haben wir sie auf die Insel geholt.«

Sie laufen einige Schritte zur ersten Tafel.

- »Alle Tafeln, die ich entworfen habe, besitzen die Überschrift: Poesie auf der Insel. Der Tanz der Wörter durch die Zeit. Gedichte – von Walther von der Vogelweide bis zu Paul Celan.
  Auf der ersten Tafel lest ihr eine Montage von schönen Sätzen.«

Die erste Tafel.

- »Du bist min, ich bin din ...« *(Walther von der Vogelweide).*
- »Und wenn die Welt voll Teufel wär ...« *(Martin Luther).*
- »Sei dennoch unverzagt ...« *(Paul Fleming).*
- »Wie die zarten Blumen willig sich entfalten ...« *(Gerhard Tersteegen).*
- »Er ist nur halb zu sehn ...« *(Matthias Claudius).*
- »In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch ...« *(Johann Wolfgang von Goethe).*
- »Du schweigst und duldest, denn sie verstehen dich nicht ...« *(Friedrich Hölderlin).*
- »Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur ...« *(Friedrich von Schiller).*
- »Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus ...« *(Joseph von Eichendorff).*
- »Die Engel nennen es Himmelsfreud ...« *(Heinrich Heine).*
- »... ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte ...« *(Rainer Maria Rilke).*
- »In die Städte kam ich zur Zeit der Unordnung ...« *(Bertolt Brecht).*
- »Gläsernes Klappern der Eselshufe steilauf die Bergstadt ...« *(Marie Luise Kaschnitz).*
- »... das Sommerschiff im Hafen liegt bereit ...« *(Ingeborg Bachmann).*
- »In Vietnam sind die Bäume entlaubt ...« *(Erich Fried).*
- »Eins und unendlich, vernichtet, ichten. Licht war. Rettung« *(Paul Celan).*

Der Rund-Weg der Stelen. »Diese Collage«, ergänzt Janne Günter, »soll hinweisen auf einen poetischen Rund-Weg auf der Insel. In der Landschaft wurden in einem Rund von ungefähr drei Kilometern Länge Stelen aufgestellt, auf denen Gedichte erscheinen – quer durch die Zeiten – mit den Namen der Dichter und der Einordnung in ihre Zeit – mit ihrem komplexen gesellschaftlichen und politischen Kontext.

Die Stelen – aus Keramik und aus Holz – haben eine gleiche und daher wiedererkennbare Form. Sie variieren nur im oberen Bereich. Dort greifen sie ein inhaltliches Motiv des jeweiligen Poems auf – in gegenständlicher oder ungegenständlicher Form.«

Die zweite Tafel.

Wir lesen: Ein Querschnitt der Poesie durch die Jahrhunderte läßt eine bewegte

und bewegende Rhythmik sichtbar werden.

Neue Themen treten auf.

Neue Formen.

Sie greifen zurück auf alte und werden erneut von neuen Themen und Formen ersetzt, die selbst - oft über Jahrhunderte hinweg - wieder zum Stein-Bruch neuer Poesie werden.

So ist die Romantik ohne Rückgriff auf eine 400 Jahre zurückliegende romanische Kultur des Mittelalters nicht zu denken.

Doch sie kommt in völlig neuem Gewand daher, denn sie ist zugleich eine Absetz-Bewegung zu antiken Formen der Klassik.

Noch spannender wird der Prozeß dadurch, daß hinter den großen politischen und gesellschaftlichen Bewegungen es letztlich Menschen mit ihrer jeweils ganz eigenen Biografie sind, die die Poesie schaffen - zutiefst genau verbunden.

Wenn man die tanzenden Wörter der Gedichte in unterschiedlichen Zeiten betrachtet, kommt man nicht darum herum, diesen Zeiten einen Namen zu geben, damit unsere Vorstellungskraft sich darin einnisten kannund Bilder von gesellschaftlichen Zusammenhängen vor unseren Augen entstehen können.

Um einen schnellen Zugang zu haben, der bei vielen Menschen möglichst ähnliche Vorstellungs-Bilder hervorruft, greife ich auf die bekannten Stil-Bezeichnungen zurück - immer in dem Bewußtsein, daß sie nur Hilfs-Krücken sind, die ganz schnell wieder abgelegt werden können und müssen.

Die dritte Tafel.

Mittelalter (um 750-1500). Eine riesige Spanne: das Frühe Mittelalter (750-1170), das Hohe Mittelalter (1170-1300) und das Späte Mittelalter (1300-1500). Helden-Lieder, mystische Dichtung und Minne-Lieder.

- ›Du bist min, ich bin din:
  des solt du gewis sin.
  Du bist beslozzen
  in minem herzen:
  verlorn ist daz slüzzelin:
  du muost immer drine sin.‹
  (Walther von der Vogelweide , um 1168-1228)

Die vierte Tafel.

Renaissance - Reformation (um 1470-1600). Beide haben dieselben Grundlagen und dieselbe Wurzel: die Sehnsucht nach geistiger Erneuerung. In Italien war die Renaissance der Untergrund für ein neues Lebens-Gefühl, in Deutschland die Reformation.

- ›Und wenn die Welt voll Teufel wär,
  Und wollt uns gar verschlingen,
  So fürchten wir uns nicht so sehr,
  Es soll uns doch gelingen.
  Der Fürst dieser Welt,
  Wie sauer er sich stellt.
  Tut er uns doch nicht:
  Das macht, er ist gericht;
  Ein Wörtlein kann ihn fällen.‹
  (Martin Luther, 1483-1546. Ein feste Burg, 3. Strophe)

Die fünfte Tafel.

Barock (um 1600-1720). Meist denken wir unter diesem Stichwort zunächst an die Zeit der überschwenglich geschmückten barocken Kirchen, die Theater pur in die Räume bringen. Es ist aber auch die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der unendlich viel Leid für die Menschen schafft.

- ›Sei dennoch unverzagt. Gib dennoch unverloren,
  Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid.

Vergnüge dich an dir, und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.‹
(Paul Fleming, 1609–1640)

Die sechste Tafel.

Aufklärung (um 1720–1785) und Empfindsamkeit (um 1740–1780)

In der deutschen Dichtung der Zeit von 1720 bis 1785 wurden die Ideen der Aufklärung (Kant u. a.) auf die Poetik übertragen. Kenn-Zeichen dieser Zeit sind: der Rationalismus (die Dinge sollen erklärbar sein) und der Glaube an die »beste aller Welten« (Leibniz).

Lessing ist der Schöpfer des »Dramatischen Gedichts«. In der Ring-Parabel in ›Nathan der Weise‹ gibt er ein Bild für Menschlichkeit und Toleranz.

- ›Kaum war der Vater tot, so kömmt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Umsonst: der echte Ring war nicht
Erweislich; – Fast so unerweislich, als
Uns itzt – der rechte Glaube.‹
(Gotthold Ephraim Lessing, 1729–1781. ›Dramatisches Gedicht‹, aus: Die Ring-Parabel)

Die siebte Tafel.

Innerhalb der Aufklärung setzte sich – dialektisch – von 1740 bis 1780 eine sehr gefühlsbetonte Dichtung durch.

- ›Du durchdringest alles.
Laß Dein schönstes Lichte
Herr, berühren mein Gesichte.
Wie die zarten Blumen
willig sich entfalten
und der Sonne stille halten,
laß mich so, still und froh
Deine Strahlen fassen
und Dich wirken lassen.‹
(Gerhard Tersteegen, 1679–1769 Mülheim an der Ruhr)

Die achte Tafel.

- ›Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen, Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsere Augen sie nicht sehn.‹
(Matthias Claudius 1740–1815. Der Mond ist aufgegangen, 3. Strophe.)

Die neunte Tafel.

Die Klassik (1786–1832). Sie beginnt mit Goethes italienischer Reise 1786–1788. Der politische Hintergrund ist die Französische Revolution und ihre Wirkung auf Europa.

Die Auswirkungen in Deutschland waren Ideen von Welt-Bürgertum (Goethe und Schiller). Der Rationalismus der Aufklärung ging längst in eine gewisse Starre über. Dagegen setzt nun die Klassik – im Rückgriff auf die Antike – neue ›Ideale‹. Der Mensch strebt nach dem Guten, Wahren und Schönen – nach Selbstvollendung.

- ›Über allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch:
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.‹
(Johann Wolfgang von Goethe, 1749–1832)

Die zehnte Tafel.

- ›Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,

Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.‹
(Johann Wolfgang von Goethe, 1749–1832)«

Die elfte Tafel.

- ›Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt.
Dem Turme geschworen.
Gefällt mir die Welt.
Ich blick in die Ferne,
Ich seh in die Näh,
Den Mond und die Sterne,
Die Wald und das Reh.‹
(Johann Wolfgang von Goethe, 1749 –1832. Türmerlied)

Die zwölfte Tafel.

- ›O all ihr treuen,
freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet
Wie euch meine Seele geliebt!
Doch kannt ich euch besser
Als ich je die Menschen gekannt,
Ich verstand die Stille des Äthers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.‹
(Friedrich Hölderlin, 1770–1843, aus: Da ich ein Knabe war)

Die dreizehnte Tafel.

- ›Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.
(Friedrich Schiller, 1759–1805. Aus: An die Freude, 4. Strophe)

Die vierzehnte Tafel.

Die deutsche Romantik (1798–1835) dauert nur kurze Zeit – vom Ende des 18. Jahrhunderts bis ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts. Der Begriff ist mehrdeuig. Er knüpft an die Zeit der Romanik des Mittelalters an. Der Akzent liegt auf Wildem, Ungezügelten, Traumhaften – im Gegensatz zum eher Gezügelten der klassischen Periode.

Das ganze Leben sollte poetisiert werden. In einem großen Schwung der Synästhesie, in dem sich alle Sinne vereinigen, ging es auch um ein Ineinander mehrerer Disziplinen: Philosophie, Kunst, Natur, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

›Es war, als hätt der Himmel
Die Erde still geküßt.
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt.
Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.‹
(Joseph von Eichendorff, 1788–1857. Mondnacht)

Die fünfzehnte Tafel.

- ›Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es – Liebe!‹
(Heinrich Heine, 1797–1856)

Die sechzehnte Tafel.

- ›Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.‹

(Heinrich Heine, 1797–1856. Nachtgedanken, 1. Strophe)

Die siebzehnte Tafel.

Das 20. Jahrhundert. In diesem Jahrhundert treffen sich unterschiedliche Strömungen, die sich kaum benennen lassen. Es sind Individuen, die ihre Gedichte – abseits von Stil-Begriffen – schreiben.

- ›Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
  so müd geworden, daß er nichts mehr hält,
  Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
  und hinter tausend Stäben keine Welt.
  Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
  der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
  ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
  in der betäubt ein großer Wille steht.
  Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
  sich lautlos auf. – Dann geht ein Bild hinein,
  geht durch die Glieder angespannter Stille –
  und hört im Herzen auf zu sein.‹
  (Rainer Maria Rilke, 1875–1926. Der Panther, 1907/08)

Die achtzehnte Tafel.

- ›In die Städte kam ich zur Zeit der Unordnung
  als da Hunger herrschte.
  Unter die Menschen kam ich zur Zeit des Aufruhrs
  und ich empörte mich mit ihnen.
  So verging meine Zeit
  die auf Erden mir gegeben war.‹
  (Bertolt Brecht, 1898–1956)

Die neunzehnte Tafel.

- Gedicht über die Zeit.
  ›Jede Blüte will zur Frucht,
  Jeder Morgen Abend werden
  Ewiges ist nicht auf Erden
  Als der Wandel, als die Flucht.
  Auch der schönste Sommer will
  Einmal Herbst und Welke spüren,
  Halte, Blatt, geduldig still,
  Wenn der Wind dich will entführen.
  Spiel dein Spiel und wehr dich nicht,
  Laß es still geschehen.
  Laß vom Winde, der dich bricht,
  Dich nach Hause wehen.‹
  (Hermann Hesse, 1877–1962)

Die zwanzigste Tafel.

- ›Genazzano am Abend, winterlich,
  gläsernes Klappen
  der Eselhufe
  steilauf die Bergstadt.‹
  (Marie Luise Kaschnitz, 1901–1974, aus: Genazzano, 1. Strophe)

Die einundzwanzigste. Tafel.

- ›Die große Fracht des Sommers ist verladen,
  das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit,
  wenn hinter dir die Möve stürzt und schreit.
  Die große Fracht des Sommers ist verladen.
  Das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit,
  und auf die Lippen der Galionsfiguren
  tritt unverhüllt das Lächeln der Lemuren,
  Das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit.
  Wenn hinter dir die Möwe stürzt und schreit.
  kommt aus dem Westen der Befehl zu sinken;
  doch offnen Augs wirst du im Licht ertrinken,

wenn hinter dir die Möwe stürzt und schreit.‹
(Ingeborg Bachmann, 1926–1973. Die große Fracht)

Die zweiundzwanzigste Tafel.

- ›Seit der Gärtner die Zweige gestutzt hat
sind meine Äpfel größer
Aber die Blätter des Birnbaums
sind krank. Sie rollen sich ein.
In Vietnam sind die Bäume entlaubt.‹
(Erich Fried, 1921–1988. Gespräch über Bäume, 1. Strophe)

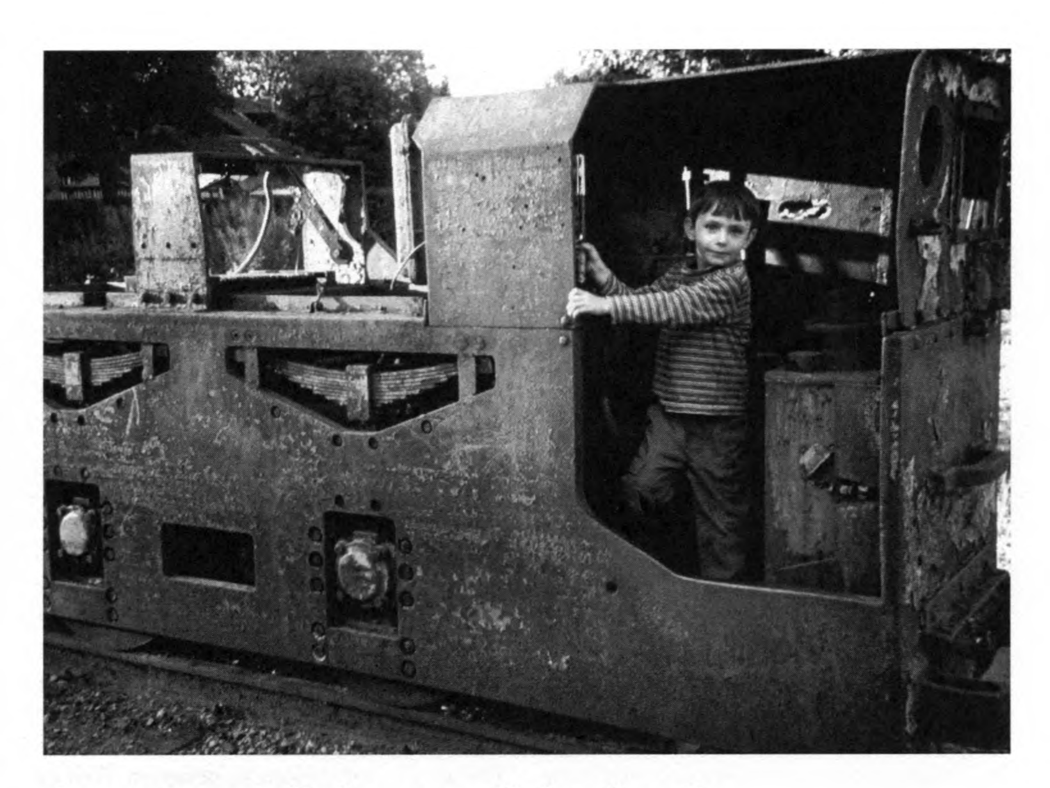
Die zweiundzwanzigste. Tafel.

- ›EINMAL,
da hörte ich ihn,
da wusch er die Welt, ungesehn,
nachtlang, wirklich.
Eins und unendlich,
vernichtet, ichten.
Licht war. Rettung.‹
(Paul Celan, 1920–1970)

Der Kosmos auf der Insel. Aus den Texten war eine literarische Prozession entstanden – schweigend – nachdenklich.

- »Die Poetik schafft es«, sagt Tonino Guerra, »mit wenigen Worten einen Kosmos auf die Insel zu holen und ihn hier zum Sprechen zu bringen.«





›Langsames Reisen‹ auf der Insel

Tonino Guerra hat den ganzen sonnigen Morgen auf der Terrasse der Bibliothek geschrieben. Danach genießen wir ein italienisches Mittagessen.

Gabriel Spitzner schellt: »Ich komme als Euer Taxi – zur Insel.«

Erlebnis-Punkte. Wir halten an einer schönen Stelle und laufen einige Minuten – bis wir an einen der Kioske kommen, der die Aussicht bietet, auf dem kleinen runden Tisch vier Cappucinos zu bekommen.

Gabriel Spitzner arbeitet als Assistent im Fachbereich Geographie an der Universität Bochum. Er breitet die Karte der Insel aus.

- »Sie besitzt eine ungewöhnlich lange linienhafte Gestalt. Was konnte man daraus verkehrstechnisch machen? Erste Überlegung: eine Strecke für ein öffentliches Verkehrs-Mittel anlegen, das an Punkten hält, wo es für die Fahr-Gäste etwas Interessantes gibt. Ein Platz. Verrückte Häuser. Der Künstler-Friedhof.«
- »Dies ist«, sage ich, »eine wirksame öffentliche Infrastruktur.«
- »Dieses Verkehrs-Mittel mußte nicht schnell sein, die Leute, die auf die Insel kommen, bringen Zeit mit: sie wollen hier gemütlich leben und viel sehen. Daher gaben sich alle Beteiligten große Mühe, die Strecke mit einer findigen Logik anzulegen: mit möglichst vielen Halte-Stellen.

Jede Halte erhielt ein interessantes Warte-Häuschen. Und oft drumherum ein kleines Amphitheater.«

- »Auf dieser Insel macht es keinen Sinn, schnell zu sein«, sagt Tonino Guerra, »erklärt sie zur Insel der Langsamkeit! Ich verrate euch etwas Seltsames: Ihr werdet, wenn ihr langsam seid, länger leben.«
- »Wie das?«, fragt Gabriel Spitzner.
- »Wir Menschen leben unsere Zeit eigentümlich. Wenn jemand wie ein Hamster in einem Tret-Rad rotiert, vergeht sein Leben wie im Flug. Wenn du langsam bist, merkst du, daß das Leben viel länger dauert. Denn dann läuft die Zeit langsam.«

Die Schmalspur-Bahn. Gabriel Spitzner, der sich seit jeher mit allem beschäftigt, was mit Verkehr und Verkehrs-Entwicklung zu tun hat, erzählt seine Idee und ihre Realisierung: »Die Insel hat also diese Gestalt einer langen Linie – sie ist über 30 km lang.

Eine Straße? Wir dachten in der Planungs-Gruppe einhellig: um Gotteswillen – Straßen gibt es jenseits der Gewässer mehr als genug. Eine Straße wäre sehr viel Aufwand, sie würde viel zerstören, man könnte sie mißverstehen als Einladung zum schnellen Fahren, dann kämen Leute mit ihren Jeeps oder Rennwägen und mißbrauchen sie. Daher kam ich auf einen ungewöhnlichen Einfall: eine Schmalspur-Bahn anlegen.

Erst gab es viele bedenkliche Gesichter. Zu leicht? Wie konstruierbar? Klar, wenn man etwas nicht kennt, kommen Bedenken.

Dann zeigte ich Bilder. Vor der Verbreitung der Last-Wägen gab es solche Bahnen häufig: als Feld-Bahn zu Ziegeleien, zu Stein-Brüchen und sogar über weite Strecken hinweg, um von den Bauern die Rüben für die Zucker-Fabriken einzusammeln, vor allem im Norden von Sachsen-Anhalt. Mit einer Kleinbahn kann man auf einer der Nordsee-Inseln fahren. Mir fallen auch Torf-Bahnen im Moor ein: Ihre Geleise sind leicht verlegbar. Stellt euch den Aufwand nicht so vor wie bei einer normalen Eisenbahn – er ist weit geringer. Sie läuft schmal durchs Gelände. Wir brachten Organisation und Geld zusammen und bauten eine solche Bahn auf der Insel.

Die einfachste Version, die an vier Wochen-Tagen benutzbar ist, kostete wenig und wurde touristisch sehr interessant: Auf einer Schmalspur-Bahn bewegen sich die Leute mit Draisinen. Eine Draisine ist ein Gestell, auf dem bis zu vier Personen sitzen können. Mit den Füßen erzeugen sie wie bei einem Fahrrad selbst die Kraft zum Fortbewegen. Dies ist eine elementare Weise, sich auf Gleisen zu bewegen. Weil es ziemlich langsam geschieht, ist das Sicherheits-Risiko gering. Eine entgleiste Draisine können zwei Personen wieder auf die Schienen heben.«

- »Da wurde also eine weitere verrückte Idee verwirklicht!« bewundert Janne Günter den unkonventionellen Einfall.
- »Das Eisenbahn-Museum in Bochum-Dahlhausen, im südlichen Teil des Ruhrgebietes, organisierte das Projekt: Es legte eine Dependance auf der Insel an. Damit enstand auch eine Vernetzung von zwei Museums-Stätten. Denn bei vielen Leute, die mit der Schmalspur-Bahn reisen, gibt es anschließend die Neugier, ins Museum zu fahren.
An den sehr belebten Tagen werden Züge eingesetzt: langsam und offen – zum Vergnügen der Leute. Man kann sie auch auf der Strecke anhalten ...

- … das ist kundenfreundlich und es hat sich bewährt.«

Der Emschertaler. Wir sehen an der anderen Seite des Platzes Martin Oldengott. Er ist Landschafts-Architekt, arbeitet als Leiter der Stadtentwicklung in Castrop-Rauxel, war IBA-Beauftragter und ist Emscher Beauftragter.
- »Warum so eilig?«, rufen wir.
- »Termine, Termine, Termine.«
- »Komm rüber: umschalten, lieber Martin!«

Wir haben Erfolg – während er über den Platz läuft, werden seine Schritte langsamer und wir sehen, daß er es genieß, sich vor dem Café nieder zu lassen.

Stadt-Marken. Martin Oldengott erzählt: »Nichts erinnert hier an früher und doch ist alles vertraut. Denn wie früher sind die Emscher und der Kanal die Orientierungen. Aber an den beiden Wasser-Linien, die sich hier kreuzen, ist ein städtischer Platz entstanden.

Ihr seht eine große Skulptur des Bildhauers Jan Bormann. Sie gibt diesem Ort ein gutes Gesicht – und eine neue Zeit-Schicht.

Die IBA Emscher Park legte Land-Marken an. Dann folgten die Wasser-Marken. Dann folgte eine dritte Ebene der Erkennungs-Zeichen des Neuen Emscher Tales: solche Stadt-Marken.

Auf vielen könnt ihr Botschaften lesen: zum Neuen Emscher-Tal. In Texten und Bildern. Das ist eine uralte Weise, viel von Römern benutzt, um im öffentlichen Raum Bedeutungen zu etablieren.«

Die Kneipe nach der Arbeit. Martin Oldengott geht mit uns zu einer Kneipe: zur ›Emscherlounge‹.
- »Die Bezeichnung«, bemerke ich, »ist im zweiten Teil nicht gerade glücklich – ein typisches Denglisch. Ich nehme an, daß es kaum jemand versteht.«
- Martin Oldengott nickt und macht eine abschätzige Hand-Bewegung: »Matsch-Sprache.«

In der Kneipe und davor haben sich gegen Abend viele Leute getroffen, um nach ihrer Büro-Arbeit ein Bier zu trinken.
- Tonino Guerra lacht: »Ihr lernt von unserer Halbinsel im Süden. Immer mehr Menschen könnten fühlen, daß es schön ist, zusammen zu kommen, sich zu sehen, miteinander zu reden – egal was geredet wird, es kann flach oder tiefsinnig sein.«

Die Erinnerung an die Bau-Stelle. In einer Ecke des Platzes stehen viele Tafeln. Sie lenken uns in eine Halle.

Martin Oldengott: »Dies ist ein Museum, in dem der lange und gigantische Bau-Prozeß der Emscher-Umwandlung festgehalten ist – für die kommenden Generationen.

Die kommenden Generationen sollen nicht von der ekelhaften Seuche aufgefressen werden, die ich die Selbstverständlichkeit nenne. Wer davon angesteckt ist, dem ist alles gleichgültig. Dann ist er zudem mit allem unzufrieden, was Generationen mit viel Geist und Arbeit geschaffen haben.
- 10 Jahre lang gab es die Bau-Stelle …«
- »… nein, insgesamt waren es fast 30 Jahre«, sagt Gabriel Spitzner.
- »… Die Menschen haben dies ertragen – meist tapfer«, berichtet Martin Oldengott.

Dazu trugen auch die Bilder des wunderbaren Fotografen Thomas Wolf bei. In vielen ›Emscher-Dialogen‹, das heißt in öffentlichen Diskussions-Veranstaltungen über die Emscher, wurden sie gezeigt, bestaunt, besprochen – manchmal aufgeregt, pro-

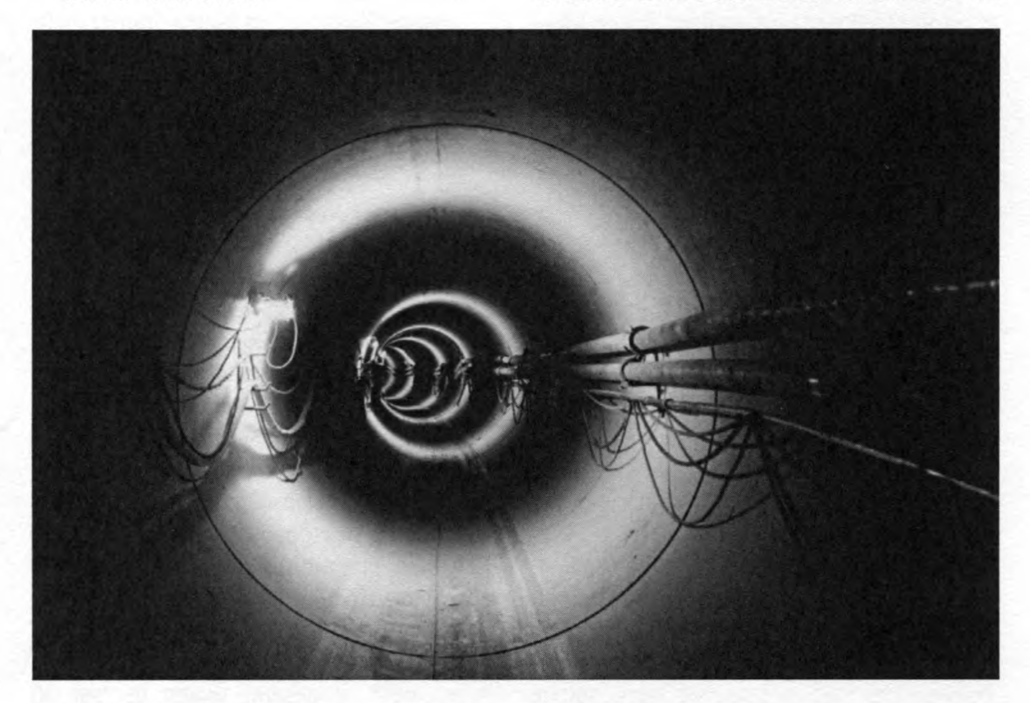
vokant, oft heiter. Häufig waren sie Anlaß für viele Fragen an die Wasser-Bauer der Emschergenossenschaft. Ihre wichtigste Wirkung: Sie halfen zu sehen, was man hat. Sie entziehen uns der bequemen Selbstverständlichkeit, indem sie uns einen frischen Blick geben.«

- »Es ist wichtig«, sagt Gabriel Spitzner, »daß man lernt, immer wieder neu zu sehen. Dies gehört zum Grundverständnis für diese Welt.«

tief – in einem mächtigen übermannshohen Rohr.«

- »Ist der dreckigste Fluß Europas völlig verschwunden?«, fragt Janne Günter.
- »Nicht ganz«, antwortet Martin Oldengott.
- »Wie?«
- »Kommt, ich zeige es euch.«

Sie laufen zu einem Viereck, das im Boden markiert ist. Da liegt dickes Glas – sie betreten es wie das Eis auf einem See mit

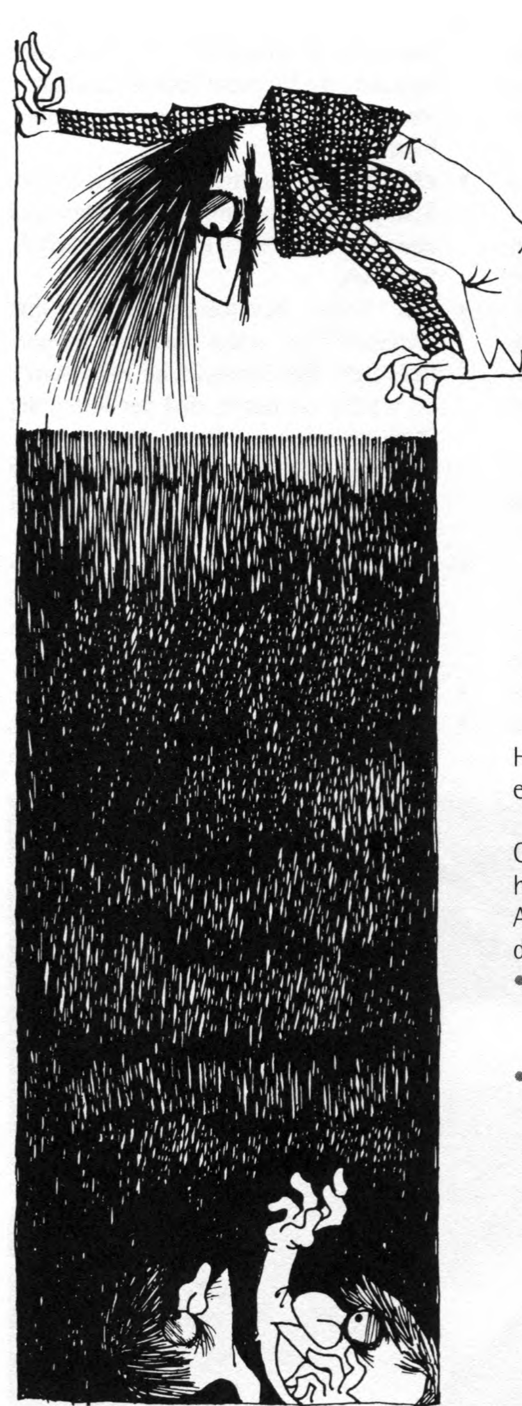


Der Blick in den Schlund. Die Gruppe läuft zur Emscher, bleibt stehen und schaut still ins Wasser.

- »Das ist nicht mehr die alte Emscher«, sagt leise Martin Oldengott, »das wißt ihr. Die ›schwatte Emscher‹ mit all ihrem Dreck, den sie als eine tüchtige Transport-Schiene zum Rhein schleppen mußte, ist für uns auf dem Erd-Boden nicht mehr sichtbar: Jetzt liegt sie 16 m

leisem Schwindel – mit der Frage, ob es hält. Das durchsichtige Material, dem man beim Anschauen keine Tragkraft zutraut, läßt die Leute in die Tiefe schauen. Unten beleuchtet sehr helles Licht den Schlund – im Abgrund ziehen brodelnd die Wasser-Massen vorbei.

›Stadt springt ans Wasser‹. Wir sehen, wie rund um das ›Wasser-Kreuz Rhein-



Herne-Kanal und Blaue Emscher‹ viel Neues entstanden ist.

Die Stadtentwicklungs-Planung von Castrop-Rauxel, berichtet Martin Oldengott, hatte das Motto: ›Sprung über die Emscher‹. An der Emscher und am Kanal entlang wurden neue Wohn-Gebiete geplant.«

- »Wozu denn das? Gab es nicht genügend Wohnungen, weil die Bevölkerungs-Zahl schrumpfte?«, fragt Janne Günter.
- »In der Tat. Viele standen leer, aber das waren immer solche Häuser, die schlechte Lebens-Qualitäten hatten und grottenhäßlich aussahen. Nach Jahrzehnten kam eine Zeit, wo man sie nicht mehr mit armen anspruchslosen Zuwanderern vollstopfen konnte, die froh sein mußten, ein Dach über dem Kopf zu haben, egal wie häßlich es war. Immer weniger Menschen wollten in den qualitätsarmen Häusern leben. Viele suchten

eine bessere Atmosphäre. Vielen genügt es nicht mehr, bloß ein neues Bad und eine Heizung zu haben. Zudem sollten die Kinder erzogen werden ...«

- »... hat das mit der Wohnung zu tun? ...« fragt einer aus der Gruppe.
- »... aber sehr: Wenn du von Bildung sprichst, mußt du auch konkrete Erfahrungs-Felder für die Menschen, vor allem für Kinder und Jugendliche, anbieten. Dazu haben wir mit unseren Architekten und Umzugs-Interessenten viel Interessantes entwickelt.
  Das Ergebnis: Diese verbesserten Wohn-Bereiche sind begehrter als selbst die hochgelobten Wohn-Lagen am Golf-Platz in Frohlinde.«
- »Früh erkannten einige Leute in Castrop-Rauxel, daß wir etwas Exzellentes haben: das Wasser. Es ist eine Gunst. Viele Menschen interessieren sich dafür – sie nähren den Wunsch: ›In dieser Gegend möchte ich leben.‹ Was sich hier entwickelte, zog dann auch Familien, die für mehr Lebens-Qualitäten ins Münsterland abgewandert waren, hierher zurück.«
- »Wie habt ihr das denn bei euren müden Stadtparlamenten mit den müden und abweisenden Parteien durchgebracht?«, frage ich.
- »Die halbe Bevölkerung setzte ihre Unterschriften unter mehrere Bürger-Begehren. Der symbolische Höhepunkt: So setzten sie durch, daß der Name der Stadt geändert wurde ...«
- »... ihr kennt den Ruhri-Kalauer: Die Übersetzung von Wanne-Eickel heißt Castrop-Rauxel ...«
- ... nein, wir heißen jetzt nicht Wanne-Eickel, sondern nennen uns wie Mülheim an der Ruhr oder Haltern am See nun ›Castrop-Rauxel an der Emscher‹.«
- »Viel zu lang!«
- »Nein, das Schöne ist nicht immer das Bequeme. Wir zeigen damit unseren



Stolz: Aus dem einst ungeliebten Fluß ist nun Bedeutendes geworden ist.«

Der stählerne Lindwurm. »Wollt ihr mit?«, fragt Martin Oldengott. »Mit dem Emschertaler.«

Die Bürger nennen den ›Emschertaler‹ einen Lindwurm. Er ist aus Stahl, wirkt archaisch, fährt laut und quietschend. Er fährt nicht: er schwebt.

Wir laufen zum ›Wasser-Kreuz Rhein-Herne-Kanal und Blaue Emscher‹ – zum Haltepunkt ›Stadtmarke Henrichenburg‹.

Nach einigen Minuten hören wir aus der Ferne ein eigentümliches Geräusch näherkommen – und dann hält vor uns dieser Lindwurm: Es ist die Schwebe-Bahn.

- »Wer hatte die Idee zu dieser Schwebe-Bahn?«, fragt Tonino Guerra.
- »Verdammt«, kratzt sich Martin Oldengott verlegen an der Stirn, »das fällt mir jetzt nicht ein. Hatte der nicht auch andere Projekte auf den Weg gebracht? Wie heißt der noch? Da schaue ich heute Abend nach – in dem dicken Buch ›Im Tal der Könige‹ 11. oder 12. Auflage – da steht alles drin.«

Die Schwebe-Bahn gleitet langsam los. Gemütlich schaukeln die Wägen durch die Luft.

- »Das erinnert mich an meine Kindheit«, ruft Tonino Guerra. »Das ist das Gefühl der Schiffs-Schaukel – aber jetzt für viele Leute und für eine Zeit lang.«
- »Die Schwebe-Bahn«, erklärt Martin Oldengott, »wurde aus dem Bergischen importiert – als Gegenstück zum Metrorapid. Ich saß in der Kommission, die dafür die Weiche stellte. Es gelang, die Mitglieder zu überzeugen, daß wir in unserer Region genug Schnelligkeit haben – ja viel zu viel – sie frißt uns, wir verlieren unser Gedächtnis, wir wissen nicht mehr, wo wir sind, wenn wir uns ihr total ausliefern. Ich sagte immerzu: ›Wir brauchen eine Alternative – es gibt sie – sie ist uralt – seit jeher bewährt – die Dichter werden uns zustimmen – laßt uns die Langsamkeit entdecken!‹
  Tatsächlich konnten wir nach langen und oft heißen Diskussionen das durchsetzen, was man in dem gräßlichen Denglisch ›Slow Feed‹ nennt – ich sage lieber ›Langsamer Gang‹.
  Das war ein ähnlicher Prozeß wie in den 1990er Jahren, als wir am Kanal und dann an der Emscher das Fahrrad-Fahren einführten und verbreiteten.«
- »Ragazzi, es ist immer dieselbe Geschichte«, ruft Tonino Guerra, »erst heißt es, so etwas sei hinterwäldlersich und der Ruin der Welt – und dann sind alle glücklich, weil sie dadurch die Welt entdecken.«
- »Von oben schauen wir ...«
- »... als wären wir Vögel ...«
- »... oder Engel.«

Wir schweben am Kanal entlang – sehen das Ausflugs-Schiff ›Santa Monica‹ – das ›Schwimmbad am Kanal‹ – die große Liege-Wiese – die ›Blaue Emscher‹.«

- »Diese Fahrt ist geradezu ein Film«, ruft entzückt Tonino Guerra, »– ein Film mit einem ständigen Wechsel der Szenerien!«
- den Halte-Stellen steigen Leute aus und ein.
- Martin Oldengott: »Auffallend viele sind Touristen – unschwer an ihrer Sprache und an ihren Kameras erkennbar.«

Neben uns sitzt eine Gruppe aus England – es sind Stadt-Planer – sie machen sich gegenseitig, oft aufgeregt, auf die Projekte aufmerksam.



Einige Schritt entfernt beobachten wir eine zweite Gruppe. Ein ›Regio- und Zukunfts-Führer‹ erklärt ihr die Landschaft und was darin angelegt wurde.

Landes-Wasser-Schau. Martin Oldengott skizziert die Landes-Wasser-Schau, eine Art Landes-Garten-Schau, die 2017 fertig sein soll: »Es wird heftig daran gearbeitet. Mit ihr will sich die ›Emscher Region‹ weltweit präsentieren. Es ist die erste Landes-Wasser-Schau dieser Art in Deutschland. Dafür schlossen sich die Städte Castrop-Rauxel, Herne, Recklinghausen und Herten zu einem interkommunalen Projekt zusammen.

Wie viele Bedenken-Träger gab es auf diesem Weg! Teufel, wie lange hatte es gedauert bis die Politik in Recklinghausen begriff – aber jetzt ist sie der Motor dieser Idee.«

Der Gasometer. ›Emscher Terrassen Oberhausen‹. Fast hätten wir die ›Halte Gasometer‹, unser Ziel, verpaßt. Wir steigen aus – und vor uns steigt der imposante Gasometer hoch auf.

- »In China«, sagt Martin Oldengott, »hat man ihn originalgetreu nachgebaut – aber bei uns war man einige Zeit so blöd, ihn abreißen zu wollen. Karl Ganser verhinderte das – wie Recht hatte er! Dieser scheinbar ganz nutzlose Bau, wie man damals mit bekannter Kurzatmigkeit sagte, hat so viele Werte, wie man sie überhaupt nicht bezahlen kann: Der Gasometer schafft Identität. Er repräsentiert, was diese Gegend einst groß gemacht hat – Stahl und Eisen, Mühe und Intelligenz. Und eine Verbund-Industrie das heißt weite Zusammenhänge.«
- »Dies sind Schätze eurer Region«, sagt Tonino Guerra, »die zwar untergingen, aber in symbolischer Weise gerettet wurden – für euch und für die Menschheit. Wir werden mit meinem Freund Federico Fellini einen wunderbaren Film daraus machen!«

Alte und neue Industrie-Kultur

Die großen Spinnen. Am nächsten Morgen trifft sich die Gruppe am ›Alten Hafen‹. Die Atmosphäre ist noch sehr frisch. Die Wasser-Vögel, die schon früh munter sind, unterhalten sich zunächst lebhafter als die Menschen. Am Wasser entlang ragen spannende Konstruktionen in die Höhe: Kräne.

- »Dies ist der See der großen Spinnen«, sagt Tonino Guerra.
- Janne Günter: »Tonino hat die Fähigkeit, etwas in einer Sprache zu formulieren, die es aus dem Gewohnten herausholt und uns mit Staunen eine Einsicht öffnet.«
- Ich erzähle den Freunden, »daß in dieser Gegend einst gnadenlos alles abgerissen wurde, wenn es keinen unmittelbaren Nutzen mehr hatte. Dann wagte eine Handvoll Leute, darunter Helmut Bönninghausen, Hans Peter Köllmann, Hartwig Suhrbier – ich war dabei –, den wahnhaften Abreißern in die Arme zu fallen. Dies geschah in der Zeit der Studenten-Bewegung kurz nach 1968.

  In einer turbulenten Zeit blühten Phantasie und Mut. Damit gelang es, zementierte Verhältnisse und die fest abgesteckten Reiche von Beton-Köpfen in Frage zu stellen. Mit Findigkeit konnte vieles umgedreht werden. Davon haben wir heute unendliche Vorteile.

  Ein Jahrzehnt lang war Helmut Bönninghausen der erfolgreichste Denkmalpfleger der BRD. Dann hatte die Region das Glück, daß einer noch erfolgreicher wurde: Karl Ganser. Nun haben wir ein Alleinstellungs-Merkmal, wie die Werber in ihrer krausen Sprache sagen, mit dem Nordrhein-Westfalen weltweit auftritt: eine Kette von Industrie-Denkmälern.

  Ihr kennt sie. Angesichts dessen, was an der Emscher in diesem gewaltigen Projekt des Wasser-Baues läuft – noch viele Jahre – , spricht zum Beispiel Gerd Seltmann von ›Neuer Industrie-Kultur‹.
- Horst Wolfframm fragt: »Was sage ich, wenn ich jemandem dieses Stichwort erklären möchte? Was bedeutet dieser Begriff?«
- »Ich kann es nicht in einen Satz kondensieren«, antworte ich. »Es geht um eine Philosophie. Früher dachte man in der Denkmalpflege, daß man etwas erst verstehen kann, wenn es zeitlich lange entfernt ist. Das war ein folgenreicher Irrtum: Es blieb nur übrig, was so glücklich war, lange Zeit nicht bemerkt zu werden – alles andere wurde abgerissen. Heute gibt es gute Gründe, sofort darüber nachzudenken: Was hat Qualität? Wie erkennen wir Qualität? Wie können und sollen wir behutsam damit umgehen? Was ist das eigentlich, was wir tun – unter einem weiten historischen Horizont?«
- »Laßt uns unter den großen Spinnen dieser spannenden Hafen-Kräne eine gute Stunde darüber nachdenken!« bittet Gabriel Spitzner.

Eine Diskussion entsteht.
- »Schade, daß es keinen Kaffee gibt.«

Gelächter.

Wir sehen Gerd Seltmann über das Gelände kommen. Einst war er Vize-Chef der IBA, dann Chef eines ähnlichen Unternehmens in Sachsen-Anhalt, vor einiger

Zeit Chef der Design-Ausstellung auf Zollverein.

Die Gruppe befragt ihn zum Thema.

- »Die ›Neue Industrie-Architektur‹«, antwortet er uns, »zeichnet sich dadurch aus, daß sie sich stark von städtebaulichen Ideen leiten läßt. Das sieht man ihr unmittelbar an.«
- »Die IBA gab zwei Vorbilder für Gewerbe-Viertel: in Castrop-Rauxel und in Waltrop.«

Die Türme. Gerd Seltmann erweitert seinen Gedanken: »Hinzu kommt: Viel neue Industrie-Kultur rechnet erheblich mit Wirkungen auf die Öffentlichkeit. Wir haben das gute Beispiel vor Augen: Die Emschergenossenschaft baut Entlüftungs-Türme für die Cloake, die tief unten in der Erde läuft. Sie sind notwendig. Aber mit dem Notwendigen macht sie Ästhetik. Das heißt: das Nützliche schafft einen Mehr-Wert. Diese Entlüftungs-Türme bilden eine Kette von interessanten Zeichen in der Mitte der Region.«

- »Im Gegensatz zu alter Industrie-Architektur«, sage ich, »haben die Planer und Gestalter daraus mehr gemacht als Schornsteine: Schöne Zeichen – in einer Kette hintereinander.«
- »Sie stehen hintereinander«, vergleicht Tonino Guerra, »wie die Türme am römischen Limes. Das ist sehr wirksam.«
- »Nichts ist mehr, wie es war«, sagt Janne Günter.
  »Die Limes-Türme, eine Militär-Architektur und die längste ›Mauer auf dem Kontinent‹, sind inzwischen zum Weltkulturerbe erklärt worden.«
- »Limes-Türme und Entlüftungs-Schornsteine – was hier geschieht, erscheint zunächst ziemlich verrückt«, sagt Horst Wolfframm, »aber wenn wir darüber nachdenken, wird deutlich, was dort und hier Mehr-Wert ist.«
- »Bei den Limes-Türmen hat es lange gedauert«, sagt Janne Günter, »bis man den Mehr-Wert entdeckte ...«
- »... in der Neuen Industrie-Kultur müssen wir unmittelbar einsichtsfähig sein, sonst ...«
- »... gibt es sie vielleicht nach kurzer Zeit nicht mehr«, folgert Gabriel Spitzner.

Die Figuren auf den Lüftungs-Türmen. »Wichtige Bau-Werke«, setzt Gerd Seltmann seinen Gedanken fort, »agieren manchmal noch ein Stück weiter. So stehen nun auf einigen Lüftungs-Türmen spannende Figuren.«

- »Zu jeder gibt es eine Geschichte.«
- »Oben können sich Szenen abspielen.«
- »Vor allem aber sind die Türme bei Nacht ›Licht-Türme‹. »
- Tonino Guerra: »Es kann in die neue Industrie-Kultur auch die Poetik einziehen. Was hoch in die Luft geht, fühlt sich dann in der Gesellschaft der Wolken.«
- Gerd Seltmann: »Die Aussicht kann literarisch begleitet werden – dann ist sie mehr als einmal ein bißchen in der Runde gucken, abhaken, weg sein.«

Jemand hat an einen der Türme geschrieben: »Alles, was uns imponieren soll, muß Charakter haben.« (Goethe, 1808)

Neben der Insel

Wasser neben den Gewässern. Wir treffen Dr. Magnus Dellwig. Er war Mitarbeiter von Manfred Dammeyer, dem Abgeordneten, Minister, Fraktions-Chef, dann arbeitete er im Stab von zwei Oberbürgermeistern in Oberhausen und als Leiter des Projektes O-Vision.

Wir reden mit ihm über das Terrain, das neben dem Wasser liegt. Er breitet auf dem Boden eine große Karte aus.

- »An welchen Stellen finden wir neben den Gewässern weiteres Wasser?«, fragt Martin Oldengott.
- »Es wurde erstaunlich viel mit Wasser geplant und Wasser-Flächen angelegt«, antwortet Magnus Dellwig. »Dies geschah meist dann, wenn man etwas als ›Zukunfts-Verheißung‹ vorstellen wollte. Daher wurde das Wasser ein wesentliches Gestaltungs-Element im Stadt-Viertel der ›Neuen Mitte‹ Oberhausen.«
- »Ist Wasser ein Impuls?«, fragt Gabriel Spitzner, der sich als Geograph nicht nur mit Vorhandenem sondern auch mit Planen beschäftigt.
- »Wir haben in Oberhausen«, erklärt Magnus Dellwig, »eine kontinuierliche Entwicklung: von der Nutzung des alten Emscher-Laufes im Kaisergarten zur Wasser-Promenade im CentrO bis hin zur Gestaltung des Emscher-Landschafts-Parks mit dem Lepkes Mühlenbach im Grünzug B an der Stadt-Grenze Oberhausen/Essen. Hinzu kommt der kleine Hafen, die Heinz-Schleusser-Marina. Im Bereich von O-Vision sollte eine einst weitere Wasser-Promenade entstehen. In der Neuen Mitte dient das Wasser der Erholung. Es bietet Aufenthalts-Qualitäten. Vor allem hat es Standort-Qualität.«
- »Die alte industrielle Mitte war mit ihren elf Hochöfen und Walzwerken einst die ökonomische Mitte der Stadt«, sage ich, »und ist heute erneut die ökonomische Mitte – aber völlig umgewandelt. Einst wurde darin Eisen und Stahl hergestellt – heute gibt es dort Handel und Dienst-Leistung.«
- »Es ist eine Stadt-Landschaft entstanden, die gestaltet ist«, sagt Gabriel Spitzner.
- »In einer eigentümlichen Weise«, interpretiert Magnus Dellwig. »Sie besitzt keine herkömmliche urbane Dichte. Aber sie hat auch keine Peripherie-Lage im Sinne eines Naherholungs-Gebietes, wie wir es gewöhnlich überall finden. Vielmehr ist sie eine eigenständige Mischung von Grün, Wasser, Fußwegen und darüber hinaus wirtschaftlichen Einheiten.«
- »Das Ruhrgebiet ist einst wie Kraut und Rüben gewachsen«, sage ich, »es erhielt nicht viel Stadt-Planung. Doch Oberhausen hat einiges zu bieten. Über 50 Jahre lang verfolgte man kontinuierlich die Gestaltungs-Idee: Park-Stadt.
  Seit den 1990er Jahren, mit der IBA, haben wir gelernt, daß man nicht noch einmal so wilde Prozesse wie im 19. Jahrhundert machen darf. Daher gibt es Vorgaben, die Qualitäten fordern. Eine davon ist das Wasser.«
- »Jetzt ist im Ruhrgebiet Qualität nötig«, sagt Gabriel Spitzner. »Wenn das Bauamt in Amsterdam die banalen, geistlosen Fassaden-Pläne wie in unseren Städten auf den Tisch bekäme, würden die

Behörden-Leute lachen und sie mit den Architekten zurück schicken –: ›Sie können mit anderen Plänen wieder kommen – mit so etwas versauen wir uns nicht unsere Stadt.‹«

- »Wir machen den Versuch«, sagt Magnus Dellwig, »auf der strukturellen Ebene öffentliche Räume attraktiv zu gestalten – und damit einen Ballungs-Raum zu erhalten, der mit Lebens-Qualität angereichert ist. Auf dem alten Industrie-Gelände, das um 1990 den Namen Neue Mitte erhielt, gab es eine Fläche von fast 400 Hektar, deren Löwen-Anteil im Lauf der letzten 25 Jahre brach fiel. Dies war einerseits eine Katastrophe, denn dort gab es zehntausende Arbeitsplätze. Andererseits erhielten wir die Möglichkeit, eine attraktive neue Kombination von Grün, Wasser, öffentlichen Wegen und mehr Getaltung zu schaffen – nach dem alten Parkstadt-Konzept entstand ein neues Parkstadt-Konzept. Es breitet sich auf mehr Fläche aus, als so etwas in der Innenstadt jemals möglich war.
  Deshalb fiel es in der Neuen Mitte anders aus. Wir schufen nicht, wie in der Innenstadt, attraktive Inseln, sondern gaben diesem Raum als ganzem eine Aufenthalts-Qualität. Die Schnur für eine Perlen-Kette von schönen Bereichen ist der Rhein-Herne-Kanal. Daran aufgefädelt liegen: der Kaisergarten, der Grafenbusch, die Neue Mitte, die Heinz Schleußer-Marina, das frühere Gelände, auf dem O-Vision geplant war, die Siedlung Ripshorster Straße und der Lepkes Mühlenbach. So ist der gesamte südliche Bereich am Rhein-Herne-Kanal eine eigentümliche Stadt-Landschaft.«
- »Man braucht eine Gestalt«, sage ich. »Ohne Gestalt läuft keine Entwicklung. Gestalt ist keine Garnierung, die man sich sparen kann, sondern eine Notwendigkeit.«
- Magnus Dellwig: »In der Tat brauchen wir Gestalt-Qualität. Sonst wäre dies ein beliebiger städtischer Raum.«
- »Park-Stadt und Neue Mitte haben als Gemeinsames die Natur. Bäume sind Natur. Wasser ist etwas Naturhaftes – ein sehr vitales Element. Die Insel strahlt aus.«
- Magnus Dellwig: »Es entstand eine Wasser-Landschaft.«
- Ich reflektiere den historischen Prozeß: »Wasser als Geflecht – das hat einen historischen Faden: die Bruch-Landschaft der Emscher war wasserreich, sumpfig, moorig. Sie hatte kleine Seen, die sich nach Wetterlage veränderten.
  Zweite Phase: Die Kanäle und die Kanalisierungen der Emscher und ihrer Nebenbäche hatten einen gewaltsamen Charakter. Nun werden sie aus ihrer Gewaltsamkeit befreit. Der Umgang mit derm Wasser wird nun – nach einem groben Stadium des Industrialisierungs-Prozesses – zivilisiert.
  Dritte Phase: Diese Wasser-Landschaft kommt jetzt in neuen Formen daher. Kultivierte Formen zu finden, ist wichtig, denn die alte Wasser-Landschaft hatte ihre Tücken.«
- Magnus Dellwig: »Es ist spannend, den Wandel des Landschafts-Begriffs zu reflektieren. Die Bruch-Landschaft war eine natürliche Landschaft – in erster Linie von der agrarischen Nutzung geprägt. Sie hatte nicht viele Elemente der Kultur-Landschaft. Heute haben wir eine urbane Kultur-Landschaft. Das Neue der Landschafts-Gestaltung ist der urbane Raum.«
- »Was wir hier gestalten, sind keine freien Spiele«, kommentiere ich, »sondern Not-

wendigkeiten: für die weitere Entwicklung von Wirtschaft und Stadt – in einer gescheiten Verknüpfung von mehreren Aspekten.

Das ist uralt. Alle attraktiven Städte Europas und der Welt beruhen auf solchen Verknüpfungen. Da wir inzwischen, vor allem mit der IBA, ein hohes Maß an Reflektion haben, entfalten wir dies weiter.«

- Dellwig: »Essen verfolgt das Thema ›Leben und Arbeiten am Wasser – zur Aufwertung von Räumen rund um den Rhein-Herne-Kanal‹.

Auch Georg Arens, Geschäftsführer der Essener Wirtschaftsförderung, arbeitet daran, im mittleren Ruhrgebiet das Gestaltungs-Element Wasser zu kultivieren – für Prozesse der Qualifizierung von Lagen sowohl für Gewerbe wie für Wohnen und Freizeit. Wasser ist eine Chance für das Ruhrgebiet – und zwar in der Fläche. Jetzt können wir beide Kisten zueinander öffnen: die Vision und die Wirtschaft. Das ist das beste IBA-Denken.«



Die Insel der Vögel

Was heißt Gargantua? Am fünften Kiosk, der den Beinamen ›Gargantua‹ trägt, sind wir mit einigen Freunden verabredet. Wie üblich: Spezialitäten von Heiner Droll und Kaffee. Alle plaudern durcheinander.

- »Was bedeutet Gargantua«, fragt Horst Wolfframm.
- »Ich glaube, das war ein Riese, der furchtbar gern gegessen hat?«
- »Dann ist doch der Name für einen Kiosk ein bißchen übertrieben.«
- »Vielleicht war er ein Feinschmecker?«
- »Es wäre eine Aufgabe für diese Landschaft: Freß-Riesen zu Feinschmeckern machen.«
- »Heiner Droll fängt damit im Kleinen an – in der Hoffnung, daß wir das Kultur-Niveau des Essens und Trinkens auf der Insel steigern können.«
- »Wo wohnen die wilden Tauben?«, fragt plötzlich in die Runde der Stadt-Baumeister Bernhard Küppers. Jeder kennt seinen berühmtesten Bau, das Museum Quadrat und das Museum für Josef Albers in Bottrop. Was er vorträgt, verblüff die Gruppe, die ganz anderes von ihm erwartet.
- »In unserer Region«, erklärt Bernhard Küppers, »leben nicht nur Menschen. Franz von Assisi bittet uns, auch an die Tiere zu denken. Überall in den Städten halten sich wilde Tauben auf, weil sie dort Futter und Unterschlupf finden. Sie leben mehr schlecht als recht. Ihr Futter ist miserabel. Sie haben Krankheiten und sie übertragen Krankheiten. Jeder weiß, daß sie viele Gebäude erheblich verschmutzen. Tauben vermehren sich zahlreich – ein Tauben-Paar kann jedes Jahr bis zu 14 Junge aufziehen. Und so werden allzuviele Tauben eine Plage.

  Was tun? Wir möchten keine Tauben töten – aber wir haben eine vernünftige Möglichkeit, ihre Zahl zu begrenzen: Wir können wilde Tauben einfangen und artgerecht halten – in einem Tauben-Turm.«

Er breitet einen Plan aus.

- »In diesem Turm werden die eingefangenen Tauben drei Wochen eingesperrt. Ein Tauben-Vater versorgt sie – gut. So lernen sie, den Ort und die Betreuung zu schätzen. Dann werden sie wieder herausgelassen. Und nun kehren sie zurück. Dann kann man in diesem Tauben-Haus, dessen Entwurf ich euch zeige, ihre Vermehrung kontrollieren.«
- »Wie das?«
- »Ganz einfach: Was an Eiern zu viel ist, nimmt der Tauben-Vater weg. – Verstanden?«

Die Leute nicken.

- »Der Tauben-Vater behandelt die Krankheiten der Tauben. Und ihren Kot verkauft er als Dünger.«
- »Dann muß ihn niemand mehr von den Fassaden abkratzen.«
- Bernhard Küppers: »Das Tauben-Haus kann eine Attraktion sein: ein funktional und schön gestalteter Tauben-Turm. An einem guten Platz: auf einem kleinen Hügel. Da können die Leute Tauben füttern und bewundern.«

Die Insel der Vögel. Michael Börth hält eine kleine Vorlesung über ›Die Insel als eine Station der alljährlichen Völker-Wanderung von Zug-Vögeln‹.

- Janne Günter bedankt sich: »Der liebe Michael Börth hat uns gezeigt, daß wir hier eine Luft haben, die das Herz füllt.«

Licht

Die Dämmerung fällt über die Insel. Es wird ganz ruhig. Nun hört man die Stimmen der Tiere besser als am Tag. Der Förster Michael Börth erklärt sie. Die Gruppe bewundert seine Fähigkeit, Vogel-Stimmen zu imitieren.

Licht-Kultur. Lichter gehen an.

- »Für all die schönen Bauten braucht man eine Kultur des Lichtes«, sagt Tonino Guerra. »Bedenkt: jeder Mensch hat eine bestimmt Größe, einen Radius um sich herum, dafür wünscht er sich eine warme Atmosphäre.

  Die hohen Peitschen-Masten, die eure Straßen-Planer überall aufgestellt haben, geben nur Licht, – aber sie beleidigen die menschliche Dimension, weil sie viel zu hoch sind. Und sie verletzen die Sinne, weil sie ein Licht aussenden, das ich grobschlächtig nenne. Wollt ihr in Ewigkeit damit leben?

  Die alten Laternen hatten die richtige Höhe. Und eine Dimension, die in etwa einem Saal entsprach.

  Aber auf dieser Insel ist es ganz gut gelungen, ein schönes Licht zu haben.«

Die Gruppe diskutiert.

Dann gleitet das Gespräch langsam zur Frage der besonderen Beleuchtungen auf einzelnen Plätzen.

- »Damit meinen die feinfühligen Leute nicht«, sagt Michael Börth, »daß nun alles und jedes wild angestrahlt wird, sondern daß es eine Licht-Inszenierung hat.«
- »Das ist teilweise bereits gelungen.«
- »Es wird uns weiter beschäftigen.«

Licht-Objekte. Als nächstes Thema spricht die Gruppe über Licht-Objekte.

- »Licht ist im Grunde sehr billig – im Vergleich zu den hohen Kosten jedweder Bau-Maßnahme. Mit Licht kann man viel Gutes tun – oder wieder halbwegs ins Lot bringen«,
- »Mit Licht kann man zumindest am Abend vieles verbessern, was banal gebaut ist.«
- »Mit Licht und Licht-Objekten kannst du akzentuieren.«

Licht-Kultur. Ich berichte, was mir neulich der Architekt Heinrich Böll sagte: »»Wir legten in unserem Büro mit 35 Mitarbeitern eine ganz bescheidene Beleuchtung an. Jeder hat an seinem Arbeits-Platz ein individuelle Licht – er kann es einstellen. Der Kern: Dieses Licht haben wir nicht nach den Richt-Linien, die ziemlich blödsinnig technokratisch sind, gestaltet, sondern individuell. Ich finde, so muß man Räume belichten: daß der Mensch im Raum Dunkelheit, Dämmerung und Helligkeit steuern kann.

Dann sind die Räume – innen und ebenso außen – nicht immer gleichmäßig und todlangweilig ausgeleuchtet wie ein Bahnhofs-Klo.

Mit dem Licht, sagte Heinrich Böll, läßt sich ja mit vergleichsweise wenig Aufwand und wenig Geld sehr viel Gutes gestalten.

Deswegen ist es wichtig, in Zeiten des knappen Geldes, diese Chancen zu nutzen, um etwas zu verbessern.‹«

Licht-Türme. Jochen Stemplewski ist wieder zu uns gestoßen. Er erklärt: »Wir hatten die Notwendigkeit, daß die gewaltige Rohr-Leitung, die wir für das Schmutz-Wasser der Region 30 m tief in der Erde führen, alle paar hundert Meter eine Entlüftung benö-

tigt. Dafür war als funktionale Form erstmal der Schornstein vorgegeben.

- Zwischen-Frage: »Mußte das sein? Die Gegend war doch voll von Schornsteinen!«
- »Wir stellten uns dieselbe Frage. Auch hier zeigt sich unsere Philosophie des Planens: Wir wollten nicht bei der einfachen Funktionalität stehen bleiben. Sie hätte psychologisch banal gewirkt. Es kann nicht mehr einzig darum gehen, daß wir nur eine Funktion erfüllen. Ein Haus ist mehr als ein Dach über dem Kopf. Unser gewaltiges Projekt der Emscher ist mehr als Wasser-Bau. Gewiß ist allein schon der Wasser-Bau ein spannendes Unternehmen, aber unsere geistigen Kapazitäten gehen weiter.
  Erstens ist dies eine Herausforderung, die uns viele aufgeklärte Menschen vortragen – in ständigen Diskussionen.
  Zweitens können wir nicht mehr hinter die Maß-Stäbe der IBA zurückfallen.
  Drittens fordern wir uns auch selbst heraus: Wir wollen das Bestmögliche für die Region leisten.
- Tonino Guerra nickt und bringt mit einem Zwischen-Ruf das Problem auf den Punkt: »Das Beste ist stets mehr als das Banale.«
- »Sie haben den Kern getroffen«, antwortet Jochen Stemplewski. »Konkret hieß die Herausforderung an dieser Stelle: Wir wollten mehr aus dem Schornstein machen als einen Abluft-Schacht. Einer unserer Einfälle steht Ihnen jetzt vor Augen: Er steht als großes Leucht-Zeichen im Nacht-Himmel.«
- »Ihr mußtet doch sowieso Lichter für die Piloten in den Flugzeugen anbringen.«
- »In der Tat. Aber wir sagten: Wir gehen noch einen Schritt weiter. Eine Licht-Kultur soll entstehen.«

Die Gedichte im Himmel. Jochen Stemplewskis Gesicht wird fröhlich: »Wir können die Lichter schalten.«

- »Wie das?«

Er zieht sein kleines Telefon heraus und sagt: »Ihr könnt mithören, ich stelle es laut.«

- »Ist dort die Schalt-Zentrale der Lüftungs-Türme?«
- »Ja?«
- »Hier Stemplewski.«
- »In Ordnung.« –
- »Wir haben Gäste. Spielen Sie mal an den Licht-Türmen das Programm durch. – So weit wie wir es bis jetzt entwickelt haben.«

Jochen Stemplewski schaut in verdutzte Gesichter.

Vor ihnen erscheinen in der Höhe Licht-Buchstaben und setzen sich sogar zusammen zu Sätzen: ›Wer sich kein Paradies macht …‹ Am nächsten Turm wird der Satz weiter geführt: ›… verdient es nicht.«

Am meisten verdutzt ist Tonino Guerra: »Von wem stammt der schöne Spruch?«,

Stemplewski lacht: »Wollen Sie im Examen durchfallen, Herr Kandidat?«

Der italienische Dichter murmelt: »Ja ja, er stammt von mir. Wie kommen Sie darauf?«

Alle lachen.

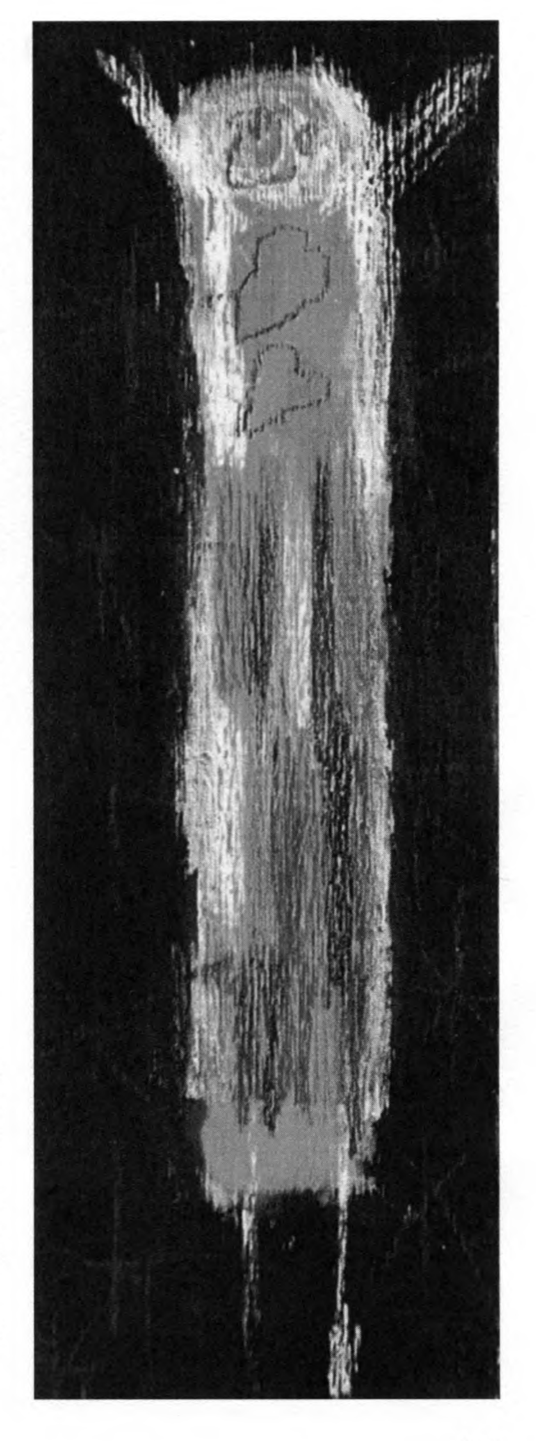
Jochen Stemplewski antwortet: »Der Professor hat ihn uns geliefert. Übrigens war es der erste Spruch, den wir mit dem Licht in diese Region schickten.«

Tonino Guerra macht ein Gesicht, als habe er soeben noch einen seiner großen Literatur-Preise erhalten.

Am Himmel tauchen die nächsten Sätze auf – von einem Turm zum anderen – in einer Kette von Türmen.

Wir lesen: »Die Luft – ist jenes leichte Etwas – das dir um den Kopf weht – und leichter wird – wenn du lachst.«

- »Wer hat dies eingerichtet?«, fragt Tonino Guerra.
- »Wir haben einen genialen Licht-Künstler, den alten Johannes Dinnebier. Dieser Mann hat im Rheinland in den besten Kirchen das Licht gestaltet. Er tat dies auch in den beiden berühmten deutschen Pavillons der Weltausstellungen in Brüssel und Montreal.«
- »Aber von wo aus sind die Gedichte sichtbar?«, fragt Tonino Guerra.
- »Dies ist alles sehr genau ausgetüftelt. Sie werden so geschaltet, daß sie an bestimmten Stellen wirksam sind – das sind viele.«
- »Wunderbar«, sagt Tonino Guerra, »ihr seht, was man alles mit Technik gestalten kann …« Er macht eine lange Pause, in der alle gespannt auf die Fortsetzung des Satzes warten »… aber man muß dazu den Kopf gut nutzen. Das ist das Allererste – dann erst folgt die Technik.«



Da war uns eine Stimme – sie hat uns geweckt. Das war keine normale Stimme, nein das war ein Schrei. Ein Name. Vielleicht mein Name?

Wir öffnen das Fenster – da ist niemand. Auch nicht im Zimmer. Nicht auf dem Speicher. Nichts unter den Betten. Keiner auf der Straße.

Haben wir geträumt? Aber wie kommt es, daß zwei dasselbe träumen?

Das war eine Stimme im Dunkeln.

Eine neue Reformation

Die Gruppe kommt in einem winzigen Dorf mit sehr wenigen Häusern zu einer kleinen Kirche. Die Leute setzen sich in die ersten Bänke und genießen das Ausruhen, die Stille, die Atmosphäre, die sich von den üblichen großen Räumen unterscheidet.

Eine Diskussion entsteht.

Ich trage langsam einige Gedanken vor. »Auch die Kirchen gehören zu unserer Kultur. Ich bin in keiner eingeschrieben. Aber ich verteidige sie, wo immer sie aufgeklärt sind. Die Kirchen haben in unseren Städte seit Jahrhunderten Schlüssel-Bauten hochgezogen. Lange Zeiten sammelten sie darin sehr viel Kultur. Kirchen waren lebendige Sammlungs-Stätten – heute nennen wir sie Museen, ein Wort, das einst viel bedeutete und das wir erneut lieben lernen.«

Diesen Gedanken lasse ich mit einer langen Pause in den Köpfen arbeiten.

Dann schließe ich an: »Der Umgang mit den Kirchen-Räumen war zu Zeiten überhaupt nicht eng. Sichtbar wird dies besonders in den Szenerien, die ganz große Bildhauer, wie etwa Hendrik Douvermann, in niederrheinischen Orten wie Kalkar und Kleve gestalteten.«

Über Hendrik Douvermann entsteht ein Gespräch: »Das war ein wilder Bursche und seine Plastiken führten ein dramatisches Theater in der Kirche auf – vor aller Augen.«

Dann fahre ich fort: »Kirchen können uns heute nicht mehr schrecken. Denn alle Macht ist ihnen genommen – sie sind machtlos, – das wissen sowohl der katholische Papst Benedikt wie der protestantische Ratsvorsitzende, Bischof Huber. Wir können mit ihnen heute anders umgehen – und sie auch mit uns. Freiheitlich. Im Gespräch.

Ähnlich vermögen wir uns jetzt auch ihren Bauten und Kunstwerken zu nähern – und mit ihnen offen reden, nicht mehr auf den Knien, sondern auf Augen-Höhe. Dann wächst ein menschlicher Respekt, der anzuerkennen weiß, auch wenn er nicht der Glaubens-Gemeinschaft angehört.«

Dies ist erneut Stoff für eine Diskussion.

- »Was geht daraus hervor für eine zeitgemäße Arbeit in den Kirchen?«, fragt Michael Börth.
- Ich nehme einen weiteren Anlauf. »Die Prediger in den Kirchen stecken in einem Dilemma. Sie haben Inhalte, die im Grunde Philosophie sind. Wir brauchen die Auseinandersetzung mit diesen Dimensionen.
  Aber um sie lebendig zu machen, müßten die Prediger auch Literaten werden – dafür gibt es ein Vorbild in den Büchern ihrer Entstehungs-Geschichte: in der Bibel. Diese im besten Sinne literarische Dimension wurde später von Juristen und Katasterbeamten mit abstrakten Konstruktionen überwuchert.«
- »Viele merken dies – aber dann gehen sie häufig in die Falle: Sie versuchen, sich in der Banal-Ebene auszudrücken«, sagt jemand aus der Gruppe.
- »Das ist so«, sage ich, »aber es ist die Aufgabe, diese Ebene zu durchbrechen.«

Ich beschreibe den Kern der Aufklärung, der vor knapp fünf Jahrhunderten Luther und seine Freunde bewegte – und heute ist er genau so aktuell wie damals. Dies gilt übrigens auch für die katholische Kirche. Und einen Schritt weiter: für die Muslime,

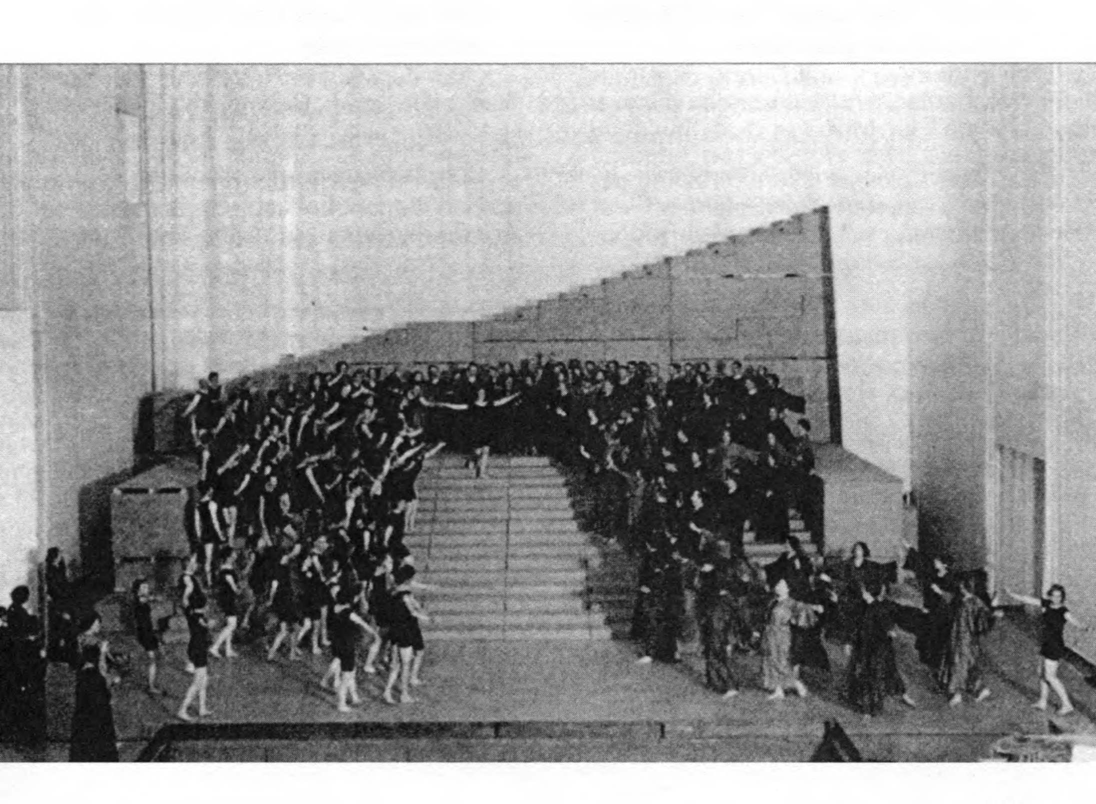
die es ja bei uns schon länger verbreitet gibt.

Kirchen als Kulturgeschichte lesen – und als aufgeklärte Kultur des Diskurses entwickeln, – das ist das europäische Thema seit 2.500 Jahren – und heute.

Damit können wir einen Beitrag leisten, daß in den Städten in den nächsten Jahren nicht drei Viertel der Gebäude, die die Kirchen in ihrer Geschichte errichteten, verschwinden, abgerissen werden – dies wäre eine beispiellose Kultur-Katastrophe. Nicht einmal die Kriege zerstörten sie – aber jetzt tun es einige Kirchen-Obere, die noch nicht gemerkt haben, daß es auch so etwas wie Vertrauen in einen Wandel geben muß. Dies sollen sie vorleben, wenn sie andere in die Kirche holen wollen.

Die Chance der Kirchen besteht darin, ihre Vereinsmeierei, ihre Abgeschlossenheit aufzugeben. Warum findet die Diskussion, die sich die Leute Sonntags um 12 Uhr im Fernsehen anhören, nicht in den Kirchen statt? Warum predigen darin nicht auch die Intellektuellen einer Stadt? Kirchen können sich auf eine neue Weise zu öffentlichen Stätten entwickeln.«

- »Im Deutschen Werkbund ist eine Idee entstanden: aufgelassene Kirchen zu überdachten Piazzen entwickeln. Denn in unseren Breiten regnet es viel – und ein so schönes Dach zu haben, ist nützlich. Vor allem brauchen wir öffentliche Orte – nun nicht nur für einen Sektor der Gesellschaft, sondern für alle. Dies ist eine Chance.«



Theater auf der Insel

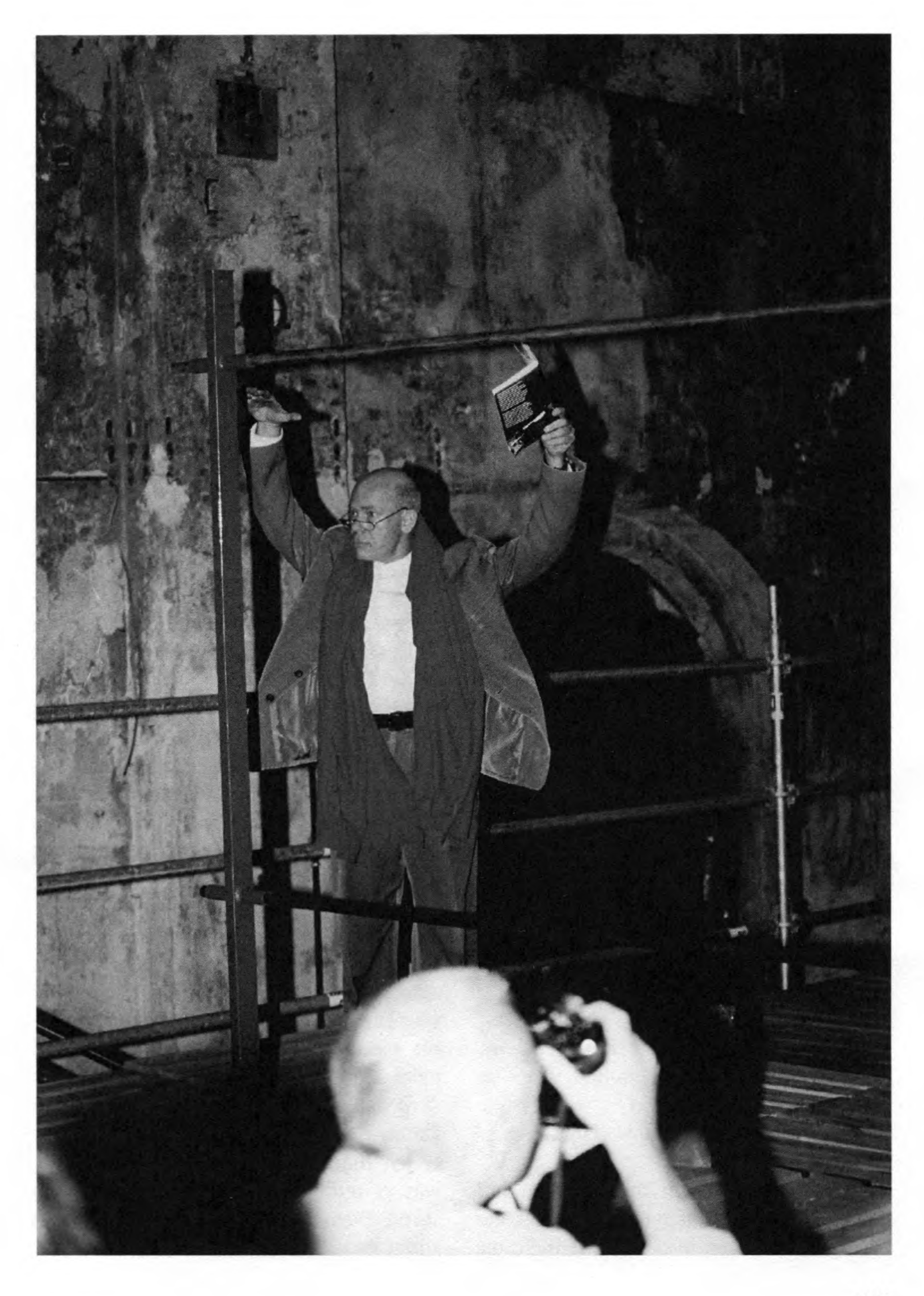
- »Wie herrlich kann man auf der Insel kreuz und quer laufen«, sagt Tonino Guerra. Die Gruppe gerät dabei in eine Anzahl von topografischen und gestalteten Situationen, die von einem Theater erfunden sein könnten.
- »Zu meinen Lieblings-Themen«, sage ich, »gehört: Architektur als Bühne.«
- »Der amerikanische Psychologe Ervon Goffman«, sagt Janne Günter, »schrieb ein Buch mit dem bezeichnenden Titel ›Wir alle spielen Theater‹.«

Es dauert einige Sekunden, bis die Gruppe den ausgebreiteten Sinn dieses Satzes begreift – dann reagiert sie mit Gelächter.

- »Das ist nur allzu wahr.«
- Hans-Otto Schulte, der auch ein Spaßmacher ist, tippt mit einem langen Finger auf mich und sagt: »Ich habe dich immer wie einen Schauspieler erlebt – du spielst immer Theater!«
- Ich antworte: »Aber natürlich. Was sonst. Ich spiele mein Leben lang. Theater ist wunderbar.«
- Janne Günter bleibt stehen und fragt die Gruppe: »Aber sagt mal: Was ist der Kern des Theaters? Sich szenisch bewegen – gut, das erfahre ich hier besonders stark. Aber ich habe das Gefühl, daß darin noch etlich es mehr steckt.«
- »Es gibt kaum etwas«, sagt Tonino Guerra, »was Menschen mehr überraschen kann, als die Frage nach dem, was hinter der Frage steckt. Ich glaube, im Theater machen wir uns so recht bewußt, daß wir leben. Du steckst in der Situation und siehst dich zugleich von außen.«
- Theater«, sage ich, »ist eine besonders hohe Reflexions-Ebene.«
- »Aber hierzulande«, wirft Hans-Otto Schulte ein, »herrscht der Spruch: Mach kein Theater!«
- »Dieser Spruch ist die Aufforderung: Bleib banal! Aber Tatsache ist: Wir spielen Theater«, erwidert Janne Günter. »Das wissen wir – aber es wird häufig bestritten. Es wäre besser, es nicht zu bestreiten, sondern die großartigen Perspektiven zu nutzen, die das Theater uns bietet. Ich füge noch eine hinzu: Theater entfaltet alle unsere Fähigkeiten – wir intensivieren unser Lebens, wir erfahren mehr von unserer Umgebung, der Stadt und dieser Insel.«
- »Das Theater«, spinnt Tonino Guerra den Faden konkret weiter, »hat einen frühen Höhepunkt in unserem Leben: in den Geschichten der Kindheit.«

Die Geschichten des Großvaters. Zu den Leuten, die heute zur Gruppe gestoßen sind, gehört der Schauspieler Jeff Zach. Er arbeitet am Theater Oberhausen, spielte im Gasometer den ›Parzival‹ und gibt Kurse im Vorlesen – das ist ein Programm, das der Oberbürgermeister von Oberhausen, Klaus Wehling, mit seinem Programm zur ›Familienfreundlichen Stadt‹ zusammen mit dem Theater in Fahrt gesetzt hat.

- Jeff Zach zieht ein Blatt aus der Jacken-Tasche. »Ich glaube, die folgende Geschichte stammt von dir«, sagt er: »Du hast mir mal erzählt, daß du dich als Kind besonders für deinen Großvater interessiertest. Ich glaube, du dachtest: Er ist der beste Geschichten-Erzähler der Welt!«



- »Ich habe«, sage ich, »auch heute noch die Vermutung, daß das so war: Mein Kopf ist voll von seinen Geschichten.
  Josef Kopp, der alte Arbeiter aus einer Uhrenfabrik im Schwarzwald, saß in seinem einfachen Sessel, ich, ein kleiner Junge, hockte auf seiner altertümlichen weichen Couch.
  Seine Geschichten zogen mich tief in sein Leben hinein.«
- »Da hast du gemerkt«, sagt Jeff Zach, »daß dein Leben viel weiter ist als der Augenblick.«
- »So beginnt die Dimension des Historischen«, sagt Janne Günter.
- »Der Historiker«, interpretiert Jeff Zach, »wird in dem Augenblick geboren, wo der Mensch über sich selbst hinaus denkt und merkt, daß sich sein Leben in der Existenz des Lebens von anderen verlängert.«
- Ich nicke. »Im Wohn-Zimmer des Großvaters unterbrachen wir gelegentlich die Kette seiner Geschichten, standen auf und liefen zusammen durch den Vorgarten, dann vor dem Haus auf die sehr steile Straße, damals noch ohne Asphalt, traten gegenüber in den Hof eines Nachbar-Hauses ein, überquerten dahinter auf einer hölzernen Brücke den Bach, kamen in den Wald. Diese wenigen Schritte waren mir, dem Kind, stets ein Abenteuer.
  Der Großvater steckte wirklich voller Geschichten.«
- »Jeder Großvater«, sagt Tonino Guerra. »Das vergessen die Menschen, wenn sie ihre Kindheit aufgeben.«
- »Ich habe es nie getan«, sagt Michael Börth.
- »Als Schauspieler im Theater«, sagt Jeff Zach, »habe ich einen Beruf gewählt, der die Geschichten in der Menschheit, die zu uns kommt, verbreiten. Viele Kinder warten darauf – und ebenso die Erwachsenen.«

Der Schau-Spieler erhält lebhaften Applaus, verbeugt sich artig, holt mich hinzu, wie es sich im Theater gehört, – ich zeige auf ihn, er auf mich – wir zeigen auf das Publikum ...

- »Das bringt mich auf den Gedanken«, sagt Michael Börth, »daß Kinder das größte Interesse an alten Leuten haben.«
- »Ein alter Mensch ist ein Kosmos«, sagt Tonino Guerras.
- »Darf ich vermuten«, fragt Michael Börth weiter, »daß auch alte Leute ganz verrückt auf Kinder sind?«
- Tonino Guerra stimmt mit einer Geste zu: »KInder sind zum ersten mit ihrer ausgreifenden Neugier ein offenes riesiges Gefäß für Geschichten. Und zum zweiten erfinden sie oft blitzschnell allerlei Geschichten – damit setzen sie die Welt der Großväter fort.«

Eine Diskussion entsteht, in der es lustig zugeht.

- Michael Börth resümiert: »Der demokratische Rat, der hier beisammen steht, hat für die Insel beschlossen: Wir ernennen Adoptiv-Großväter und Großmütter, die Geschichten erzählen.«

Das Theater der Menschen. Die Diskussion läuft weiter, es wird Joseph Beuys zitiert – und widersprochen – und erneut vorgestellt – »Sein berühmter Spruch wurde oft mißverstanden: Er meinte nicht, daß jeder Mensch schon ein Künstler ist, sondern daß jeder sich zum Künstler machen kann.«

Ich füge hinzu: »Goethe war entzückt, was er auf italienischen Plätzen alles an stündlichem Theater des Volkes sah – das könnt ihr nachlesen – fahrt hin!«

- »Aber es ist nicht alles, wie es einst war!« relativiert Janne Günter.
- »Es kommt alles wieder!«, sagt Jeff Zach, »jeder spielt Theater, sein Theater, – mal so rum, mal anders rum.«

Mit-Spiel. Der junge Alte Werner Ruhnau war unbemerkt angekommen, Hans-Otto Schulte hatte ihn mit Funk dirigiert. Als er die Gruppe fand, mischte er sich leise in sie ein und hörte still zu.

Plötzlich tritt er aus dem Pulk der Gruppe hervor, breitet die Arme aus und bittet um Aufmerksamkeit. Die Gruppe gewährt sie dem verdienten Mann gern.

Er sagt in seiner knappen Art, die man sich jedoch vorzüglich einprägen kann: »Ich werfe eine Utopie in die Luft: Ich wünsche mir, daß wir die Insel in lauter Plätze für Theater und für Feste verwandeln – und darauf spielen alle.«

- »Darf ich euch den Kontext erklären?«, sage ich. »Wahrscheinlich kennen alle diese wunderbare Idee des Meisters, der mit allen seinen Bauten Plätze schuf. Es kann schön sein, sich bekannte Geschichten noch einmal zu erzählen – das habe ich unlängst von Gerd Seltmann gelernt.«

Werner Ruhnau ist der Architekt des schönsten Nachkriegs-Baues im Ruhrgebiet, des Theaters in Gelsenkirchen (1956/1959). Schon mit dem Entstehungs-Prozeß dieses Gebäudes war wunderbar viel Theater verbunden. Das schockierte damals manche Zeit-Genossen, aber als Werner mir es neulich noch einmal erzählend vor Augen führte, holte ich sofort mein Tonband-Gerät. Diese Region braucht eine Fülle von Geschichten.

Zweitens: Werner Ruhnau ist der Altmeister des kultivierten Spielens von Erwachsenen.

Weltberühmt wurde seine ›Spielstraße‹, die er als Entwerfer und als Intendant zur Olympiade 1972 in München organisierte.«

- »Das war ein Kontrapunkt zum Bier-Ernst eines überdrehten Leistungs-Sportes«, sagt Jeff Zach.
- »Drittens: Werner Ruhnau ist auch der Meister der kultivierten Feste. Er hat sie im Ruhrgebiet wieder auferstehen lassen. Sie können sich verbreiten.

Viertens: Werner Ruhnau regt die Menschheit an, sich nicht mit dem Konsumieren zufrieden zu geben, sondern mitzupielen. Er ist der Moderator für das ›Mit-Spiel‹. Dazu hat er Treiber eingesetzt. Wir können hier eine neue Kultur des Mit-Spiels entwickeln.«

Das Festival der Völker. Die Gruppe diskutiert lange über das Theater – in vielen Facetten.

- »Denken wir an das Westfälische Landestheater!«, sage ich. »Es wird von lauter offenen Leuten geleitet, vom Intendanten Sebastian Heindrichs, seinem Geschäfts-Führer Günter Wohlfarth und seinem Chef-Dramaturgen Christian Scholze. Diese Leute versuchen, Theater für das Land zu machen. Wir hoffen, daß die Kulturämter der Städte dies sehen – und wir hoffen auch, daß ein Programm entsteht: Theater-Festival auf der Insel.
- Für die internationalen Bezüge haben wir den großartigen Intendanten und Regisseur des Theater an der Ruhr, Roberto Ciulli. Wir werden noch über die internationalen Aspekte der Insel nachdenken.«

Das grüne Wasser um die Insel. Die Gruppe ist in Fahrt geraten – ein Sturm der Ideen bricht aus.

Kurt Reinhardt, der inzwischen angekommen ist, sagt: »Die ›Werkstatt Neues

Emschertal‹ hatte uns zum ersten Mal auf die Insel geführt. Ich war enthusiasmiert. Da träumte ich, daß ich die Insel inszenieren soll. Nicht nur aus der normalen Perspektive, sondern – als ein geradezu astronomisches Erlebnis – um dem Ruhrgebiet eine wahrnehmbare Identität zu geben.

So stellte ich mir also vor, daß man eines Tages und nur für einen Tag das Wasser um die Insel leuchtend grün einfärben wird. Dann sieht man die Insel vom Himmel aus. Denn inzwischen gibt es da oben einige Augen: Ich verspreche euch, daß ein solches Satelliten-Foto um die Welt geht.«

Die Feuer-Walze im Wasser. Kurt Reinhardt erzählt einen zweiten Traum: »Ich stelle mir vor, daß auf dem Wasser eine Feuer-Walze läuft – bis zum Rhein.«

- »Wie kommst du darauf?«, fragt Janne Günter.
- »Ich habe Erfahrung als Pyrotechniker. Aber es gibt ein Problem: Ich weiß noch nicht, welche Luminiszenz-Substanz ich nehme, denn ich möchte nicht, daß unsere ökologischen Freunde mir aufs Dach steigen. So denke ich an eine Form von Algen, die, wenn sie Schmutzwasser abbauen, leuchten. Das wäre gentechnisch einfach zu manipulieren: Sie können die Energie, die frei wird, in Licht umsetzen. Dann soll das Wasser leuchten: ein grünes, sattes organisches Leuchten.«

Der Emscher-Drache. Hans-Otto Schulte erzählt, was er neulich in einer Diskussion in der Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen der Öffentlichkeit zum Nachdenken gab – einen weiteren Traum: Er schilderte den Emscher-Drachen.

- »Du bekommst das Patent darauf«, sage ich. »Er wird nur dir gehorchen. Aber du mußt umziehen – neben seiner Höhle ein Haus bauen. Denn du hast ständig Bereitschafts-Dienst.«



Die Insel der Welt-Gesellschaft

Wir haben uns mit Dr. Christoph Zöpel verabredet. Er war als Städtebau-Minister im Zusammen-Spiel mit Karl Ganser in Deutschland der bedeutendste – und in diesem Bundesland so gestaltend, daß man von der »Ära Zöpel«, spricht: Das waren die 1980er Jahre. Dann ging er in den Bundestag und wurde später Staatsminister im Auswärtigen Amt.

Er stellt der Gruppe Fragen nach den internationalen Bezügen der Insel:

- »Wie kommt die Welt auf die Insel?«
- »Wie steht die Insel in der Welt-Stadt Ruhr?«
- »Wie kann die Insel Symbole für eine Welt-Gesellschaft entwickeln?«
- »Was kann sie präsent machen?«

Dann gibt er uns Zeit, den Kaffee für alle zu organisieren. Als alles auf dem Tisch steht, entsteht eine muntere Diskussion.

Ein Zentrum der Kulturen der Welt. Christoph Zöpel: »Die Entdeckung dieser Insel ist ein eigentümliches historisches Phänomen. Man kann geradezu sagen, daß hier in der Vergangenheit eine Insel geschaffen wurde, ohne sie zu entdecken.«

- »So etwas fasziniert mich«, sagt Tonino Guerra. »Ich habe 10 Filme mit Michelangelo Antonioni gemacht – da haben uns diese eigentümlichen Vorgänge stets gefesselt: eine Insel, von der keiner wußte, daß sie eine Insel ist – es gab sie, aber keiner merkte es. Und trotz der Anwesenheit von etwas Bedeutendem wußte niemand, daß es da war.«
- »Man kann die Entdeckung einer künstlichen Insel«, sagt Christoph Zöpel, »verbinden mit den Entdeckungen, die für die Entwicklung Europas eine starke Rolle gespielt haben, nämlich die Entdeckungen anderer Kulturen in dieser Welt.«
- »Das ist eine ganz neue Perspektive«, sagt Hans-Otto Schulte. »Natürlich denke ich jetzt an mein Schiff, auf dem wir jeden Sommer Kolumbus spielen. Nicht lachen! – das ist ernst und angesagt.«
- Zöpel: »Die Perspektive der Metropole Ruhr, die geübt ist im Integrieren, liegt in der Fähigkeit zu einer der nächsten Wellen der Integration.
  Ich meine damit nicht nur die Integration der Benachteiligten, die der Armut entfliehen. Sondern die Integration von Menschen, die in anderen Kulturen einen Wissens-Stand und eine Fähigkeit zur ökonomischen und kulturellen Innovation haben, der uns nicht nachsteht.
  Daher liegt es nah, dies zu verbinden mit einem Zentrum der Kulturen der Welt. Dies ist eine Begegnungsstätte.«
- »Ein zündender Gedanke«, freut sich Hans-Otto Schulte.
- Zöpel erweitert ihn: »Dorthin kommen sowohl Eliten von außerhalb der Metropole Ruhr wie einheimische Eliten. Es kann zu ganz alltäglichen Begegnungen führen.
  Auch mit den nicht angeblich schon ewig deutsch Sprechenden, die lange schon in den Städten hier leben.«

Beifall.

- »Daraus können wir ein Konzept machen«, sagt Kurt Reinhardt.
- Hans-Otto Schulte: »Wir dürfen die Potentiale nicht zum Verschwinden bringen, die die Menschen mitbringen

– sie sollen weiter gepflegt und entwickelt werden. Das ist Geist-Kapital für die Zukunft.«

Vegetationen der Welt. Christoph Zöpel spinnt den Faden weiter: »Angesichts der Tatsache, die wir entdeckten, daß wir nach dem Rückgang der Großindustrie wieder Raum haben, könnte ein Zentrum der Kulturen der Welt verbunden werden mit einem Angebot der Vegetationen der Welt.

Dafür könnte gerade von ihrer Geschichte her diese Insel geeignet sein. Wir entdecken etwas Künstliches, knüpfen an die Entdeckungen an, die die Geschichte Europas nicht immer im guten Sinne mitgeprägt haben und erhalten hier einen Ort der Begegnungen mit Menschen und Vegetationen von außerhalb Mittel-Europas.«

Es folgt eine lange Diskussion.

Tango e vino. Der Geograf Gabriel Spitzner: »Es könnte auch so etwas entstehen wie ein Treff-Punkt der Welt-Kulturen zumindest in der Sommer-Zeit an ganz bestimmten Tagen. Beispiel dafür ist das, was in Bochum-Geerte geschieht. Da gibt es ›Tango e vino‹. Zigeuner spielen verrückte Musik. Man ißt und trinkt und feiert und versucht, gut zu leben. Das muß alles nicht teuer sein. Das ist alles sehr wichtig.

Es ist ein Armutszeugnis, wenn man den Spruch ›Kein Geld, kein Geld‹ zum Vorwand nimmt, nichts zu tun.«

- »Ich erinnere daran«, sagt Kurt Reinhardt, »daß wir für ein Festival der Welt-Kulturen oder ähnliches einen besonderen Experten haben – einen Menschen, der mit seinem Charisma und mit seinen Leistungen die größten Verdienste im Rhein-Ruhr-Gebiet hat: den Theater-Intendanten Roberto Ciulli in Mülheim an der Ruhr.«



Die Ewigkeit

Der folgende Tag ist einigen Themen gewidmet, die zwar immer mal angedacht wurden – aber es gab jeweils Gründe, sie noch ein wenig zurück zu stellen. Die Gruppe hat sich verabredet, daß sie nun diskutiert werden. Heute ist erneut Stefan Vogelskamp dabei. Und es gibt einige neue Gesichter.

Ein fröhlicher Friedhof für Künstler und viele Verrückte. Der Architekt Werner Ruhnau, ein Künstler des Lebens, möchte über den Tod und eine Kultur dazu sprechen – und alle wundern sich.

- »Kultivierte Völker«, beginnt er, »haben stets eine Kultur des Todes entwickelt. Sie hat ein großes Spektrum.
  Manche Menschen stellen sich vor, daß mit ihnen die Welt untergeht. Aber es gibt ein Gegen-Bild. In Mexiko ziehen Familien, die sich dafür in Weiß kleiden, am Sonntag-Nachmittag zum Friedhof. Sie besuchen den Großvater. Auf seinen Grab-Block legen sie ein Tisch-Tuch und Geschirr. Dann breiten sie mitgebrachtes Essen aus und speisen köstlich.
  Das Wichtigste: Sie stellen auch für den Großvater alles vom guten Essen hin.
  Nach einer Weile schauen sie nach: Was der Großvater nicht gegessen hat, verzehrt die Familie.
  Dies ist eine wunderschöne Vorstellung.
  Sie sagt uns: In dieser Kultur leben die Menschen weiter. Sie sind da – mitten unter den Menschen.«

Tonino Guerra erinnert an die etruskischen Grab-Kammern in der Süd-Toskana und in Latium: »Viele Wand-Malereien zeigen uns üppige Bankette mit den Menschen, die darin weiter leben, – einfach weiter leben.«

- »Harry Kramer«, sagt Werner Ruhnau, »den ich gut kannte, hat in einem Wald hoch über Kassel einen Friedhof für Künstler und andere Verrückte geschaffen.
  Vor langer Zeit schon habe ich in meinem Testament bestimmt: da will ich später – irgendwann – hin.«
- Zwischen-Ruf: »Bitte schieb es noch viele viele Jahre auf.«
- Werner Ruhnau lacht: »Ich meine, auch das Ruhrgebiet braucht so einen Künstler-Friedhof.«

Er sieht sich in der Runde um, wo die Gruppe ihn in Erwartung des nächsten Satzes aufmerksam anschaut. Da lacht Werner Ruhnau erneut und ruft: »Ein verrückter Friedhof – für euch, ja für euch!«

Er berichtet, daß er die Insel sorgfältig nach Orten abgesucht habe, wo er einen solchen Künstler-Friedhof anlegen könnte.

- »Dann führte ich lange Gespräche mit Stadt-Verwaltungen, räumte freundlich 500 Bedenken aus, und verhandelte schließlich mit dem Chef eines Friedhofs, dem diese Idee sehr gefiel. Solche Leute sind nicht mit Gold aufzuwiegen. Denn jede gute Idee muß einen Menschen finden, der sie umarmt – und zugleich weiß, wie er sie realisiert.
  Im nächsten Jahr beginnen wir.«
- »An welcher Stelle?«
- »Das sage ich noch nicht«, antwortet Werner Ruhnau. »Nutzt euren Detektiv-Sinn mal nicht für die Krimis im Fernsehen, sondern sucht nach dem Ort.«

- »Wir haben uns einen Bildhauer ausgeliehen«, sagt Joachim von Königslöw, »von der Theiss im Norden Rumäniens. Er macht zu jedem, der hier herkommt – ich will sagen, auf dem Friedhof vor Anker geht –, eine Stele mit einem bunten Bild.
  Wir können, wenn wir uns Zeit nehmen, viele Geschichten, Anekdoten und Episoden von mancherlei Leute sehen. Ich nenne ein Beispiel: Ein Holzfäller stürzte vom Wagen – au weiah, das endete böse.«

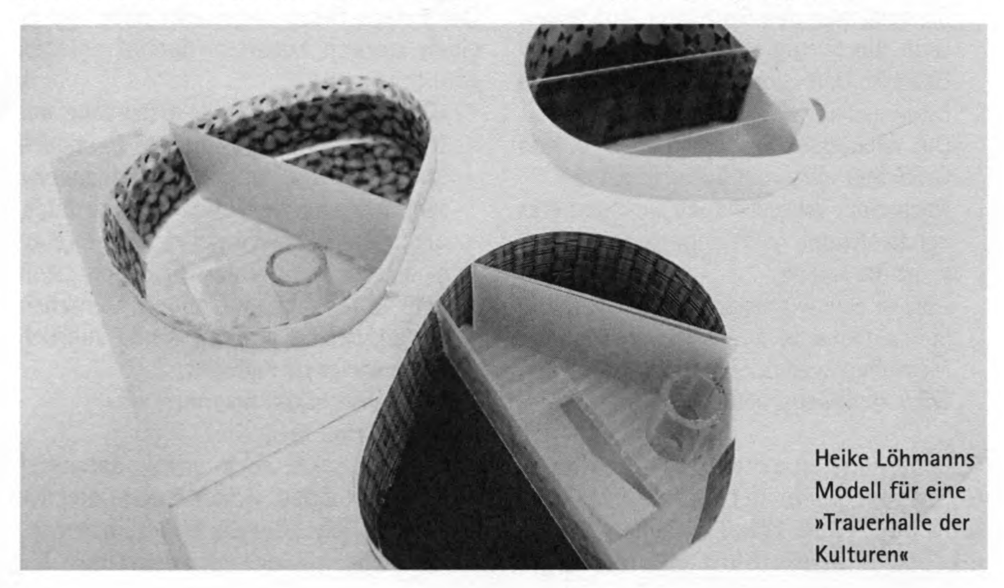
Der Friedhof für viele Kulturen. Ich berichte von Heike Löhmann, einer deutschen Architektin, die schon lange in Amsterdam lebt und arbeitet. Sie hat einen Entwurf für die Insel gemacht, den sie ›Abschied von der Eindeutigkeit‹ nennt. Es kann ein großes Trauer-Haus entstehen: für unterschiedliche Kulturen – für einen multikulturellen Friedhof.

Vor allem dient er den Zugewanderten: Sie machen darin die Toten-Feiern mit ihren eigenen Bräuchen. Weiterhin können die Menschen das Trauer-Haus nutzen, die keiner der vorhandenen Gruppe angehören.

- »Allein in Amsterdam-Südost«, sage ich, »leben Menschen, die aus mehr als 130 Nationen stammen.«

Ich breite den Plan und einige Fotos aus, und wir erkennen, daß manche ihrer Rituale sehr ausgedehnt sind und längere Zeiten dauern.

- »Heike Löhmann gruppiert alle unterschiedlichen Räume dieses Komplexes um einen schönen Platz – also um einen Ort, wo sich alle im Zusammenhang empfinden können. Aber die jeweils eigenen Räume rundherum sind diskret abgeschirmt, weil die Rituale darin sehr verletzlich sind. So erhält jede Gemeinschaft die Chance, ihre Kultur des Todes selbst zu definieren und zu gestalten.«
- »Dies ist ein schöner Abschied«, kommentiert Tonino Guerra. »Ihr seht, in welch unterschiedlichen Weisen die Menschheit es versteht, den Menschen zu sagen: ›Fahrt gut dahin‹.«



Heike Löhmanns Modell für eine »Trauerhalle der Kulturen«

Die Insel – umgebaut

- »Es sind zwei Architekten angekommen«, sagt Kurt Reinhardt, der die Moderation übernimmt, »– zwei kluge Männer, die wir als die Deutschen Meister des Umbauens bezeichnen dürfen. Ihre Kunst besteht darin, das Ausrangierte neu zu interpretieren.
  Heinrich Böll ist ein Neffe des großen Schriftstellers. Sein alter Freund und langer Kompagnon Hans Krabel ist ein Zauberer – mit allen technischen Konstruktionen.«
- »Was macht ihr mit den mächtigen runden Tanks und mit den riesigen Ballons, wenn sie nicht mehr gebraucht werden?«, fragt Tonino Guerra.
- »Es gibt einen Wahn, der dieses Land durchseucht hat«, sagt Heinrich Böll, »was man nicht sofort für das Nächstliegende brauchen kann, wird von diesem Wahn bedroht – er will es zerstören.
  Die Leute, die dieser Krankheit unserer Zeit verfallen, behaupten, daß sie Probleme lösen. Aber sie tun es nur nach dem Motto: Wenn etwas erschossen wird, ist die Welt wieder in Ordnung. Die Wahnsinnigen merken nicht, daß sie damit die Zerstörung auf die Spitze getrieben haben.«
- Krabel ergänzt: »Wir müssen viel mehr Nachdenken dazu entwickeln und ständig fragen: Was kann man aus den vorhandenen Ressourcen, wenn sie nicht mehr genutzt werden, sinnvoll Anderes machen?
  Aus den großen Tanks könnte eine phantastische Szenerie entstehen.«
- »Aus den großen Tanklagern«, sagt Heinrich Böll lachend, »machen wir für die Lebens-Freude dieser Gegend – zum Lernen – riesige Brunnen. Riesige Springbrunnen. Und dann müssen wir uns noch die entsprechende Anita Ekberg holen. Die bekommen wir von Niki de Saint Phalle.«
- »Wunderbar«, jubelt Kurt Reinhardt, »das ist die Idee! Heinrich Böll meint zwar, das sei total unseriös, aber genau dies wollen wir doch als Phantasie mobilisieren. Darin steckt Zukunfts-Potential.«
- »Aber«, sagt Heinrich Böll, »wenn du auch nach einer ernsthaften Lösung suchst, ruf mich an.«

»Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor anderen zu haben.«

(Goethe, 1813)

Das Museum der Wasser-Erfahrung. Eine junge Frau kommt mit zwei kleinen Mädchen, ihren beiden Töchtern, den Weg zum Wasser-Museum. Sie hatte einst dazu eine lebhafte und kundige Anregung gegeben, dann engagierte die Emschergenossenschaft die Expertin im Museumswesen.

Bettina Günter wuchs neben der Emscher auf. Sie arbeitete im Technischen Museum Wien und lebt mit ihrer Familie als freie Ausstellungs-Kuratorin in Berlin.

Sie führt uns zum Museum und stellt uns vor, wie ein Abschnitt der Insel museumspädagogisch genutzt wird: als Erfahrung des Wassers.

- »Schon bevor die Insel neu gestaltet wurde, dienten die Wege an Kanal und Emscher der Naherholung im Revier. Beim Umbau entstanden neue Spielplätze. Dies waren erste Ebenen der Gestaltgebung. Und dann?«

Sie schaut in Gesichter, die Neugier ausdrücken.

Wasser-Spielplatz. »Neben Spaß und Erfahrbarkeit von Wasser hat unser Wasser-Spielplatz«, sagt sie, »einen besonderen Bezug zum historischen Ort. An der Planung waren Kindern und Museums-Kuratoren und -pädagogen beteiligt.

Was ist das Besondere des Ortes? Wir versuchten, es heraus zu arbeiten. Die beiden Wasser-Läufe, die die Insel bilden, haben unterschiedliche Funktionen. Der Rhein-Herne-Kanal wurde seit 1906 als Teil der Wasser-Straße vom Rhein zur Elbe gebaut. Hingegen nahm Emscher die Industrie-Abwässer der gesamten Region auf.

Beim Umbau der Emscher entstand hier nicht das Bild einer unberührten Naturlandschaft, sondern es wurden Lebens-Räume am Wasser geformt – mit Bezügen zu ihrer Geschichte.

Geschichte lebendig halten, hieß für uns konkret: Spuren sollen weiterhin bestehen. Dazu blieb das Bett der Emscher, wie es in der Industrie-Epoche angelegt wurde, die offene Beton-Rinne, teilweise erhalten.

Diese ›Half Pipe‹ der Emscher ist nicht so unattraktiv, wie sie damals lange Zeit auf den ersten Blick erschien. Sie übte trotz Gestanks und Gefahr zu ertrinken jahrzehntelang eine Anziehungs-Kraft auf Generationen von Kindern im Revier aus. Sie wirkte stets in einem schillernden Sinn geheimnisvoll.

Nach dem Umbau der Emscher eignet sich die Form der Rinne, wenn sie kein Wasser mehr hat, hervorragend zum Spielen und Skaten. Es wurde nämlich an einer Stelle die neue Emscher ein wenig verlagert, damit ein Stück Beton-Rinne blieb – nun trocken gelegt.

Daneben breitet sich ein Areal mit Sand und Pflaster-Steinen aus – für Wasser-Läufe und Wasser-Becken, in denen man im Sommer spielen kann: eine Spiel-Landschaft – mit eingebetteten ›Modellen zum Anfassen‹, wie wir es in der Museums-Sprache ausdrücken. Sie machen die historische Entwicklung von Emscher und Kanal für Kinder und ihre Eltern sichtbar und spielerisch erfahrbar.

Es gibt eine Anzahl Themen, die gespielt werden.«

Abwasser-Transport. Zwischen-Ruf: »Half Pipe – was bedeutet das?«

- »Entschuldigt, daß ich dieses blöde Wort benutzt habe. Die ›Pipe‹ ist die Röhre. Wir haben es hier mit der Form einer langen halbierten Röhre zu tun. Sie zeigt, wie im letzten Jahrhundert das Abwasser geführt wurde.
  Der Spiel-Aspekt nach dem Emscher-Umbau: Sie ist stellenweise ausgehöhlt wie ein Schweizer Käse und bietet dadurch vielfältige Spiel-Möglichkeiten.
  Daneben gibt es nun ein Kanal-Rohr, in das man hineingehen kann – es zeigt, wie nach dem Umbau, tief unter der Erd-Oberfläche, die Abwasser-Führung vor sich geht.«

Modell eines Abwasser-Röhrensystems. »Es gibt also immer wieder eine Kombination: die historische Ebene wird in einigen Überresten anschaulich – und man kann in ihnen auch spielen.

Wir lassen Wasser durch kleine Röhren oder durch eine offene Rinne laufen. Dann können die Spieler mit Hilfe von Pumpen und Absperr-Vorrichtungen den Durchfluss regulieren. Sand-Filter, durch die das Wasser sickert, sind eine der vielen Möglichkeiten, schmutziges Wasser zu klären.«

Wasser-Gefälle. »Der Rhein-Herne-Kanal überwindet auf einer Länge von 45 km einen Höhen-Unterschied von 36 Metern – mit Hilfe von fünf Schleusen und einem Schiffs-Hebewerk.

Die Emscher hat geringes Gefälle. Ursprünglich mäanderte sie durch die flache Landschaft. Die Begradigung verkürzte ihren Lauf von insgesamt 110 km auf rund 70 km. Wo das Gefälle in der Rinne zu stark wurde, hatten die Ingenieure auch Wehre eingebaut.

Wir zeigen nun an kleinen Wasser-Läufen, die von einer Hand-Pumpe gespeist sind, die unterschiedlichen Gestaltungs-Möglichkeiten von natürlichen und regulierten Fließ-Gewässern: Wasser-Fall, Schwall und mäandernder Fluss in naturnahen Gewässern. Für den Schiffs-Verkehr: Regulierungen durch Wehre; Schleusen und Schiffs-Hebewerk. Für kleine Wasser-Fahrzeuge: Boots-Rutschen. Beweglich sind: Schleusen-Tore und Schiffs-Hebewerk, ebenso Wehr-Anlagen. Am Rand liegen Holz-Stücke: Sie werden als Versuchs-Boote eingesetzt.«

Wasser-Räder. »Verschiedene Wasser-Räder und bewegliche Stau-Möglichkeiten zeigen den Zusammenhang von Wasser-Menge, Gefälle und Form der Räder. Man sieht auch, wie die Wasser-Kraft für eine einfache Maschine verwandt werden kann. An weiteren Achsen gibt es Befestigungs-Möglichkeiten, für die die Spieler selbst Wasser-Räder bauen können.«

Ufer-Befestigungen. »Exemplarisch stehen auch die historischen Varianten zur Ufer-Befestigung von Kanälen vor Augen. Man kann verschiedene Materialien ausprobieren: Steine, Lehm, Weiden-Ruten, Stahl-Profile.«

Treideln. »Die ausgebauten Wege entlang der Schiffahrts-Routen entstanden nicht erst mit ihrer Erschließung als Fahrrad-Wege. Ursprünglich dienten sie als Treidel-Pfade der Schiff-Fahrt. Als einst die Last-Kähne noch keinen eigenen Antrieb besaßen, wurden sie vom Ufer aus gezogen – von Pferden.

Auf einem schmalen, mit Wasser gefüllten Kanal können die Besucher ein nachgebautes Schiff mit einem Seil ziehen. Diese

Aufgabe kann man nur im Team lösen. Während einige Kinder ziehen, muss eine Person steuern. Denn es wird ja nicht von vorn gezogen, sondern von der Seite.

Wir zeigen auch, wie Schiffe beladen werden: von kleinen beweglichen Baggern, mit denen Sand geschaufelt werden kann.«

Tafeln. »Auf Tafeln werden die älteren Ausbau-Stufen anschaulich vorgeführt.

Pläne zeigen die Schiffahrts-Wege. Und die Abwasser-Führung in der Region.

Aufgegriffen ist auch, was heute an Emscher und Kanal zu sehen ist, z. B. die Zeichen für die Schiff-Fahrt. Wir erklären sie.«

Die Gruppe beobachtet erst eine Weile die Kinder – mit immer freundlicher werdenden Gesichtern. Dann läßt sie sich von deren vitaler Neugier dazu bewegen, selbst tätig zu werden – und erfährt damit am eigenen Leib, wie dieses Museum angelegt ist: zur ganzheitlichen Erfahrung.

Das Haus der Bücher an der Emscher. Mit einiger Mühe gelingt es mir, die verstreut spielende und studierende Gruppe wieder zusammen zu holen und zum ›Haus der Bücher an der Emscher‹ abzuschleppen. Es steht nur einige Schritte entfernt, denn es soll ja deutlich machen: ein Thema der Insel heißt ›Gesellschaft des Wissens‹.

Das niedrige runde Gebäude, das der Architekt Gunvar Blanck entwarf, hat ein weites einladendes Vordach. Wir treten in eine runde Halle ein. Darin gibt es Tische, man kann sich setzen, auch mit einem Kaffee oder am Nachmittag einem Glas Weißwein, weil diese Art Wein nicht müde macht.

Im Rund gibt es in den angeschlossenen Kompartimenten kleine Ausstellungen von Büchern zu unterschiedlichen Themen: auf der Insel, im Ruhrgebiet und zum Wasser-Bau mit seiner langen Geschichte.

An der Rückseite breitet sich ein Saal für Veranstaltungen aus. Er wird oft genutzt, nicht nur im Sommer, denn in den letzten Jahren ist die Neigung vieler Menschen gewachsen, sich über die Insel und über die Region kundig zu machen.

In einem dieser Kompartimente kann man Bücher kaufen, auch bestellen. Die Buchhändlerin ist eine kundige Frau, die besessen ist von all dem, was ihre Kunden hier finden.

Getragen wird dieses Haus der Bücher an der Emscher von einer Stitung, an der die Emschergenossenschaft, der Regionalverband und die Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen beteiligt sind.

Bücher zur Region. Wir treffen den Verlags-Chef Dr. Ludger Claßen. Der promovierte Literatur-Wissenschaftler, dann Assistent an der Universität Essen, baute in den 1970er Jahren den Klartext Verlag auf und entfaltete ihn zum bundesweit größten und angesehnsten Regional-Verlag.

Claßen ist ein brillanter Intellektueller, zugleich mit sprühendem Ruhrgebiets-Witz ausgestattet. Für die Region hat er durch seine außerordentlich offene und komplexe Verlags-Tätigkeit große Verdienste. Dies widerlegt seit einiger Zeit das Vorurteil, daß das Ruhrgebiet keine intellektuelle Landschaft sei.

- »Die Produktion und der Absatz so vieler Bücher«, vermutet er, »muß ein Fundament in der Region haben.«
- Stefan Vogelskamp sagt: »Claßen ist der Typ des Verlegers, der in seiner Region eine intensive intellektuelle Verantwortung übernimmt. Daher ist er auch in vielen Diskussionen auf dem Podium. In der Werkstatt Neues Emschertal ent-

wickelte er den Gedanken: Die Insel – eine Landschaft des Wissens.«

Die Gruppe diskutiert über Bücher zum Wasser: Wissen über das Wasser, den Wasser-Bau und die Wasser-Kultur.

Wissens-Export zum Wasser-Bau. Unser Nachbarland Niederlande bietet ein frühes Beispiel des Exports von Wissen über den Wasser-Bau: Seine Ingenieure planten und bauten in der ganzen Welt. Seit dem 16. Jahrhundert waren sie ein Export-Artikel. Dies könnte auch die Emschergenossenschaft anregen, über einen Export von Wissen nachzudenken.

Wir finden ihn bereits in einigen Büchern mit den Titeln ›Insel des Wissens in der Gesellschaft des Wissens.‹ ›Eine Utopie der Bücher – eine Welt auf der Insel.‹ ›Die Insel – ein Mikrokosmos der Erinnerung des Ruhrgebietes.‹ ›Die Insel im Netz der Ruhrgebiets-Entwicklung.‹

Eine besondere Rolle im Spinnen-Netz der Ruhrgebiets-Intellektuellen spielt Klaus Tenfelde. Er war im Bergbau Steiger, studierte Geschichte, wurde Professor in Innsbruck, dann in Bielefeld und arbeitet jetzt an der Universität Bochum. Er leitet die ›Bibliothek des Ruhrgebietes‹.

Als Historiker hat er bedeutende Werke zum Ruhrgebiet geschrieben. Im Unterschied zu vielen seiner Kollegen tritt er immer wieder mit Gedanken zur Entwicklung der Region auf die intellektuelle Bühne.

Akademie. In der Gruppe wird eine jugendlich wirkenden Frau aufgerufen. Der Moderator Kurt Reinhardt stellt sie vor: »Christa Reicher ist Professorin für Städtebau an der Universität Dortmund.«

- »Mit einer Gruppe von Studenten«, sagt Christa Reicher, »mache ich jedes Jahr eine Woche lang ein Seminar auf der Insel – und zur Insel. So arbeiten wir am Lehrstuhl ständig an der Insel. Dies ist ein kultureller Prozeß. Wir gehen davon aus, daß ein Teil unserer Studenten später in die Verwaltungen kommt – dann wird die Saat der frühen Jahre aufgehen. Wir haben dann kompetente Leute.«
- Kurt Reinhardt stellt dennoch einen älteren Mann vor: »Dies ist der Leiter der Werkbund-Akademie, Prof. Dr. Wolfgang Meisenheimer. Er hat in Düren eine sehr interessante Siedlung gebaut – entlang einem Platz, der die Assoziation eines Angers hat. Von ihm war schon mehrfach die Rede.«

Die Gruppe denkt diskutierend darüber nach, wie auf der Insel gelernt werden kann.

- »Mir tut es immer weh«, sagt Wolfgang Meisenheimer, »zu sehen, wie wenig die meisten Menschen über den Bereich wissen, in dem sie leben: über die Straße, das Stadt-Viertel, die Stadt.«
- Kurt Reinhardt: »Wir haben Aneignungs-Strategien entwickelt. Das heißt, wir wollten wissen, wo wir uns befinden – auf welchem Terrain. Vor uns gab es etwas, jetzt gibt es etwas. Augen öffnen ist das Thema der Menschheit.

  Das fängt an mit den Straßen-Namen. Ich will verstehen, in welcher Straße ich mich befinde. Die Straßen können Wegweiser zur eigenen Geschichte sein. Fragt die Menschen, in was für Straßen sie leben!

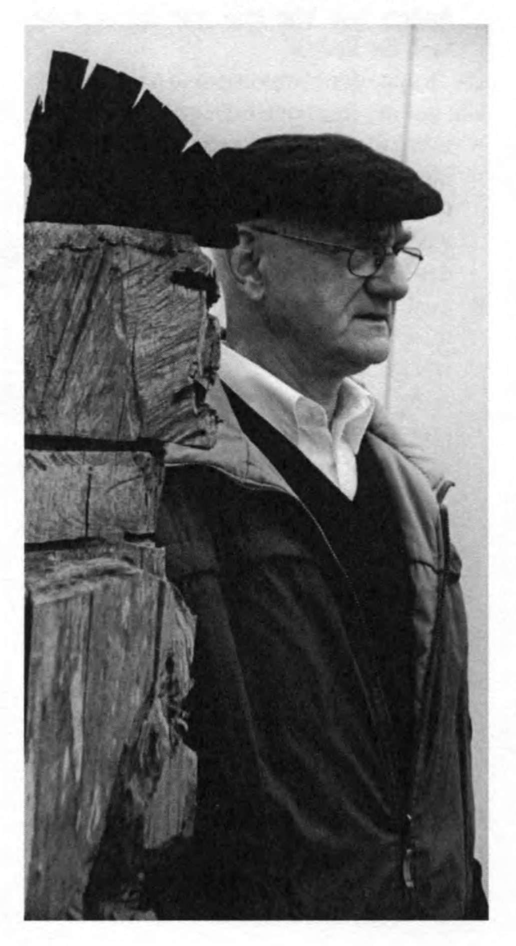
  Sie können dem Alltag und ihrer Umgebung Bedeutung geben durch ihre eigene Interpretation.«

Das Museum der Ruhrgebiets-Fotos. Peter Liedtke stellt das Pixel-Projekt zur Fotografie des Ruhrgebiets vor. »Damit entsteht ein Foto-Archiv. Erstaunlich viele

Leute melden sich, die in einer Art Wettbewerb Foro-Serien schicken. Wenn sie von der Jury angenommen werden, stellen wir diese Fotografien im Internet ein. So entsteht ein Museum neuer Art.

Ich würde gern auf der Insel auch ein Museum einrichten. Wie? Das weiß ich noch nicht. Wir haben zur Zeit keine Konjunktur für neue Museen, aber irgendwann wird das Bedürfnis wiederkehren.«

Hieronymus im Gehäuse – »Dieses alte Bild kennt jeder«, sagt Achim von Königslöw. »Vor der Tür liegt kein Hund, sondern ein Löwe. Das ist ein Symbol für die Macht des Geistes, der sich in die Einsamkeit zurück zieht.«



Achim von Königslöw war Lehrer in einer Walldorf-Schule, schrieb ein großartiges Buch über Brücken, – jetzt hat er seine dritte Jugend: Er forscht über die Insel. Vor allem über ihre unbekannten Bereiche – ihre terra incognita.

- »Niemand ist auf der Insel jemals vom Anfang bis zum Ende gelaufen«, sagt er. »Ihre Oberfläche ist einigermaßen bekannt – aber von ihren Tiefen-Dimensionen wissen wir noch wenig. Sie hat einen Kosmos an Gedanken – vor allem an Poetik.

  Dies ist Mesopotamien: ein Land mit zwei Strömen.«

Die Leute nennen den Forscher ihren »Insel Professor«.

Die Werkbund-Akademie von Prof. Wolfgang Meisenheimer hat ihn integriert – und so hat der »Insel-Professor«, seine »Hochschule«.

Der Forscher hat sich eine Art Turm geschaffen, der an den Einstein-Turm bei Potsdam von Erich Mendelsohn aus den 1920er Jahren denken läßt.

Der Turm – umgeben von Skulpturen. Die Forschungs-Station hat ihm Alfred Steffelbauer errichten lassen, ein Mann, der sein Geld mit Bau-Fahrzeugen macht, aber besessen ist von den Künsten.

Drumherum läßt er seinen Park mit Skulpturen entstehen: die Mythen des Wissens werden hier leibhaftig – durch eine große Anzahl von Bildhauern.

In der Nähe steht einer der Entlüftungs-Türme für die riesige unterirdische Rohr-Leitung, die das Schmutz-Wasser führt. Er wurde gestaltet: zu einem Aussichts-Turm für den Insel-Professor.

Was kann Insel-Marketing sein?

Eine Diskussion über Marketing beginnt – mit Stephan Alexander Vogelskamp. Er ist Ökonom, arbeitete an der Bergischen Universität Wuppertal als Assistent in der Soziologie, dann im Stadt-Marketing von Wuppertal, ging zur Wuppertaler Berater-Firma Rinke, wo er als Abteilungs-Leiter und Prokurist den Bereich Stadt-Marketing übernahm. Seit 2006 hat er seine eigene Firma in Goch. Er handelt u. a. im Auftrag der Kinder-Stiftung des berühmten niederländischen Lieder-Sängers Herman van Veen.

Stefan Vogelskamp ist im Stadt-Marketing ein Reformator. Er setzt nicht auf Spruchblasen, wie viele seiner Kollegen, sondern auf Substanz. Die symbolischen Bilder, die entworfen werden, müssen das Innere zeigen – denn nur dies überzeugt Menschen, alles andere gleitet in den Fluten von Medien an ihnen ab. Er weiß: Solche von innen begründeten Bilder lassen sich finden.

»Würzburg«, sagt er, »hat mit dem Bildhauer Tilman Riemenschneider, der vor 500 Jahren lebte, mehr Aufmerksamkeit gefunden als mit dem, was den Stadt-Marketing-Leuten in der Regel einfällt.«

Das rote Sofa. Stefan Vogelskamp bringt eine Idee mit: »Ich würde gern die ganze Strecke der Insel von dem Fotografen Horst Wackerbarth dokumentieren lassen. Er ist der Mann, der rund um die Welt Menschen auf einem roten Sofa vor ihrer Landschaft inszeniert und fotografiert – und dazu einen Katalog von klugen Fragen stellt.

Die Interviews, die Horst Wackerbarth macht, werden mit Video dokumentiert. So entstehen richtige kleine Filme. Dann kannst du die Vandalismus-Sicherung betätigen, die Filme abspielen und draußen zeigen.

Du könntest eine Wanderung über diese Insel machen und die Höhepunkte sichtbar werden lassen. Stellt euch vor, alle 800 m stände ein großes Bild vor euch. Was für ein Erlebnis, wenn da Plakate in der Landschaft stehen – auf Stelzen im Format 3 mal 4 Meter: Menschen auf der Insel fotografiert – in ihren Häusern, vor ihren Häusern, in der Landschaft – auf der roten Couch.

In dieser Weise hat Horst Wackerbarth rund um die Welt fotografiert und Menschen als Teil einer größeren Welt dargestellt.«

- »Zunächst«, sagt Christa Reicher, »wird auch an Wackerbarths Fotografien deutlich, daß man zur Wirksamkeit die Substanz einsetzen kann, die man hat. Das ist die Landschaft – sprich: die Insel. Dann kommt die Architektur. Dies ist das Produkt, an dem man arbeiten muß. Das dritte Problem: Wie läßt sich die Aufmerksamkeit dafür steigern? Dafür hatte Horst Wackerbarth einen guten Einfall.«
- »Marketing braucht also ein gutes Produkt«, sage ich. »Es genügen keine schillernden Seifenblasen.«

Es folgt erneut eine lange Diskussion.

Die ›Insel der Geschenke‹. »Ragazzi«, sagt Tonino Guerra, »unser Freund Stefan ist auf dem richtigen Weg. Warum? Weil er ganz anders ist als üblich. Denn was alle kennen, ist verbraucht. Und es sagt den Menschen kaum mehr etwas. Die Betriebswirte, die das Marketing machen – bei uns und bei euch – haben keinerlei Phantasie.«

Er schlägt vor, zur ›Insel der Geschenke‹ zu gehen. Sie finden am Hauptplatz in einem schönen Gebäude einen Laden, der sie alle zum Staunen bringt.

- »Wenn du von der Insel etwas mitnimmst, was dich berührt, und wenn du es jemandem schenkst, dem dabei der Herz aufgeht, hast du dir und ihm die Insel in die bestmögliche Erinnerung gebracht.«
- »Bei einem Geschenk denkt niemand an den Preis«, sagt Stefan Vogelskamp, »sondern an viele andere Werte. Dies prägt sich ein, bleibt wirksam, ist eine menschliche Weise, draußen im Land die Insel bei vielen Menschen gegenwärtig zu halten.«
- »Es kommt also darauf an«, sagt Christa Reicher, »daß etwas substantiell geschieht. Das läuft quer gegen den Zeit-Geist des Marktes, der darüber kaum mehr nachdenken will, – weil es natürlich mehr Gedanken verlangt, etwas Substantielles zu machen als ein paar Sprüche aufzufangen und damit zu hantieren.«
- »Es ist das Elend eines verbreiteten Marketings«, sagt Stefan Vogelskamp, der Marketing-Reformer, »daß unter ein bißchen freundlicher Maske sofort die Gier nach Geld hervorschaut. Dieses Marketing, das im Grunde keines ist, schätzt die Leute für so dumm ein, daß sie das nicht merken – aber sie merken es, daher lamentieren viele Marketing-Leute ständig, daß es schwer sei, die Leute zu erreichen.«

Tonino Guerra erzählt, daß dieser wunderbare Laden ein Vorbild in seiner Stadt in der Nähe von Rimini hat. Vor einigen Jahren hatte er mit seinem Freund Gianni Giannini, der dort der umtriebige Organisator des poetischen Geschehens ist, lange Gespräche zum Thema Andenken, die man mitnehmen kann. Sie kamen überein, daß es zu kurz gegriffen sei, darunter bloß Reise-Andenken zu verstehen. So weiteten sie aus: Wer hierher kommt, hat den Gedanken, davon sich etwas selbst und anderen Menschen mitzuteilen – durch ein Geschenk. Dafür gibt es das ganze Jahr viele Gelegenheiten.

Giannis Frau Silvana und ihre Tochter Clelia schufen an der Piazza einen Laden der eigentümlichsten Art: den ›Wald der Geschenke‹.

Tonino Guerra beschreibt die Wirkung: »Darin werden die Leute verzaubert – und sie gehen verzaubert nach Hause. Nirgendwo sonst können sie so viel vom Herzen dessen, was wir hier tun, mitnehmen und verschenken.«

- »Tu Gutes und laß Menschen daran teilnehmen«, sagt Stefan Vogelskamp, »das könnte überall das Motto werden, wo es substantiell zugeht.«

Ich erzähle, daß wir, in Diskussionen mit Tonino Guerra und Gianni Giannini, Anregungen für eine Werkstatt von Behinderten gaben, einfallsreiche Geschenke herzustellen. »Ihr könnt die Augen dieser Menschen sehen, die immer noch Freude an ihrer Arbeit haben – weil der Geist der Dinge, die sie machen, sie ansteckt. Dann geben sie diesen Geist zusammen mit ihrer Freude den Menschen weiter, die diese Dinge nach Hause tragen – und mit ihnen auch weitere Menschen anstecken.«

Warum wir Bilder brauchen ...

- »Die Liebe entsteht durch Bilder«, sagt Tonino Guerra.
- »Sie sind der Grund, warum ich den Raum liebe«, spinnt Joachim von Königslow den Faden weiter.
- »Auf der Insel wurden Bilder geschaffen, die nicht nur die Insel zeigen, sondern einen Bezug zur Welt haben – dadurch wurden sie zu Welt-Bildern«, ergänzt Tonino Guerra.
- Joachim von Königslöw: »Wir besetzen die Insel mit Phantasmagorien.«
- »Das Ziel ist die Anleitung zum Handeln«, sagt Stefan Vogelskamp. »Das Ziel muß ein starkes Bild sein. Die Bilder bestimmen den Blick auf die Sachverhalte. Bilder setzen Werte und Bewertungen.
- »Bilder stiften Gemeinschaft«, sagt der Fotograf Peter Liedtke. »Daher ist es gut, wenn wir den Bewohnern Bilder vor Augen stellen.«
- »Ich habe«, sage ich, »eine starke Erinnerung an ein Bild von Jan Vermeer: Es zeigt die Stadt Delft wie eine Landschaft. Auf den ersten Blick erscheint sie still – still – still. Stille regt beim Betrachten eine Fülle feiner Gefühle an. Auf den zweiten Blick setzen diese sich zu einem dramatischen Prozeß zusammen und bilden ein Panorama, das wir die Vielfalt der Stadt nennen.«
- Peter Liedtke, der das Insel-Projekt mit vielen Fotografen leitet: »Versuchen wir, tiefgreifende und überraschende Bilder zu schaffen. Bilder, die keine Klischees sind, sondern die Szenerien begreifen, die diese eigentümliche Insel bildet.«
- »Dann bleiben viele Bilder im Kopf hängen«, sagt Tonino Guerra, »und der Kopf ist tagtäglich ein Kosmos der Erinnerungen.«

Tafeln. »Ich stelle mir vor«, sagt Janne Günter, »daß wir an allen Zugängen zur Insel und an sehr vielen wichtigen Punkten Tafeln mit Bildern und Texten haben.«

Tonino Guerra berichtet: »Ich ließ in meiner Heimatstadt Santarcangelo dei poeti Keramik-Tafeln anfertigen und an Häusern anbringen. Auf ihnen habe ich erzählt – in Gedichten.

Eine Tafel erzählt von einem alten Ball-Spiel, das heute noch fast täglich auf einer Fläche unmittelbar zu Füßen der außerordentlich hohen Stadtmauer stattfindet. Ich bringe die gefeierten Helden der Jahrhundert-Wende ins Gedächtnis.

Am Weg in die Oberstadt wird auf einer Tafel an einer Haus-Wand ein alter Mann in Erinnerung gehalten: ›Hier lebte Fabiano, ein Schuhmacher, fast 90 Jahre lang. Er war ein Freund und Kenner des Weines und des Wassers – zu Lasten seiner Freunde. Täglich streifte er in der Umgebung herum, kannte alle Quellen und ihre unterschiedlichen Wasser-Qualitäten. Nach dem Tod des armen Mannes fanden die Verwandten ein Spar-Buch mit einer riesigen Summe. Er hatte sie monatlich vom Staat als Entschädigung für den Tod seines einzigen Sohnes im Weltkrieg bekommen. Niemals hatte er das Geld angetastet.‹

Eine weitere Tafel stellt eine Frage: ›Du liebst die Blumen – und du pflückst sie. Du liebst die Tiere – und du ißt sie. Du sagst, daß du mich liebst – ich habe Angst vor dir.‹«

In der Runde weist Janne Günter auf das nahe Eisenheim hin: »Dort erklären 70

Tafeln mit je zwei Schreibmaschinen-Seiten Text die Siedlung. Die Besucher können sich auf diese Weise schnell ein Bild der Menschen und ihrer Geschichte und Geschichten machen.«

Ich erinnere an Lutz Heidemann: »Er erschloß den Gelsenkirchener Stadt-Bereich Bismarck mit vielen Tafeln – als eine Arbeit am Bewußtsein der Menschen, die dort leben.«

Erzähl-Räume. »Ich bin damit beschäftigt«, sage ich »die Geschichten der Stadt herauszufinden. Ein Beispiel: Mein Freund, der Provo und Kabouter Roel van Duyn, fuhr eines Tages auf dem Dachgepäck-Träger seines Kleinwagens einen kleinen Garten vor das Rathaus von Amsterdam.

Ihr seht, daß das Phantastische das komplexe Reale sein kann. Und ihr erkennt gewiß unmittelbar, daß es dabei auch eine Hoffnung transportiert.

Eine solche Geschichte ist spannend. Was sagen die Leute? Wie reagiert der Bürgermeister?

Wir können die Geschichten der Stadt recherchieren und darstellen: Schaffen wir Erzähl-Räume! Und stellen wir darin große Tafeln auf.«

Die Ausstellungen. »In der Ludwig Galerie wurde in den letzten Jahren Großartiges geleistet – für diese Region. Ihr kennt die wunderbaren Ausstellungs-Macher Peter Pachnicke und Bernhard Mensch – es gibt keine besseren. Die Galerie übernahm Verantwortung für die Region.«

Tonino Guerra schafft Bilder – mit Worten und mit dem Stift: »Es gibt Momente im Leben, wo du dich in einem Wirbel von Glanz findest, die dich besoffen machen und die Tage ziehen eilig vorbei und die Jahreszeiten fliegen und so hast du im Frühling kaum Zeit den Duft einer Blume zu riechen und im Herbst fühlst du die trockenen Blätter unter den Schuhen knistern.

Odysseus und die Zauberin Zirze lebten zusammen zwei Jahre, die ihnen nur wie eine Woche erschienen.«



Ein strategisches Projekt für die Region

Die Entdeckung der Insel. Gerd Seltmann, von Beruf ein Pionier, Quer-Denker und Stratege, wird gebeten, zu erzählen, wie seinerzeit die Insel entdeckt wurde.

Die Gruppe steuert das nächste Café an und läßt sich davor auf dem Platz im Rund nieder.

- »Es gab in der Emschergenossenschaft eine Diskussion über den Masterplan Emscher Zukunft zwischen Ulrich Carow, Werner Geisler und mir«, sagt Gerd Seltmann.
- »Wir gingen der Frage nach: Womit haben wir es im Terrain des Emscher-Umbaues zu tun?

  Vor unseren Augen entstand ein Landstrich zwischen Emscher und Kanal. Er ist auf den Plänen langgestreckt dargestellt. Nie wurde er ausgemessen, d. h. er hatte für die Leute keine Gestalt. Wir begannen nun, ihn zu messen – zunächst, wie man das so macht, in Länge, Breite und in Quadrat-Kilometern.

  Dann bildete sich die Frage: Was steht darauf? Wir gingen daran, bruchstückhaftes Wissen zu sammeln – mit Zurufen. Jeder kennt etwas. Wir lernten das Beschreiben. Zunehmend vertieften wir die Recherchen. So bekamen wir ein akkurates Zahlen-Werk.

  Dann fiel uns auf: Wir wissen viel, aber die Insel ist nicht so recht als Insel sichtbar. Wir arbeiteten nun mit Bildern. Leute, das war ein spannender Prozeß! Wann entdeckt man schon mal inmitten einer Region eine Insel von 30 Quadrat-Kilometern?

  Und plötzlich ist man überrascht von dem, was man entdeckt hat.

  Daraus keimte der nächste Schritt: Was würden wir damit anfangen wollen?

  Aber dann fiel uns zu plötzlich ein Gedanke quer ins Bewußtsein: Wenn man eine grandiose Entdeckung gemacht hat, fällt auf, daß man gleich wieder in die Gefahr gerät, banal zu werden. Um nicht in diese Falle zu gehen, beschlossen wir, Menschen zusammen zu holen und eine Plattform zu machen: Die ›Werkstatt‹ im Jahr 2005. Wir erwarteten kein Ergebnis, nur Ideen und Bau-Steine.«
- Joachim von Königslöw ruft begeistert dazwischen: »Es ist aufregend, weil es selten vorkommt, daß man bei einer Entdeckung dabei ist und die ersten Schritte macht.«
- Gerd Seltmann nickt. »Dann machten wir in unseren Überlegungen einen Sprung in die Zukunft: Wenn ich mir die Insel im Jahr 2 030 vorstelle, geht es nicht mehr um Entdeckung, sondern um etwas Paradoxes – die Insel vor einer Überbesiedlung zu schützen. Denn es werden darauf nicht nur 500 oder 5.000 Menschen sein wollen, sondern die halbe Welt.

  Es geht also um zwei Ebenen: Die erste heißt Entwickeln, die zweite heißt Schützen.

  Dies ist kein altbekannter Prozeß für Entwicklung. Neu ist die Überlegung: Darauf achten, daß der Prozeß im Herz-Stück der Region nicht falsch läuft. Genauer: Was geschieht mit der Insel, wenn der Emscher-Umbau fertig ist?

  Denken wir eine Stufe weiter! Kriegen wir als Basis eine gemeinsame Vision hin? Eine interkommunale Arbeits-

Gemeinschaft? Ein interkommunales Planungs-Recht?
Die Insel ist ein neuer Revierpark der Region. Da geht man hin!
Das Nächste: Eine herausragende Ästhetik erhalten wir nicht am Anfang, sondern als Ergebnis eines solchen Prozesses.«

- Stefan Vogelskamp: »So ist die Insel ein Lehrstück.«
- »Ja«, sagt Gerd Seltmann, »die Insel ist ein strategisches Projekt, an dem nicht nur die Insel, sondern die ganze Region lernen kann.
Aus der Strategie erhalten die einzelnen Elemente ihre Legitimation. Dies setzt sich um in ein visuelles Erlebnis. So läuft es immer.
Aber Vorsicht: Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, die Insel sei eine zentrale Entwicklungs-Achse.«
- Stefan Vogelskamp: »Auf der Insel helfen uns die eingefahrenen Planer-Vorstellungen nicht weiter, im Gegenteil: Sie sind gefährlich.«
- »Die Insel«, erklärt Gerd Selmann, »gibt es nur aus dem industrie-kulturellen Zusammenhang der Emscher und des Kanals. Also aus einem Kontext. Wir dürfen nicht auf die Insel zentrieren, sondern das Konzert bedenken, in dem die Insel eine wichtige Rolle spielt.
Wir müssen kluge Bilder erzeugen.
Dazu gehört, daß wir keine Bilder in der falschen Weise verwenden. Wir sollen nicht sagen, die Insel sei der Central Park von New York. Denn Tatsache ist: Sie ist nicht der Central Park.
Wir brauchen keine falschen Bilder und schrägen Vergleiche, die doch nicht stimmig sind. Der Kontext vom Central Park und von der Insel ist nicht vergleichbar. Wir können aber sagen: Die Insel kann in mancher Weise so funktionieren wie der Central Park für New York.«

Zusammenarbeit der Städte. Joachim von Königslöw fragt: »Wie konnte man den Entwicklungs-Prozeß der Insel steuern?«

Stefan Vogelskamp ergänzt die Frage: »Konnte die Insel zum Symbol für die Zusammenarbeit der vielen Städte des Ruhrgebietes werden?«

Wir fragen Christoph Zöpel: »Kann die Insel ein Symbol für die Zusammenarbeit der Ruhrgebiets-Städte sein?«

Er antwortet: »Für eine größere Zusammenarbeit reicht die Insel nicht aus. Aber: Viele Städte haben einen Anteil an der Insel. An der Insel konnten sich die Städte ausprobieren.«

- Gerd Seltmann: »Ganz spontan kann man sagen, daß alle beteiligten Städte hier eine neue Form von planerischer und gestalterischer Kooperation durchführen und auch einen gemeinsamen Haushalt aufstellen.
Das war ein Fortschritt.
Sämtliche Projekte, die öffentlicher Mittel bedürfen, die alle letztlich durch die kommunalen Haushalte laufen, auch Landes- und Europa-Zuschüsse, werden für die Gestaltung der Insel in einen gemeinsamen Haushalt eingebracht werden.«
- »Brauchen wir einen Intendanten für die Insel?«, fragt Joachim von Königslow.
- Christoph Zöpel fragt zurück: »Sagten Sie: Einen Insel-Kommandanten? Das will ich nicht ...«
- »Kein Kommandant, sondern ein Intendant.«

Nach einer Weile des Nachdenkens sagt Christoph Zöpel: »Ganz sicher ist die Entwicklung der Insel nicht steuerbar, ohne daß jemand, der die städtischen Plankom-

petenzen übergreift, dafür Verantwortung trägt.«

- »Das müßte eine sehr kulturelle Person sein.«
- »Ich plädiere für eine gute Kombination. Es muß ein kulturell orientierter Mensch mit Ideen sein, der aber begreift, daß Ideen an der Realität platzen, wenn man nicht einen neben sich hat, der rechnen kann.«

Eine heftige und ab und zu turbulente Diskussion entsteht.

Wie müßte ein Stadt-Planer aussehen? »Meine Überlegung«, sage ich, »sieht so aus: Jeden Tag höre ich eine halbe Stunde Elias Canetti, der ›Die Stimmen von Marrakesch‹ liest – ein großes Vergnügen, denn er liest außerordentlich gut. Dieses Buch ist unglaublich lebendig, – es gibt nichts Besseres an Beschreibung, d. h. an Aufmerksamkeit für das, was in einer Stadt geschieht. Ich möchte mir für jede Stadt in unserer Region wünschen: Einen Elias Canetti – einladen, Jahre lang, das Ergebnis wären Texte für jede Stadt. Dann könnten wir all den flachen Kram, den die Stadt-Werber texten, wegwerfen. Aber auch vieles, was eindimensional daher kommt, mit hohem Anspruch auf Status, oft hoch entlohnt nach Tages-Sätzen von Ingenieuren und Planern – da kann ein Literat nur träumend zum Mond schauen, denn soviel sGeld kriegt er nie.

Ich denke, so eine Art Elias Canetti, der selbst leider tot ist, wäre ein wunderbarer Stadtplaner. Nicht mit etwas, was er zusätzlich tun müßte, sondern mit dem, was er sieht und beschreibt. Das wären die Qualitäten, die man allen abverlangen müßte, die sich mit der Insel beschäftigen.

Das Ergebnis dessen, was die Zünfte uns anbieten, kann man durchaus achten. Aber die Zünfte sollten auch darauf achten, daß es mehr sein muß – ein unablässiges Bemühen, auch über seinen eigenen Teller-Rand hinauszusehen. Dann: Erkanntes intensivieren und miteinander in Zusammenhang bringen.«

Was ist hier geschehen? Ich resümiere, was die Gruppe an Überlegungen zusammen trägt.

Im Ruhrgebiet geschieht etwas Geniales: Der Chef der Emscher-Genossenschaft und seine Leute begriffen, daß sie einen wunderbaren Wasser-Bau machen, mit einem grandiosen Projekt, und dabei kamen sie auf den Gedanken: in der Aufgabe steckt noch erheblich mehr – nämlich Stadt-Entwicklung.

Und so machten sie eine Werkstatt zum Neuen Emschertal und baten um Visionen.

Wir stellen uns Stadt-Entwicklung so vor: die Phantasien all der Leute, die daran Lust haben, soll mobilisiert werden

Die Bremse ist erkannt: Viel Unsinn stammt aus den Ängsten, daß da etwas geschehen könnte, was einem fremd ist. In einem sinnreichen Prozeß lernen die Offiziellen sich diese Ängste abzugewöhnen. Die Phantasien sind unschuldig. Viele kosten kein Geld. In einer Stadt lebt man besser, wenn man Phantasie haben darf.

Viele Oberen merken, daß sie besser leben, wenn auch sie Phantasien entwickeln.

Es ist ein erbärmliches Leben, wenn man nur da sitzt wie ein Wärter vor einem Stall voller Löwen. Wenn man noch nicht mal ein Zirkus-Dompteur im Frack ist. Wenn man die Menschen wie Bestien anschaut, die man zähmen muß.

Es wird Zeit, daß die Institutionen die vielen freien Menschen entdecken und heranziehen, nicht nur ihre eigenen meist

schweigenden Mitglieder der Hierarchien oder Parteigenossen, die sich zwecks Karriere still verhalten.

Die Lebendigkeit des Literaten Elias Canetti kann ein Beispiel geben.

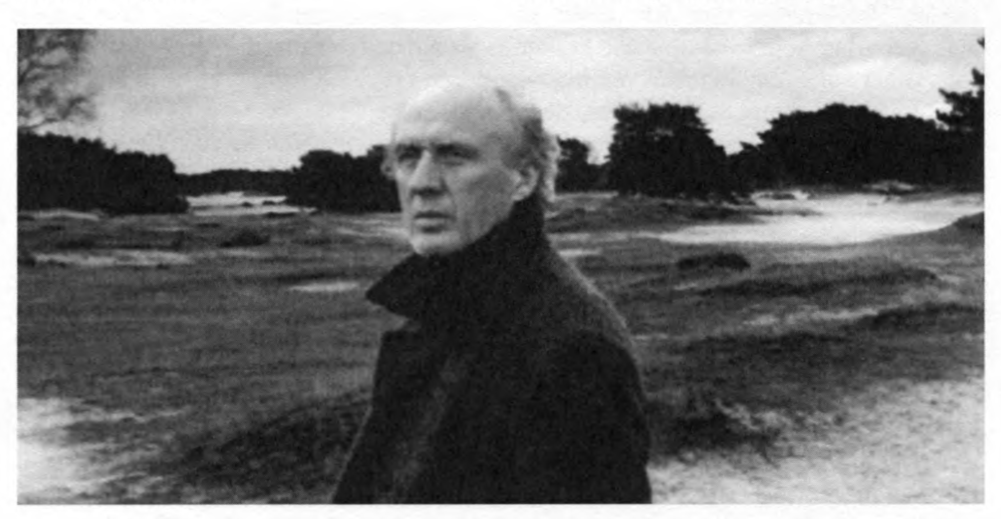
Es ist lange her, um 1500, als ein kluger Mann sagte, es sei eine Lust zu leben – wenn dieser Typ wieder käme, der gescheite Erasmus von Rotterdam, würde er sagen: Jetzt ist es noch mehr eine Lust zu leben.

Aber das muß man merken.

All dies ist Stadtentwicklung. Und wenn sich die Städte entwickeln, entwickelt sich auch die Region.

- »Durch die Straßen einer imaginären Stadt laufen.«
- »Eine Katakombe mit Gräbern für ...«
- »Eine Kinder-Stadt ... Sie suchen mich ...«
- »Wieg es sanft in deinen Armen, – bevor du es merkst, ist das Kind schon tot. – Erschrecken.«
- »Die Angst, daß es ein Traum ist. Meine Mutter konnte wunderschön vorlesen. In den Augen meiner Mutter fand ich meine Mutter.«

Herman van Veen unterhält die Leute mit dem Schweigen. Da mußt du betroffen und



Herman van Veen kommt. Stephan Vogelskamp schleppt den großen Lieder-Sänger Herman van Veen an. Er tritt mitten in unsere kleine Gesellschaft der Insel, die über die größere Gesellschaft nachdenkt.

Sofort kommen alle in ein Gespräch über poetische Szenerien für Kinder. Ich halte einige poetisch-musikalische Mosaik-Stücke von Herman van Veen fest.

- »Das Haus, das von einem anderen besetzt wurde.«

nachdenklich werden – im Rund vieler großer Augen.

- Er fragt in alle Welt hinein: »Was haben euch die Kinder denn angetan?«
- »Taumelt Gedanken!«
- »Wer weiß, wie er seine Wege findet.«

Er spricht mit seinem Instrument. Ein Vollblut-Schauspieler, Musikant, Clown, Philosoph, Poet.

- »Weißt du, wie der Regen weint?«
- »Ich trage ihre Texte in meinem Herzen und wo noch Worte sind, da ist sie da.«

Die poetischen Orte

Die poetischen Orte bei Rimini. Es regnet. Die Gruppe hat sich in den ›Blauen Turm der vielen Bücher‹ in Eisenheim zurückgezogen und sitzt nun rund um den großen Glas-Tisch – mit dem Blick in eine Welt von Bildern.

Jeff Zach, der Schauspieler, liest die dramatische Geschichte von den Poetischen Orten vor.

»Viele Jahre ist es inzwischen her – aber alles ist noch frisch in den Köpfen. Tonino Guerra und Gianni Giannini retteten das Marecchia-Tal bei Rimini, das in einem Prozeß des Verlassens und Ausgeraubtwerdens steckte.

Damals: Tonino Guerra und Gianni Giannini beginnen mit Freunden, in dieser Gegend an einigen Orten Zeichen zu setzen, die Nachdenken anregen. Mit kurzen, verblüffenden, öffnenden Geschichten, die dadurch ausgreifen und assoziationsmächtig sind. In diesen Bildern stecken Ideen. Für jeden zugänglich. Manchmal ist es nur ein Satz. Oder ein Stichwort. Sie fügen ein künstlerisches Zeichen hinzu, um die Stätte sichtbar zu machen.

Diese Stellen zum Einhalten, um nach- und vorzudenken, nennen sie ›poetische Orte‹. Im Italienischen ›luoghi magici‹. Magisch bedeutet in der Landes-Sprache nicht esoterisch, sondern faszinierend.

Vom Bürgermeister von Pennabilli lassen sie sich mitten im Ort am bizarren Felsen ein unwirtliches Grundstück am Abhang schenken. Daraus machen sie den ›Garten der vergessenen Früchte‹. Es sind die Bäume mit den Äpfeln, wie sie einst der Großvater im Mund hatte – sie nennen das Terrain ein ›Museum der Erinnerung an den Geschmack‹. Denn inzwischen hat die landwirtschaftliche Industrie die Äpfel weitgehend verändert.

In diesem Garten finden wir den ›Pfad der Schmetterlinge‹, die ›Zuflucht der verlassenen Madonnen‹, den ›Bogen der Fabeln mit den Augen der Kindheit‹, den ›verzauberten Wald‹, den ›Pfad der farbigen Gedanken‹, die ›Pforte der Schnecken‹, dem Filmemacher Andrej Tarkofskij gewidmet.

Durch die kleine Stadt führt die ›Straße der Sonnen-Uhren‹ – mit überraschenden Einfällen: Nachdenken über die Zeit. Er endet auf der Dach-Terrasse eines alten Wasch-Hauses: dort kann sich jeder seine eigene Zeit herstellen – mit der Sonne und seinem Schatten.

In einer aufgelassenen kleinen Kirche finden wir das ›Museum für ein einziges Bild‹ – mit einer hintergründigen, typisch romagnolischen Geschichte: ›Da gab es einen Engel mit Schnurbart, / der war nicht fähig, nichts zu tun, / und statt rund um den Herrn zu fliegen, / kam er runter ins Marecchia-Tal / ins Haus eines Jägers, / der die ausgestopften Vögel / zu seinen Füßen hielt, auf dem Boden eines großen Raumes. / Und der Engel warf ihnen Mais hin / um sie zu sehen, ob sie ihn fressen. / Und er sagte ›los!› und ›los!‹, / und alle Heiligen lachten über seine Macke, / und eines Morgens haben / die ausgestopften Vögel die Flügel geöffnet und flogen / aus dem Fenster, hinein in die Himmels-Luft, / und sie sangen wie nie zuvor.‹

Einige Schritte weiter kommen wir in ein Gemäuer, das einst überdeckt war. Dann stürzte das Dach ein: es entstand, wo zuvor

das Innen war, ein Außen – nun ist es ein Garten. Tonino Guerra und Gianni Giannini machten daraus einen kleinen grünen Platz mit einigen skulpturalen Zeichen: das ›Heiligtum der Gedanken‹.

Der Dichter, sein Organisator und ein Netz von Freunden und Künstlern lassen vom Hochgebirge bis zum Meer über 30 poetische Orte entstehen. Dazu gehört in Ranco der ›Garten des Eliseo‹. Hoch oben auf dem Berg von Bascio: ›Der versteinerte Garten mit den sieben Teppichen‹. Auf dem Felsen in Petrella Guidi: ›Der Friedhof der Namen – mit einem Bänkchen, wo man Federico Fellini und Giulietta Masina Gesellschaft leisten kann, wie es sich Fellini vor seinem Tod gewünscht hatte.‹ In Sant'Agata Feltria finden wir die ›Fontäne der Schnecke‹: Die faszinierende Gestalt, die auf einer Treppen-Wange hochkriecht, mahnt die überraschten Besucher: Ihr sollt wieder langsam leben.

Am Abhang von Torriana schafft der Dichter mit den Architekten Claudio Lazzarini und Vania Baruzzi einen der eigentümlichsten und schönsten Plätze Italiens. In Santarcangelo entsteht das kulturelle Hotel ›Della Porta‹ und die einzigartige Kultur-Gaststätte La Sangiovesa – voller poetischer Szenerien. In mehreren Orten erinnern poetische Tafeln an Menschen und Ereignisse – als ›Pfad der Gedanken‹.

Die ungewöhnlichen Orte strahlen aus. Das Tal wird wieder interessant. Menschen kommen – aus Neugier. Intellektuelle. Künstler. Presse-Leute, voran Sergio Zavoli, ein Fernseh-Chef. Das Fernsehen verbreitet die Bilder. Salvatore Giannella schreibt eine Serie in einer großen Zeitschrift.

Wer im Tal geblieben ist, erhält das Gefühl, daß er nicht am Ende der Welt lebt. Daß hier Bedeutendes geschieht. Daß er nicht gehen muß. Selbst wenn er in Rimini arbeitet, kann er 30 km mit dem Auto fahren.

Langsam ziehen wieder Menschen zu. Einige kehren zurück, weil sie hier von altersher noch ein Haus haben. Sie bemerken, daß in diesem Tal die Qualitäten, mit denen sie ihr Leben entwickeln können, weitaus besser sind als in der großen Stadt mit ihrem viel zu rasch hochgezogenen öden Beton. Im Tal müssen sie nichts mehr entbehren von den klassischen Vorteilen der Stadt: Auto, Telefon, Fernsehen.

Von Jahr zu Jahr werden mehr alte Häuser wieder hergestellt. Tonino Guerra schreibt besessen. Besessen restauriert Gianni Giannini verfallene Häuser. Er zeigt uns eines neben einer aufgelassenen Kirche. ›Auch Gianni macht Gedichte,‹ sagt Tonino Guerra. – ›Wie das?‹ – ›Jedes seiner Häuser ist mehr als ein Bau, – es ist ein architektonisches Gedicht.‹ Die durchaus notwendige Funktionalität überschreitet, wer den Weg ins Offene geht.

Die treibende Kraft ist die Vision. Sie verwandelt Köpfe. Das scheinbar Ohnmächtigste, was es gibt, ist die Poetik eines Dichters – aber sie ist in der Lage, die Menschen wiederkehren zu lassen.

Die Vision widerlegt die Prediger der reinen Lehre des puren Ökonomismus: Weil Poetik Menschen anzieht, setzen sie auch Geld um. Den beiden kulturellen Hotels ›La Porta‹ in Santarcangelo und ›Lago Verde‹ in Pennabilli geht es gut. Die phantastische Gaststätte ›Sangiovesa‹ in Santarcangelo ist eine Gold-Grube. Neues Gewerbe entsteht. Mit Maßen wird industrialisiert.

In diesem Prozeß wachsen die Rufe nach einer vernünftigen Planung in der Region. Verschlafene Behörden müssen sich regen. Sie beenden die Plünderung des Tales. Die Stein-Brüche dürfen nur noch kon-

trolliert abgebaut werden. Und am Ende müssen die Firmen dem Terrain wieder ein Gesicht geben, das als geplante Gestalt Sinn macht.

Die Vision hat das Tal gerettet: Es ist wieder lebendig. Viele Fremde kommen, um die ›poetischen Orte‹ zu erleben. Im Hotel ›Lago Verde‹ bei Pennabilli entstand eine Ausstellung der poetischen Orte: mit Fotografien und Texten in italienischer und deutscher Sprache. Heinz Trenczak machte einen Film für den WDR. Das Buch ›Poetische Orte‹ erschien (Klartext-Verlag Essen 1999). Das Hotel wurde ein kultureller Ort: mit Foto-Ausstellungen zur Region, mit einer Bibliothek und mit einem poetischen Ort auf der Wiese vor der Terrasse.

Tonino Guerra erfaßt Tiefen-Schichten einer alltäglichen Szenerie, bringt sie zum Sprechen – dann sehe ich den mir lange bekannten Platz neu. ›Eines Morgens im Sommer hielt ich in der Sonne ein / und habe die Straßen gesehn, / die sich füllten mit Leuten wie einstmals / für den Markt der Seide. / Die Kokons waren in den Säcken / und bliesen die Schürzen der Frauen auf. / Aber plötzlich ist alles verschwunden / und ich war ein Nagel mitten auf der Piazza und ich gab einen warmen Schatten.‹

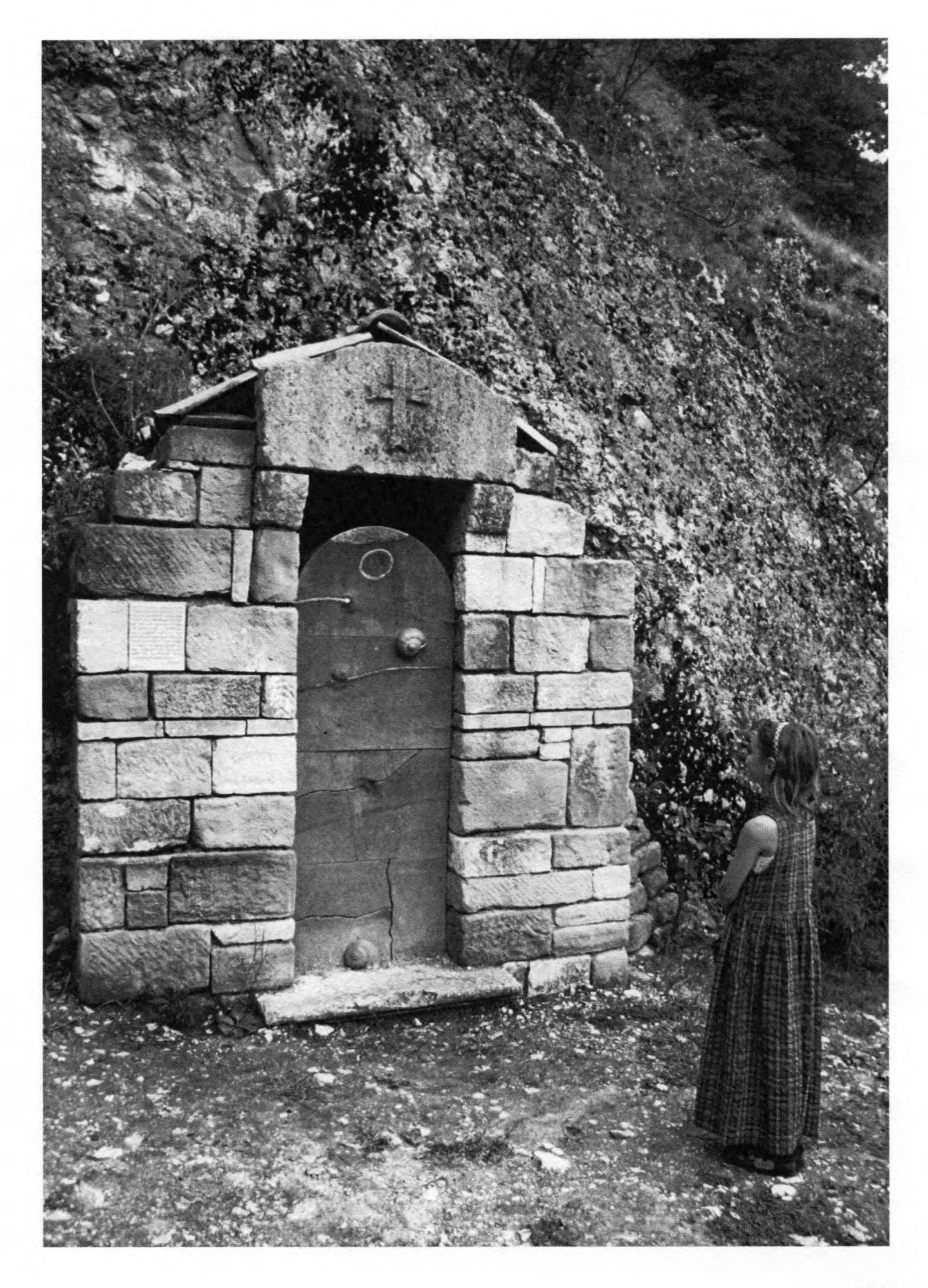
Wer eine Bürger-Gesellschaft will, muß ungefragt zu sprechen beginnen. Tonino Guerra schrieb mehrere Botschaften an den Bürgermeister – und ließ sie als Plakate aushängen. ›Herr Bürgermeister, dies ist die Piazza, seit jeher, kurz: dies sind die Mauern. Das Leben aber ist mit der Zeit verändert ... Damals stand man rund um die Piazza mit dem Rücken gegen die Wände oder unter den Laubengängen, um glücklich jenes Fest zu sehen, das die Körper vereinte. Jetzt ist dieses Wunder zusammengeschmolzen: auf die Rechtecke der Fenster, oder es ist eingeschlossen hinter den Auto-Türen. Wer kann uns zur Versammlung auf die Piazza Grande rufen?‹«

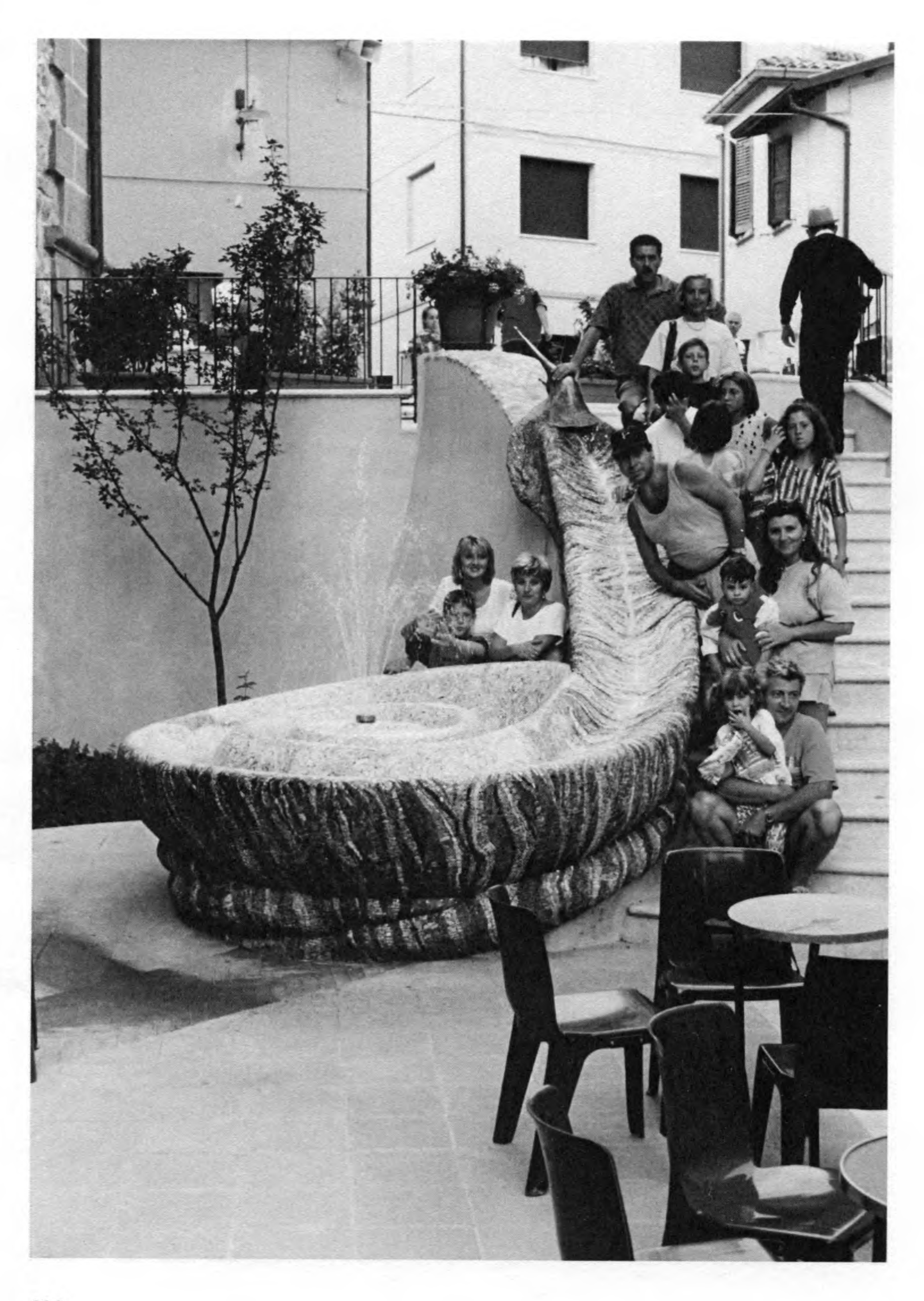
- »›Der Meister des Eisens‹, Horst Wolfframm«, berichte ich, »hat vor dem Hotel Lago Verde in Pennabilli eine große Schnecke aus Eisen aufgestellt. Vor vielen Jahren. Bis heute ist sie eine Attraktion. Besonders für die Kinder. Die Hochzeits-Gesellschaften lassen sich davor fotografieren. Und viele Gäste.«
- »Die Idee der Poetischen Orte ist ein Schiff«, sagt der Dichter, »es kann überall anlanden.«
- »Wer in die Siedlung Eisenheim in Oberhausen kommt, in der ich lebe, kann Horst Wolfframm an der Arbeit sehen: Er schafft die Zeichen für die poetischen Orte zwischen und neben den Häusern.
  Karl Ganser hat das nördliche Ruhrgebiet in ähnlicher Weise gerettet: mit einer Vision für das neue Tal der Emscher. Er hat sie ausgeprägt: in Landmarken und Kunst-Orten.«

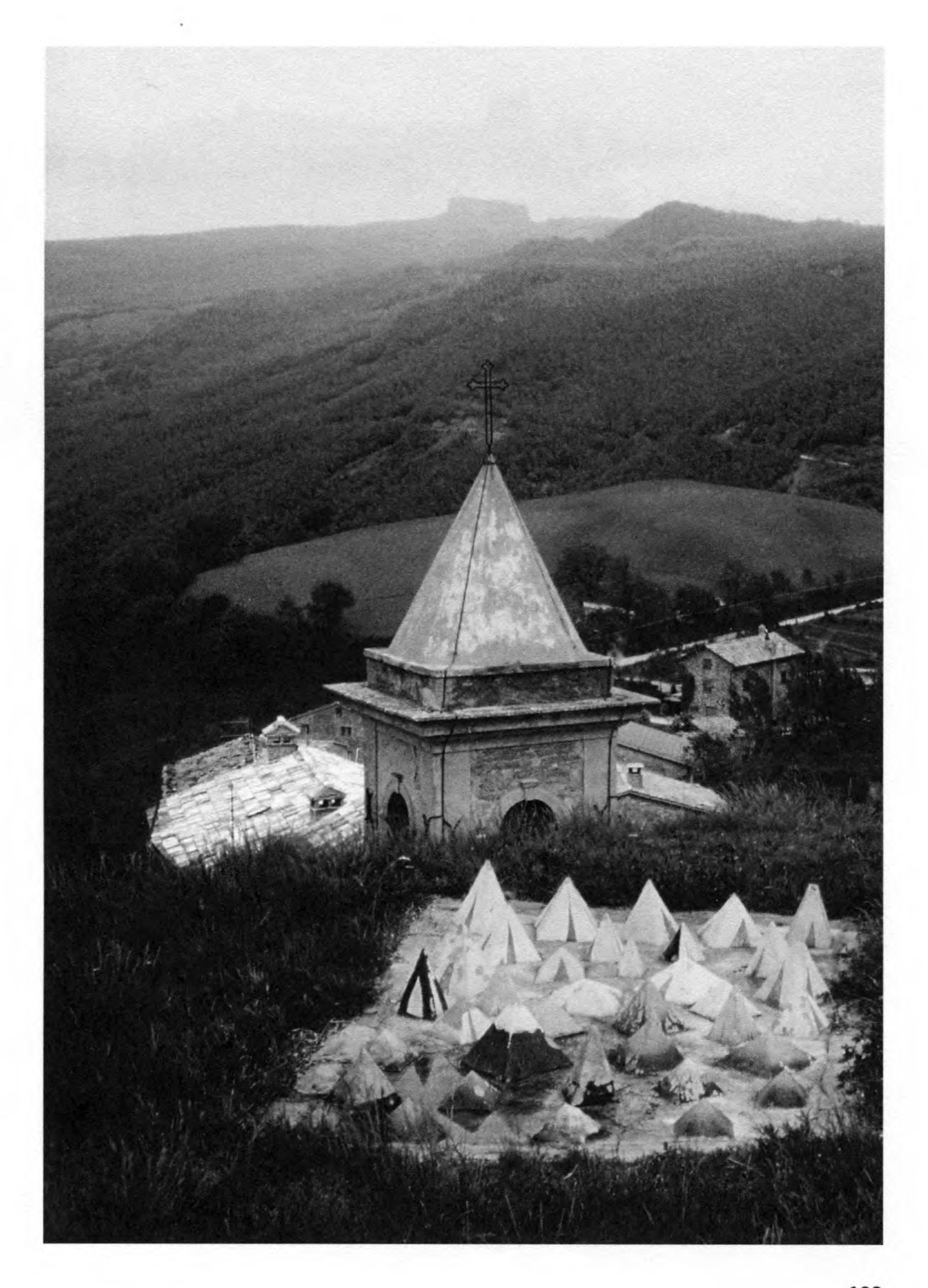
Vom Geist des Planens. Erneut entsteht eine lebhafte Diskussion.

- Ich vermute: »Für einen großen Teil unserer Planer ist Planen nichts anderes als für eine ziemlich vage Vorstellung einige Striche zu ziehen. Das ist zu wenig.«
- »Auch Planen kann so ablaufen, wie es Tonino Guerra vom Filme-Machen schildert«, sagt Janne Günter.

Das Spinnen-Netz der Gedanken. Tonino Guerra erzählt: »Bei Fellini und bei Anghelopoulos gab es vor dem Drehen eine intensive Meditation. Vor allem über das Gesicht des Schauspielers. So lange, bis in diesem Gesicht der Moment aufbricht, den ich den magischen Punkt nenne. Ihn muß man filmen. Es sind die Bilder, die sprechen.«









- »Dann entstehen die Bilder, die nicht mehr banal sind«, kommentiert Stefan Vogelskamp.
- Tonino Guerra: »Ich gebe euch ein Beispiel: Zwei alte Männer suchen die Quellen des Flusses. Sie entdecken etwas Überraschendes – das zugleich poetisch ist: Der Fluß entsteht aus dem Tau. Im Nebel. In den Bäumen hängen Spinnen-Netze, die den Tau aufgesaugt haben.
  So hätte Fellini diese Szene gepackt.
  Es könnte auch so sein, daß einer der beiden Männer erzählt: ›Für mich wächst aus dem Marecchia-Fluß ein Spinnen-Netz der Gedanken. Und von diesem fällt das Wasser in den Fluß.«
- »Ein guter Architekt arbeitet ähnlich wie der Schauspieler«, sage ich.
- »Es ist wichtig, Folgendes zubedenken: In einem guten Film oder in einer guten Architektur gibt es nicht nur den Sprecher und den Zuhörer oder im Gebäude die eine Wand und die andere Wand, sondern auch das Dazwischen. Was ist zwischen uns? – das ist gewaltig. Das Schweigen dirigiert die Worte. Das Schweigen ist der Raum zwischen den Menschen. Die Atmosphäre. Die Atmosphäre ist ein riesiger Bereich der Natur.«
- »Dieses Zwischen«, sage ich, »erschien im Bild von Leonardos Gioconda immer als eine eigentümliche Atmosphäre. Das empfand jeder Mensch. Es ist großartig, was in diesem Zwischen geschieht.«
- Tonino Guerra: »In diesem Zwischen können die Worte direkt zu den Leuten gehen – wie auf einem wunderbaren Teppich. Oder: wie Perlen auf einer Glas-Scheibe. Die Worte können aber auch hochsteigen, wenn Lärm im Raum ist, und dann von oben schwebend herunterkommen.«

Die Runde meditiert. Sie empfindet das Schweigen zwischen sich – im Raum – als ein reiches Geschehen. Einige Blicke gehen hinaus in den Garten, in den Raum, den jetzt die Fäden des Regens bilden, die eine Fülle von Unsichtbarem mit sich bringen: Gedanken.

Nach einer langen Zeit steht Tonino Guerra als erster auf und sagt: »Ich denke, damit haben wir etwas außerordentlich Wichtiges von dem ergriffen, was Natur ist.«

»Gute Nacht, Freunde«, sagt der Dichter, »lassen wir unsere Köpfe ausruhen – dann sind wir morgen frisch und aufnahmefähig für die Welt. Morgen ist mein 10. Tag hier – ihr werdet mir Eisenheim zeigen – und einiges mehr. Ich umarme euch.« Dann verschwindet er zwischen den Wandscheiben, mit denen uns unser vorzüglicher Baumeister Bernhard Küppers dieses Zwischen gezaubert hat.

Ich habe jetzt eine Leidenschaft: all die Menschen wieder zu finden, die mich in meinem Leben umgaben. Ich spreche mit ihnen – über alles, was wir damals hin und her bewegten.

Auch über das, was wir uns sagen wollten – und nicht gesagt haben.

Poetische Orte an der Emscher

Eisenheim. »Welche Überraschung«, sagt Horst Wolfframm, »ist dieser Morgen voller Sonne.«

- »Wir leben hier unweit der Emscher«, sagt Janne Günter. »Woran denkst du, Tonino?«
- Tonino Guerra: »In Rimini und in Oberhausen erscheint jetzt dieselbe strahlende Sonne. Heute gibt es keinen Unterschied mehr zwischen der deutschen Emscher und unserem italienischen Fluß Marecchia, von dem ihr gestern abend viel erfahren habt.«

In der Bibliothek, in der sich die Gruppe erneut trifft, hat der Architekt Bernhard Küppers das Innere und das Äußere ineinander fließen lassen – mit Glas. Davor trinken die Gäste den Cappucino, den Erika Küppers bringt.

- »Diese Bibliothek«, sagt Tonino Guerra, »ist der Blaue Turm der vielen Bücher – ein poetischer Ort. Und der Park, den Herman Prigann, der große Landschafts-Künstler gestaltete, ist voller poetischer Gedanken, die zu Orten mit Räumen geworden sind.«

Die Gruppe macht sich auf den Weg zu vielen poetischen Orten, die sie heute sehen möchte.

Zunächst läuft sie durch Eisenheim. Es ist die älteste Arbeiter-Siedlung des Ruhrgebietes.

- »Dies ist ein Quartier«, sagt Stefan Vogelskamp, »in dem Menschen unterschiedlicher Art leben – meist gewöhnlich, oft auch – ich verstehe das nicht, aber es ist so – bewußtlos für das Besondere dieses Ortes. Aber Eisenheim ist ›ein Kosmos der Erinnerungen aus über 150 Jahre Leben von Menschen‹.«
- Tonino Guerra: »Daß all dies zwischen den Wänden und Hecken existiert – ob es einer wahrnimmt oder nicht – das ist das Magische eines solchen Ortes.«

Horst Wolfframm führt die Gruppe. Vor der Bibliothek steht ein Gebilde aus Eisen, das aussieht wie ein gewaltiges Gehirn.

»Das ist der menschliche Kopf – in ihm entstehen die Gedanken.« Die Leute lesen eine Tafel, auf der das Kunstwerk mit seinen Zusschauern spricht: ›Wie kommt es, daß du in deinem Kopf Gedanken mit dir herumträgst?‹ – ›Ein Wunder: du hast darin Bilder.‹ – ›Sag deinen Kindern: eure Köpfe sind gratis – ihr könnt einen großen Reichtum hinein tun.‹ – ›Damit kannst du dich auch vor den umherschweifenden Tyrannen schützen: Was immer sie von dir bekommen, aber deinen Kopf darfst du ihnen nicht übergeben.‹

Daneben steht eine Konstruktion. »Die Raum-Fahrt in die Erde«, sagt Horst Wolframm, »– ein Paradox: das Eisen geht in die Höhe und zugleich weist es in die Tiefe der Erde. Es ist Alfred Schmidt gewidmet, den wir nicht vergessen werden. Er starb einen Tod, der seinen Kämpfen um Gerechtigkeit in dieser Region kongenial war. Alfred Schmidt, ein guter Freund dieser Siedlung, zeichnete 25 Jahre in den Bergwerken, hunderte von Metern unter der Erde – in einer Weise, die ein anderer unserer Freunde schätzt – Leonardo da Vinci.«

Sie gehen weiter und finden einen eigentümlich geformten großen Stein. An seinem

Fuß steht ein Text. ›Dieser Stein beschützt dich vor etwas, was größer ist als du‹.

Auf einem weiteren Stein lesen die Leute: ›Dies sind die Symbole der Geschichte dieser Stadt – wir verteidigen sie gegen die Bewegung und gegen die Motoren.‹

Das nächste Objekt: ›Dieser Stein verteidigt die Gedanken.‹

- »Aus jeder Stadt«, sagt Inge Dratz, die lange Zeit Bezirks-Bürgermeisterin war, »kann ein Gedanke hierher kommen – von einem Schriftsteller oder von irgendeinem Menschen.«

Tonino Guerra gibt ein Beispiel: »Ein Freund sagte mir einmal: ›Zu einem Hund, der Geld hat, sagt man: Herr Hund!‹«

- »Das klingt wie ein Scherz«, sagt Inge Dratz, »aber dann beginnt es zu bohren. Wer weiß, wohin es läuft! Wir leben in einer Region, in der dieser Satz tiefe Bedeutung hat. Von allerlei Funktionen dieser Welt kann man denken, daß sie nur Funktionen sind – aber man kann auch lernen, was sie in Wirklichkeit sind – was sie sein können und sollen.«

Die Gruppe kommt zum ›Wald der Tauben-Häuser‹. Zwölf Personen bauten sie – mit aller Phantasie, die sie mit ihrer Unterschiedlichkeit aufbringen.

Da steht die mächtige Gestalt des letzten Tauben-Vaters – und die Gruppe sieht, daß der alte Mann weint. »Ich denke an all die vielen Tauben, die es einst gab, und an meinen Bruder, der gestorben ist.«

Hüttenwerk Meiderich. An der Ecke wartet ein Kleinbus. Die Gruppe steigt ein und fährt zum Hüttenwerk Meiderich, das nur wenige Kilometer entfernt steht. Es wurde stillgelegt. Nun dient die gigantische Anlage der Bevölkerung.

Wir kommen zu einem Areal mit vielen großen runden Pfeilern. Der Dichter bleibt stehen und ruft bewundernd: »Wir sind im Land der Pharaonen angelangt!«

Nun diskutieren alle – die Lust dazu sieht man in den Gesichtern – sie ist ansteckend.

- »Was geschieht durch das Wort? Natürlich weiß jeder, daß das nicht die Pharaonen sind.«
- »Aber es beginnt ein innerer Prozeß«, sagt Janne Günter. »Die Szenerie erhält durch die Bezeichnung, die sie benennt, interpretiert und mit Assoziationen aufruft, eine erweiterte Bedeutung. Wir geraten in Dimensionen von größerer Reich-Weite. In der Landschaft und in der Architektur gibt es Bereiche, die zu erschließen sind – denkt wieder an das Zwischen, über das wir sprachen. Der wundersame Schlüssel ist ...« – sie macht eine Spannungs-Pause und schaut in erwartungsvolle Gesichter – »... der wundersame Schlüssel ist die Schrift.
  Herkömmlich sagten Architekten: ›Bauen ist Architektur – das genügt.‹ Ebenso sagt der Landschafts-Planer: ›Landschaft – das genügt‹. Und auch der Künstler sagt: ›Visuelles – das genügt‹. Aber dürfen wir die Dimension der Schrift bloß den Straßen-Namen und der Reklame überlassen? Es gibt eine gewaltige Kraft in der Sprache. Sie liegt darin, daß sie die Welt öffnen kann.«
- Tonino Guerra: »Mir gefällt es, sinnhafte Sätze zu sammeln. Das ist schön, denn die Erde wird durch Banalitäten umgebracht. Das wirkliche Leben aber entsteht in der Poetik. Es ist leicht, das wirkliche Leben zu machen.
  Aber in der Schule lernen die Kinder etwas ganz anderes. Und dann denken sie, die gelernten Sachen wären die besseren. Es ist ja richtig, daß sie vieles lernen. Wir brauchen auch Techniken für unser Leben. Aber wenn dies nicht



im Zusammenhang gelernt wird, wissen viele Menschen nicht zu leben.

Ich selbst habe in der besten Weise gelebt, nicht immer, aber meist.«

Die Gruppe steigt in einem der drei stillgelegten Hochöfen in die Höhe – auf langen, schmalen, eisernen Treppen, die an der gewaltigen Konstruktion außen nach oben führen – immer kurz vor dem Schwindeligwerden – was für ein Blick über das Gelände! Auf jeder Etage saugt uns die labyrinthische Konstruktion ein – zum Ofen – einst war es hier ungeheuer heißt. Von der letzten Plattform geht der Blick zum Rhein.

›Poetische Stätten‹ erschließen Tiefen-Dimensionen.«

Die Erinnerung. Tonino Guerra, der alte Mann, sagt zu dem Thema, das ihn ständig beschäftigt, zur ›Erinnerung‹: »Diese Zeichen der Zeitlichkeit darf keiner, der das Land regiert, versinken lassen. Jedesmal, wenn er ein solches Zeugnis verliert, verliert er sich selbst. Denn auch wir werden Geschichte.«

- »Die Architektur erzählt visuelle Geschichten«, sagt Janne Günter.
- »Alfred Schmidt«, erzähle ich, »arbeitete an einem großen Projekt: er wollte die Abraum-Halde eines Kohlen-Bergwerks in der Mitte durchschneiden – mit einem Tunnel. Auf ihm wollte er einen schräggestellten Raum ausbauen – genau so, wie früher die mit Holz ausgebauten Flöze aussahen. Das sollte ein Denkmal werden: für die menschliche Intelligenz und für die Fähigkeit, viele Erfahrungen zu bündeln zu einem Ergebnis, zur Erfahrung, die mit einem Plan vorgeht. Dazu gehören auch Erfahrungen, die mit Leben bezahlt wurden. Alfred Schmidt wollte die Menschen zeigen – mitten in der Technik. Da dachte er an Katakomben. Sie sollten für die Werte und Leistungen der Väter ein Gedächtnis sein. Der Künstler Alfred Schmidt starb – und so blieb das Werk ein Gedanke. Schade – aber ein Gedanke, wenn er aufgesammelt und geschrieben wird, ist nicht wenig.«

›Der Nabel der Welt‹. Die Gruppe reist wieder zur Insel. Dort findet sie eine Anzahl ›poetische Orte‹. Weitere werden entstehen – denn die Poetik nimmt kein Ende.

Auf der Insel gibt es den ›Nabel der Welt‹. Wir lesen eine Tafel: ›Er setzt sich in Bezüge – zu anderen Nabeln der Welt. Zuerst zum römischen. Es wird mit einem Lächeln gespielt. Man schaut jemanden an und sagt: Wir haben hier den Nabel der Welt – aber es gibt auch noch andere. Wir begegnen dem Vater Immanuel Kant, dem großen Philosophen, der uns mahnt, nicht denken zu lassen, sondern selber zu denken – und dabei auch an die anderen zu denken – eine Vorstellung, die in einer bildhauerisch-poetischen Gestaltung vor uns erscheint.

Ein wenig später kommen wir zu Adorno – und diskutieren über einen seiner Gedanken: ›Das Anderssein des Anderen.‹

- »Dies ist ein Kern-Satz der Denkmalpflege«, sage ich. »Denn in einem Gebilde aus anderer Zeit und von anderen Menschen geht es anders zu als bei mir oder dir oder in der Zeit-Strömung.«
- »Wenn du dies begreifst«, sagt Tonino Guerra, »bekommst du die Welt als einen Kosmos.«

Ich habe ein Flugblatt mitgenommen, in dem der Rundweg zu den ›poetischen Orten‹ auf der Insel aufgezeichnet ist.

›Der Nebel‹. Wir finden einen großen Stein, über den wir hinweg schauen – auf eine

Wiese und auf den Wald. Und wir lesen: ›Hier gibt es noch den Nebel – genieße ihn‹.

›Die Brücken der Wörter‹. An einigen Brücken entdecken wir Gedichte – in außergewöhnlichen und schönen Buchstaben. Daran haben, so werden wir informiert, die Grafik-Kurse mehrerer Hochschulen zwei Jahre lang gearbeitet.

›Der Drache auf der Insel‹. Hans-Otto Schulte führt lachend in einer niedrigen Höhle ein Ungeheuer vor: »Ich habe ihn erfunden«, sagt er stolz, »der eine oder andere kann sich erinnern, daß ich es in einer Veranstaltung zu den Brücken der Insel im Schloß Oberhausen ankündigte. Und dazu habe ich einige Geschichten getan.« Er drückt auf einen Knopf – und wir hören Stimmen, die vom Insel-Drachen erzählen. Am Schluß vertreibt uns lautes und anhaltendes Fauchen aus der Höhle. »Dies dauert eine Viertelstunde«, sagt Otto Schulte, »laßt uns gehen: Der Drache ist wie vieles auf dieser Welt – es sieht spannend aus, aber dann hältst du es nicht mehr aus.«

Wir entdecken seitlich der Höhle einige Texte. Hans-Otto Schulte sagt: »Einige Politiker wollten die Tafeln abnehmen lassen, weil sie sich durch ihre Zweideutigkeit betroffen fühlten.«

›Ottos Welt der Schiffe‹ – wird an einem kleinen Hafen suggeriert – mit einigen visuellen Zeichen und etwas Text. ›Sagen Sie nichts, ich weiß alles. Komm Sohn, betrachte die Welt! Begrüße sie! Nur die Götter kennen die Wahrheit.‹ Hans-Otto Schulte zeigt auf ein Schiff, auf dem zwei große Figuren liegen: »Das sind Putin und Antigone.«

›Der Turm vor der Insel‹ steht in der neuen Emscher. Man kann daran in Leucht-Schrift Texte erscheinen lassen. Wir erfahren, daß dies zu bestimmten Zeiten geschieht.

Für uns wird nun gestartet. Wir lesen in der Höhe: ›Der Engel. Ich wollte gern ein Engel sein in den Vorstädten auf den Wolken.‹

30 Sekunden Stille.

Dann erscheint unversehens eine Publikums-Beschimpfung: ›Ihr sollt verdammt nochmal nachdenken, ihr Schurken!‹

- »Ich denke«, sagt Horst Wolfframm, »jetzt vertut sich jemand – wir denken doch schon die ganze Woche nach. Damit sind wohl andere Leute gemeint.«

Eine neue Schrift erscheint: ›Das Reiterlein am Himmelswagen – es verliert oft seine Brille.‹

Der nächste Satz: ›Nichts kann ungeschehen werden.‹

Lächeln in den Gesichtern als Reaktion auf die Mitteilung: ›Die Ostgoten erhielten hier eine Menge Brötchen.‹

Nacheinander erscheinen weitere Denk-Impulse:

- ›Wer strömte durch diese Straßen? Wer hat sich hier die Hand geschüttelt? Wie beschreibt er ein Haus?‹
- ›Wir leben auf den Halligen an der Emscher.‹
- ›Die Fallen: vorbei vorbei vorbei.‹
- ›Sie verabschiedeten sich, weil sie meinten, sie wären dem Tod geweiht – aber sie fanden eine neue Heimat.‹
- ›Laotse: Am Ende wird der Schwache doch der Starke sein.‹

Der Passagen-Koffer. Auf einem großen Stein lesen wir: ›Walter Benjamin hat hier seinen Passagen-Koffer stehen gelassen. Was hat er darin? Was ist für uns?‹

Beethoven auf der Insel. Am Ufer der Emscher, halb im Wasser, liegt ein Stein-Feld des Landschafts-Künstlers Herman

Prigann. › Wenn du hineingehst, hörst du die 10. Sinfonie von Beethoven.‹

Die Stolper-Steine. Die Gruppe kommt zu einem eigentümlichen Weg: Er ist ganz unpraktisch – da liegen viele Hindernisse, meist kniehohe Steine.

- »Wer hat denn diesen Anti-Weg entworfen?«, fragt ein Wanderer in die Gruppe, die darüber diskutiert.
- Birgitta Lancé antwortet: »Das war Elmar Lancé – aus Aachen.«
- »Und wozu soll das gut sein?«
- »Für eine poetische Reise mit sprechenden Hindernissen«, sagt die junge Frau.
- »Das verstehe wer will, – ich nicht«, erwidert der Mann.
- Tonino Guerra sagt einen Satz in Italienisch – und die junge Frau übersetzt es dem grummelnden Mann: »Dies ist ein unpraktischer Weg, denn praktische Wege gibt es genug.«
- »Das ist eine komische Logik«
- »Es ist ein Weg mit vielen Hindernissen«, sagt der Dichter, »denn durch die glatten Wege eilen wir, ohne daß irgendetwas im Kopf und in den Füßen haften bleibt. Aber auf dem langsamen Weg können wir einiges wahr nehmen – lassen Sie sich darauf ein und Sie beginnen eine Entdeckungs-Reise.«

Die junge Frau holt den Mann zu einem der Steine. »Hier lesen Sie schöne Zitate. Auch auf anderen Steinen. Wir stolpern über Verse – Gedanken – Gedichte. Wir stolpern also nicht über die Steine, sondern über interessante Gedanken. Sie wirken dem Gewöhnlichen entgegen. Sie entführen uns in andere Dimensionen. Elmar Lancé hat einen ›Weg der Langsamkeit‹ angelegt.

Manche Stolper-Steine können wir nur fühlen. Andere erschließen sich uns nicht sofort – sie sind sperrig und fordern heraus. Wir müssen entziffern. Auf einigen ist eine Sprache aus einem anderen Land auf die Insel angeflogen. Manchmal ist es auch eine sehr alte Schrift.«

Tonino Guerra: »Die Steine sind Einladungen: Bleib stehen! Du kannst dich auf die Wunder des Lebens einlassen. Auf diesem Weg kannst du die Langsamkeit lernen. Sie ist der Schlüssel zur Welt. Die Eile führt dich an der Welt vorbei.«

Die Steine rund um die Insel. »Es gibt einen weiteren Rund-Weg auf der Insel sage ich der Gruppe. »Heike Löhmann, eine Architektin in Amsterdam, hat für die ganze Insel Steine entworfen – in Form von Würfeln. Sie sind Wege-Marken: Sie führen rund um die Insel. So entsteht ein Kreis-Lauf.

Jeder Stein hat fünf Flächen. Auf diesen vielen Steinen könnt ihr die Weisheit der Welt lesen.

Der Weg der Steine zeigt euch Gegensätze: ein böser Stein – ein guter Stein – ein böser Stein – ein guter Stein – – – . Die Steine können die Unterschiedlichkeiten, die es auf der Insel gibt, in einen Zusammenhang bringen. Es ist nicht der Sinn, etwas Disparates zu machen, sondern die Unterschiedlichkeit mit geheimen Fäden zu verbinden.

Dies war ein sehr langes Unternehmen – so viele Steine zusammen zu tragen, zu behauen, Texte zu finden und einzumeißeln. Die Herstellung und Finanzierung dauerte rund zehn Jahre.

Die Steine holen die Jahrtausende zusammen. Sie regen Phantasien an, die die Insel mit dem Kosmos von Raum und Zeit verbinden. Denn die Insel soll das Denken sprengen, das uns im Alltag durchherrscht. Sie soll zusammen bringen, was sonst nicht zusammen kommt.«

Die Ankunft der Nashörner. Plötzlich bleibt die Gruppe stehen, jeder einzelne mit offenem Mund, alle Augen starren auf die Szene, die ihnen entgegen kommt: Nashörner.

Ein Mann führt das erste an einer Leine.

- »Das ist der Intendant des Theater Oberhausen, Johannes Lepper«, rufe ich.

Tonino Guerra ist vom Staunen gepackt: »Ich kann es nicht fassen – Nashörner – Nashörner – hier? – das sind meine Nashörner aus unserem Film ›Das Traumschiff‹«, ruft er.

- »Ja, aus diesem wunderbaren Film«, schallt es ihm entgegen. »Meister Tonino Guerra, ich bewundere Ihre Bilder.«

Johannes Lepper ist stehen geblieben und mit ihm die Nashörner. Mit einem Blick sehen wir drei dieser gewaltigen und gutmütigen Tiere. Die beiden anderen werden ebenfalls von einem Schauspieler an Leinen geführt.

Tonino Guerra ist immer noch konsterniert.

- »Sie dürfen sich nicht wundern, Maestro Guerra, »sagt Johannes Lepper, der einer der großen Regisseure des Landes ist, »sie sind vom Himmel eingeflogen, haben Ihre Füße auf die Insel gesetzt – und treffen nun uns, die Theater-Leute, – wir möchten Ihnen zeigen, wie gut wir Sie und Ihren Freund Federico Fellini verstanden haben. Und vor allem, wie dankbar wir dafür sind, daß Sie uns helfen, die Fantasie als eine gewaltige Kraft zu entwickeln.«
- »Was bedeuten die Nashörner?«, fragt eine Gruppe von Rad-Fahrern, die abgestiegen sind.
- »Daran müßt ihr jetzt arbeiten«, ruft der Schauspieler Jeff Zach – schwingt sich auf sein Nashorn und macht auf dem Rücken einen Hand-Stand.



Die aufgelassene Kirche – ein poetischer Ort

Wir kommen in das Labyrinth eines Hauses. Ein kleines Zimmer steht voller Stühle. Tonino Guerra rückt sie für uns zuerecht.

Er erzählt. Er war in Rußland, kam in das Dorf, in dem Tolstoi geboren wurde und aufwuchs.

Ob Toninos Geschichten so stimmen, wie er sie erzählt und sie überkommen, kann ich beim Hören nicht kontrollieren – es spielt aber auch keine Rolle, denn bei dem großen Poeten sind die Geschichten Geschichten – das weiß er auch selbst.

»Tolstoi wollte fliehen«, erzählt Tonino Guerra, »geht zum Bahnhof, kauft eine Fahrkarte, nicht in der ersten Klasse, sondern er will unter dem Volk reisen.

Der Waggon ist voller Rauch, weil die Leute paffen. Tolstoi hat Bronchitis – er flieht den Rauch und stellt sich auf die Plattform. Dort windet es sehr stark, er erkältet sich, seine Bronchitis führt zur Lungen-Entzündung, er sucht Zuflucht beim Stationsvorsteher eines Provinz-Bahnhofes, dieser nimmt ihn in seine Wohnung auf – und dort stirbt der große Schriftsteller.

Der Bahnhof ist heute eine Pilgerstätte: der Ort, wo Tolstoi gestorben ist.

Dort interessierte sich Tonino Guerra bei seinem Besuch für die Gegenstände, die Tolstoi umgaben – und stößt auf drei kleine Lampen, wie man sie für die Eisenbahn brauchte. Er machte sich eine Skizze.

Die Lampen sind klein, kaum über 20 cm hoch.

Tonino Guerra entwickelt vor Augen ein Bild: Ich will sie einen Meter zwanzig groß haben.

In Moskau geht er von Schmied zu Schmied und findet keinen, der sie ihm nach seiner Skizze macht. In St. Petersburg findet er einen Schmied, der aber nur vornehme Sachen herstellt – und lacht: ›So altes Zeug! Damit gebe ich mich nicht ab.‹

Zurück in Italien sucht er weiter. Schließlich wird er zu einem Schmied in Bagnocavallo geschickt: Das soll ein schräger Typ sein, sehr komisch, arbeitet nachts, verschwindet für einige Zeit, ist ziemlich schwer ansprechbar.

Tonino Guerra geht hin.

Der Schmied sagt: ›Ich arbeite nur mit altem Eisen.‹

Ich sage, daß es viele gute Eigenschaften hat, oft mehr als neues Eisen.

Tonino Guerra meint, daß es dem Mann nicht auf Funktionales ankommt, sondern darauf, daß das alte Eisen Geschichten erzählt.

Er fragt, ob er nach der Skizze große Lampen herstellen könne.

- ›Leicht‹, sagt der Schmied.

Dann läßt er einige Zeit nichts von sich hören.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen bekommt Tonino Guerra ihn ans Telefon. Er sagt: ›Morgen zeige ich das Modell.‹

Es stimmt.

- ›Ich habe einen Termin‹, sagt Tonino Guerra. ›Und für eine Ausstellung brauche ich wenigstens sieben solcher Lampen.‹
- ›In zehn Tagen ist alles fertig.‹
- ›Wie das?‹
- ›Ich arbeite nachts.‹«

Tonino Guerra kommt. Es sind nur fünf Laternen. Wie kommt er an sechs und sieben?

- »Gut«, sagt der Schmied, »ich mache noch zwei – in zwei Nächten.«
- »An meinem 87. Geburtstag will ich die Ausstellung vorstellen.«

Das kommt wie geplant. Italiener sind die Meister des Improvisierens und der härtesten Arbeit in der letzten Stunde. So entstand seinerzeit auch das Museum ›Die Welt von Tonino Guerra‹.

Tonino Guerra geht erneut zum Schmied und sagt: »Ich will eine Ausstellung auf der Insel an der Emscher im Ruhrgebiet machen. Ich brauche wenigstens fünf weitere Laternen.«

Der Schmied sagt trocken: »Ich wiederhole mich nicht.«

Tonino Guerra erzählt die Geschichte von den Laternen wie im Film – mit der gleichen Lebendigkeit, die er dort professionell handhaben muß.

Er redet mit Engelszungen zu dem sperrigen Typen: »Die Ausstellung ist auch eine Chance für dich – denke an deinen Namen.«

Es kommt ein Huhn in die Werkstatt. Der Schmied spricht lange mit dem Huhn. Dann kommt ein Hund – auch mit ihm spricht der Schmied eine Zeit. »Ich unterhalte mich immer mit den Tieren«, sagt er. »Wir sind hier auf dem Land.«

Vor der Tür entdeckt Tonino Guerra einen Karren mit zehn kleinen Fässern, schaut nach, entdeckt, daß darin Essig ist. Er fragt den Schmied und dieser antwortet: »Jeden Abend tue ich Essig auf das Eisen – dann rostet es. Das habe ich aus Rumänien gelernt, wo ich zehn Jahre lebte.«

Tonino Guerra führt uns nach draußen und in eine Kirche, die viele Jahre leer stand. Es gab darin keine Gottes-Dienste mehr.

- »Freunde«, sagt der Dichter, »stellt euch vor, daß Gianni Giannini und ich mit unseren Mitarbeitern diese Kirche aus dem Marecchia-Tal hierher brachten – im Flug, an einem wunderschönen Tag.«

Wir treten ein und bleiben stehen: Was für eine Szenerie ist da mal wieder inszeniert – von diesen genialen italienischen Regisseuren, die es verstehen, Bilder zu zaubern! Das ist nicht einer – das sind immer mehrere, die sich darauf verstehen und sogar traumwandlerisch zusammen arbeiten.

Da stehen drei große Lampen: ›I fanali di Tolstoi‹.

Und nach einigen Schritte weitere Lampen.

Tonino Guerra läßt sich auf einem Sofa nieder, das da steht, und wir auf bequemen Sitzen.

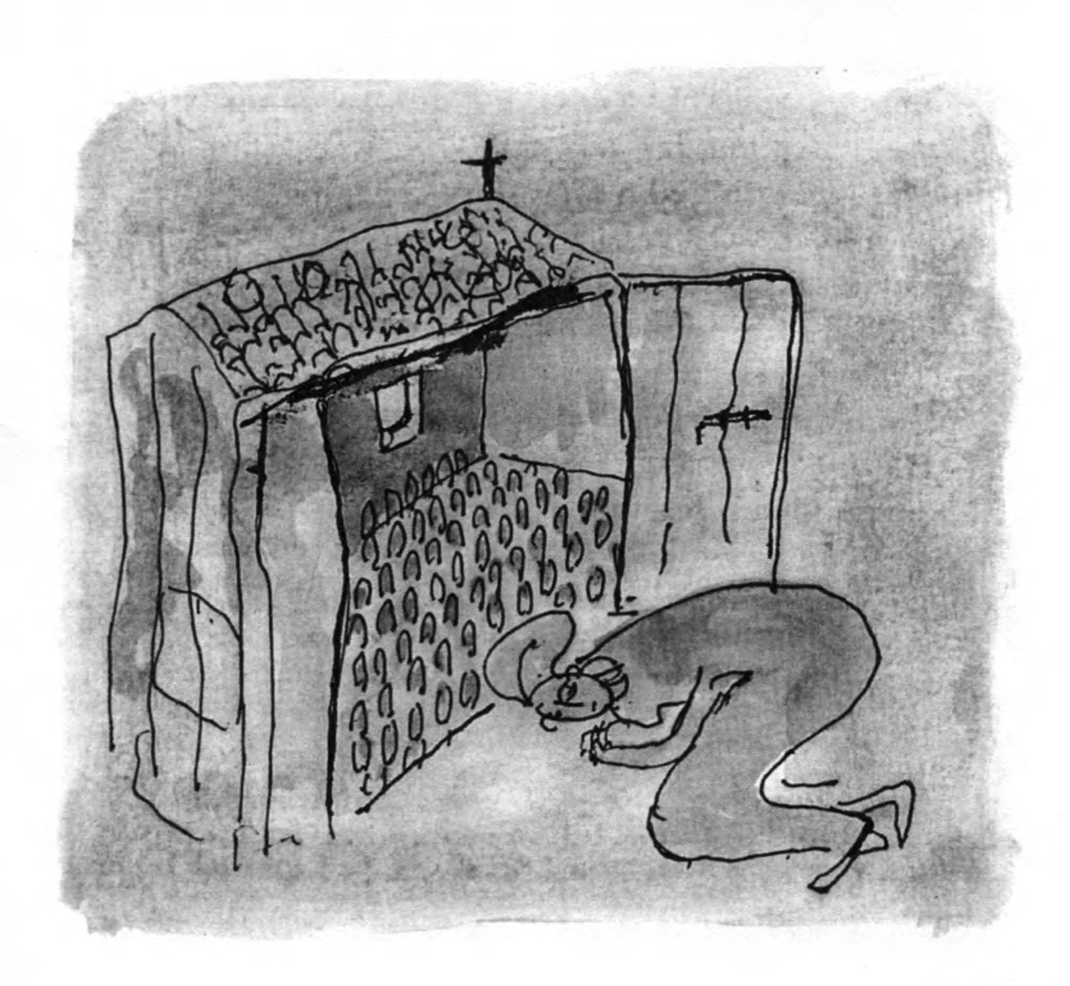
Er berichtet, daß es hier jeden Sonntag um 16 Uhr eine Veranstaltung gibt. Ganz unterschiedlicher Art. Zwei Musiker, die sehr intensiv mit dem Körper arbeiten. Ein Schmetterlings-Tanz. »Ihr könnt dies am Nachmittag hier auf der Leinwand im Film sehen.«

- »Das Kolossale«, sagt Tonino Guerra, »macht man mit fast nichts. Diesen Tanz der Schmetterlinge. Oder wie Ezra Pound über das Marecchia-Tal schrieb. Demnächst kommt Salvatore Giannella. Neulich war hier ein Graf, der Berhardiner züchtet – das sind Elefanten, sage ich euch, – und ich spreche dann von der Mücke. Wir lassen die Heuschober von einst zurückkehren. Ich erzähle von Odysseus. In dieser Geschichte gab es sechs Monate Regen – es ist nicht wichtig, ob so eine Geschichte dokumentarisch stimmt, sie ist eine poetische Geschichte.«

Beim Aufbruch zum Essen gibt uns Tonino Guerra eine Idee auf den Weg. »Ich denke, jedes Hotel soll einen Raum für die Meditation erhalten. Eine Atmosphäre, in der du

meditieren kannst, allein – vielleicht wenn du einen Baum siehst. Jeder kann seinen Einfall haben. Wir brauchen viele poetische Erfindungen, damit die Welt besser wird.« Er braucht ein Wort, das man nicht übersetzen, sondern nur umschreiben kann: ... damit die Welt »dolce« wird.

Er fügt dann hinzu: »Ein Künstler weiß, daß er die Fähigkeit hat, sich in den Köpfen der Nachkommenden festzusetzen – ich bleibe im Gedächtnis der anderen.«



Land-Marken und Wasser-Marken

Im Gasometer. »Selten habe ich unsere Leute mit so leuchtenden Augen diskutieren sehen«, sage ich Tonino Guerra. »Dieser Johannes Lepper ist ein großer Meister der Bilder.«

- »Wo gehen sie hin?«, fragt der Dichter.
- »Jeff Zach hat mir zugeflüstert: In den Gasometer.«
- »In den gewaltigen Bauch des Schiffes in unserem Film«, murmelt Tonino Guerra. »Darin haben von der Empore die großen Sänger angefangen zu singen. Eine gewaltige Szene.«
- »Die blinde Gräfin«, sage ich, »hatte in deinem und Fellinis Film ›Das Traumschiff‹ eine wunderbare Rolle, – sie lebt nicht weit von hier.«
- »Pina Bausch«, sagt Janne Günter.

Land-Marken. Die Gruppe steigt in einen der Kleinbusse, die auf der Insel im Abstand von einer halben Stunde kursieren, und läßt sich von Janne Günter zu einem Café auf der Insel leiten.

Im Saal haben die Leute der Emschergenossenschaft an den Wänden einige große Karten aufgehängt – und Schau-Bilder von eigentümlichen Objekten.

- »Danke, Beate Hegemann und Tomas Grohé!«

Wir wechseln uns im Vortrag ab.

- »Weithin im westlichen Ruhrgebiet«, sage ich, »ist der Gasometer von Oberhausen sichtbar – ein Orientierungs-Zeichen wie das Straßburger Münster. Er steht in einer Kette von Land-Marken – entlang der Emscher, von Dortmund bis Duisburg. Sie fielen nicht wie Meteore vom Himmel, sondern sind Frucht eines ästhetischen Programms.«

Tomas Grohé berichtet davon, daß er in der Internationalen Bauausstellung Emscher Park, kurz IBA, zehn jahre lang gearbeitet hat – als Mitarbeiter. »Dieses größte öffentliche Unternehmen zur Struktur-Entwicklung zog die Region, in der die Montan-Industrie in ziemlich kurzer Zeit aberwitzig zusammenbrach, mit wunderbarem Erfolg aus der Depression: durch rund 120 Pilot-Projekte. Darin realisierte ihr umsichtiger und einfallsreicher Dirigent, Karl Ganser, eine Vision: eine neue Gestalt des Emscher Tales.

Das Problem: innerhalb des diffusen Siedlungs-Breies, wie ihn jede städtische Agglomeration besitzt, Gravitations-Zentren schaffen. Die Idee: die historischen Reste der großen Industrie nutzen.

Landschaft, so erkannte die IBA, wird immer schon von Menschen gemacht – in der Industrie-Epoche in riesigem Umfang. Industrie schafft monumentale Objekte: Sie prägen die Landschaft und die Städte. Warum damit nicht auch gestalten? – aber anders als bisher!

In den 1960er Jahren sollte das ganze Ruhrgebiet nach großflächigem Abriß neu gebaut werden. Das scheiterte: In solchem Ausmaß kann niemand gestalten.

Die IBA entwickelt eine pragmatische Strategie: minimaler Eingriff – aus Respekt, aus Ohnmacht, aus klugem Umgang mit Ressourcen. Das Gestalten erhält eine andere Konzeption: Es entsteht eine Landschaft des ästhetischen Bewußtseins.

Als Protest gegen das »tabula-rasa-Denken«, einem Jahrhundert-Irrtum, werden viele »Unorte« produktiv gemacht. Es bilden sich aus Zusammenhängen mit dem Alten neue Zeichen. Gerade wegen vieler Verletzungen nimmt sich die Industrie-Landschaft das Recht auf Schönheit.«

Ich übernehme den Faden dieses weitreichenden Gedankens: »Die erste Schicht der Landmarken waren aufragende Industrie-Giganten. Dafür hatte sich seit den späten 1970er Jahren der Blick verändert.

Die zweite Schicht ist besonders eigentümlich. Seit eineinhalb Jahrhunderten wurde im nördlichen Ruhrgebiet in großem Umfang Kohle aus großer Tiefe geholt. Mit ihr kamen erhebliche Mengen an Gestein aus der Erde – so entstand eine Kette von völlig künstlichen Bergen, die Halden.

Zunächst versuchten die Zechen, diese Berge zu verstecken: Sie wurden derart mit Vegetation überzogen, daß sie so aussahen, als hätten sie dieselbe Natur wie das Münsterland. Dann wandelte sich der Gedanke und damit der Blick. Berge wurden zu Kunst-Formen gestaltet. Die IBA nannte sie nun ›Landschafts-Bauwerke‹.

Die dritte Ebene: Kunst-Orte. Martin Oldengott in Castrop-Rauxel begann damit, auf diese künstlichen Berge Kunst-Objekte zu setzen. Auf der Halde Schwerin entstand aus blinkenden Stäben eine riesige Sonnen-Uhr.

Karl Ganser formulierte Kriterien zu den ›Kunst-Orten‹: Diese Kunst darf nicht beliebig sein, sondern muß etwas mit dem Ort zu tun haben – sie soll ihn in Schwingung setzen, ihn interpretieren, ihn zuspitzen, Kontrast schaffen, ihn in eine Szenerie verwandeln.«

Beate Hegemann übernimmt den Stab: »Die Kette von Landmarken und Kunst-Orten startet in Bönen: mit dem ›Ost-Pol‹. Das ist der avantgardistische Zechen-Turm (1927) des bedeutenden Architekten Alfred Fischer. Die riesige Halde in Bergkamen trägt den bezeichnenden Namen ›Großes Holz‹. Ein Industrie-Gigant ist die Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde, auch Sitz der ›Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur‹.

Hoch über Castrop-Rauxel erhebt sich auf einem Bergrücken die Halde Schwerin: mit einem ›Geo-Kreuz‹. In den Scheitelpunkt stellte der Bildhauer Jan Bormann eine ›Sonnen-Uhr‹ aus blinkenden Stäben – gewidmet dem Mythos der Sonne. Am Fuß steht ein Quell-Tempel: dies bedeutet Antike im Ruhrgebiet – in Stahl. Unweit ragt ein Hammerkopf-Zechenturm auf – umgeben von einem ›irischen Baum-Kreis‹. In der Ebene hält der Turm der Zeche Erin mit dem Erin-Park die Erinnerung an die Herkunft eines Industrie-Gründers wach: mit einer irischen Landschaft.

In Herne-Börnig liegt neben der großartigen Siedlung Teutoburgia der »Kunstwald«: Industrie-Natur, ein Zechen-Turm und Kunst-Werke. In Herten breitet sich die mächtige Halde Hoppenbruch aus. In Bochum treffen wir Räume von antiker Weite – in Stahl: die Jahrhunderthalle.«

Janne Günter erzählt von einem Bereich, über den wir mit Michael Börth ein dickes Buch geschrieben haben. »Im Süden von Gelsenkirchen legte Herman Prigann, ein Künstler des Zusammenhanges von ›Art in Nature‹, einen ›Skulpturen-Wald‹ an: Darin hat Prigann Fund-Stücke von abgerissenen Bauten, also Spuren, weitergestaltet: So entstehen wirkmächtig Assoziationen. Sie laden die Gegenwart auf, weil sie sowohl in die Geschichte wie in eine ungewisse Zukunft führen. Weiter südlich steht Priganns Pyramide: ›der Spiralberg‹ mit der

›Himmelstreppe‹ – eine südamerikanisch wirkende dramatische Gestalt. Stille. Ausrufe-Zeichen. Frage-Zeichen. Erinnerung an die Mythen der Welt – in Zusammenhang mit den Mythen des Ruhrgebietes.«

Tomas Grohé führt unseren ›Pfad der Gedanken‹ weiter: »Jenseits der Emscher in Gelsenkirchen-Buer leitet eine Straßen-Achse in der Siedlung Schüngelberg zu einer steilen Treppe, die hoch auf die kahle Halde Rungenberg läuft.

In Essen-Katernberg steht mit Zollverein das einst größte Bergwerk der Welt: eine ›Bauhaus-Zeche‹ (1928). Zur Künstlichkeit des ›Glasperlen-Spiels‹ der Architekten Fritz Schupp und Martin Kremmer kontrastiert nebenan die Industrie-Natur: ein Labyrinth. Mitten darin liegt in einer Lichtung eine archaische Skulptur von Ulrich Rückriem – einst war der Ort Außenstelle der ›Documenta Kassel‹. In Sichtweite: sechs Schornsteine der erhaltenen Kokerei Zollverein.

Unweit in Essen-Karnap neben der Emscher-Autobahn (A 42): Ein breiter Hügel. Richard Serra schuf auf der Hochfläche eine ›Wüste‹ und ließ darin eine gigantische Scheibe aus gewalztem Stahl aufgerichten– 15 Meter hoch. Vor ihr bietet sich der beste Blick über den Landschafts-Körper des Emscher-Tales.

Über Bottrop erhebt sich die Halde Beckstraße. Das Paradox: Das Unterste, das jemals aus der Tiefe der Erde geholt war, ist heute das Oberste – als ein Berg. Oben wird der weite Blick inszeniert: mit einer Pyramide aus einer fulminanten Stahl-Konstruktion. Auf ihren schwindelerregenden Hänge-Treppen erhaltet ihr das Gefühl, daß ihr durch die Luft laufen könnt.

Über die Grenze von Bottrop und Oberhausen greift die Halde Prosper-Haniel. Ein Kreuz-Weg führt hinauf. Oben entstand ein antikes Theater – mit Stufen im Rund.

Die wirkmächtigste Land-Marke ist der Gasometer. Er schafft Stille – inmitten der ungeheuerlichsten Bewegung von Energien der Industrie-Epoche zu seinen Füßen.

Ein weiterer Höhepunkt: die drei Hochöfen des Hüttenwerkes im Landschaftspark Duisburg Nord.

Wo die Ruhr in den Rhein mündet, ragt auf der Landspitze ein hoher »Farbkörper« aus Stahl auf: Das ›Rheinorange‹ intensiviert den Ort. Gegenüber: die Halde Rheinpreußen. Rheinabwärts: die Halde Pattberg. Den ›West-Pol‹ der Kette von Land-Marken bildet der gigantischste aller Zechen-Türme: Rossenray in Kamp-Lintfort.

Nachts treten an die Stelle eines ›Jahrhunderts von tausend Feuern‹ heute die Gestalten der Licht-Kunst – die Fortsetzung der ›Nachtschönheit‹ – ein Wort von Heinrich Hauser, nun aber mit anderen Mitteln: Nacht-Zeichen und Nacht-Bilder.«

Weil ich das nun Folgende selbst in Gang gesetzt habe, übernehme ich den Darstellungs-Faden: »Zusammen mit dem Posaunisten Vitus Böhler vom Südwestfunk-Orchester und dem Schauspieler Christoph Quest ›bespielten‹ wir als erste das große Theater der Industrie-Kultur – den Gasometer in Oberhausen. Wir schrieben und komponierten eine ›Hommage‹, – ein Stück, das den Zuschauern in zwei öffentlichen Aufführungen von diesem eigentümlichen Raum erzählt und mit seiner Kraft Phantasien entstehen läßt.

Dann folgt das Theater Oberhausen mit Shakespeares ›Sturm‹, in dem Christoph Quest die Hauptrolle spielte. Für das Theater Oberhausen entstand auch auf der Halde Prosper-Haniel in Bottrop eine Bühne und Ulrich Greb schrieb den ›Jedermann‹ um – für das Ruhrgebiet.

Die Theater-Truppe von ›Forum Interart‹ nutzt mehrere Schau-Plätze.

Als all dies prächtig gelingt, setzt Karl Ganser eine weitere Ebene drauf: mit einem weiteren Genie-Streich holt er Gerard Mortier. Diesen besessenen Theater-Intendanten fesselt die Theater-Szenerie der Industrie-Kultur derart, daß er dafür Salzburg verläßt. Sein Festival, die ›Triennale‹, fällt nicht als Komet vom Himmel, sondern arbeitet die besonderen Potentiale der neuen Gestalt des Emscher-Tales heraus: in einer weiteren Ebene der Vision.

In der Fülle, die inzwischen in dichtbesiedelten Gebieten herrscht, ist die IBA-Gestalt des Landschafts-Körpers nicht einfach erkennbar. Sie ist ein Bild – aber so funktioniert im Grunde doch alles: als Bild im Kopf.

Der komplexe Zusammenhang benötigt Vermittlung. Die IBA bestimmte dafür die Galerie Ludwig im Schloß Oberhausen: zu Füßen des Gasometers, am einzigen erhaltenen Rest der alten Emscher, nahe der Autobahn gut erreichbar. Hier kann sich der Einheimische und der Besucher zu einer spannenden Reise über die Vision des Tales informieren: über die Kette der Land-Marken. Die Museums-Gestalter haben dies selbst zum Kunstwerk gemacht.«

Wasser-Marken. Die Gruppe stellt die Kaffee-Tassen zusammen und wird dann zu einem Boot am Ufer des Kanals geführt.

»Ein Kanal ist etwas anderes als ein Fluß«, sagt Tomas Grohé. »Er hat hohe Spund-Wände – die Leute auf den Booten sehen streckenweise nur wenig. Dort ist der Kanal nicht besonders aufregend. Das Problem: Wie wird er spannend?

Wir gewinnen Menschen nur dazu, den Kanal interessant zu finden, wenn es uns gelingt, einen kulturellen Blick-Wechsel zu etablieren.

Das erste Beispiel für einen Blick-Wechsel waren die Land-Marken.

Das zweites Beispiel: die Brachen der Industrie. Sie galten als ökologisch kaputte Landschaft – bis sie genauer untersucht wurden und sich dabei herausstellte, daß sie in anderer Weise ökologisch sind und in ihnen andere Werte als die erwarteten zu finden sind. So entstand der Begriff ›Industrie-Natur‹.

Wir begegnen nun dem dritten Beispiel: der Kette der Wasser-Marken. Sie beginnt mit den Brücken-Türmen am Rhein in Duisburg-Ruhrort. In ihrer Nähe folgt die Stahl-Plastik ›Rhein-Orange‹. nach einer Weile kommen wir in Oberhausen zum Gasometer. Daneben finden wir eine phantastische Szenerie: zwei Brücken, die sich übereinander kreuzen. Einem ›Theater am Wasser‹ begegnen wir vor der Zeche Nordstern in Gelsenkirchen-Horst. Später kommen wir zur ›Insel‹ in Herne.

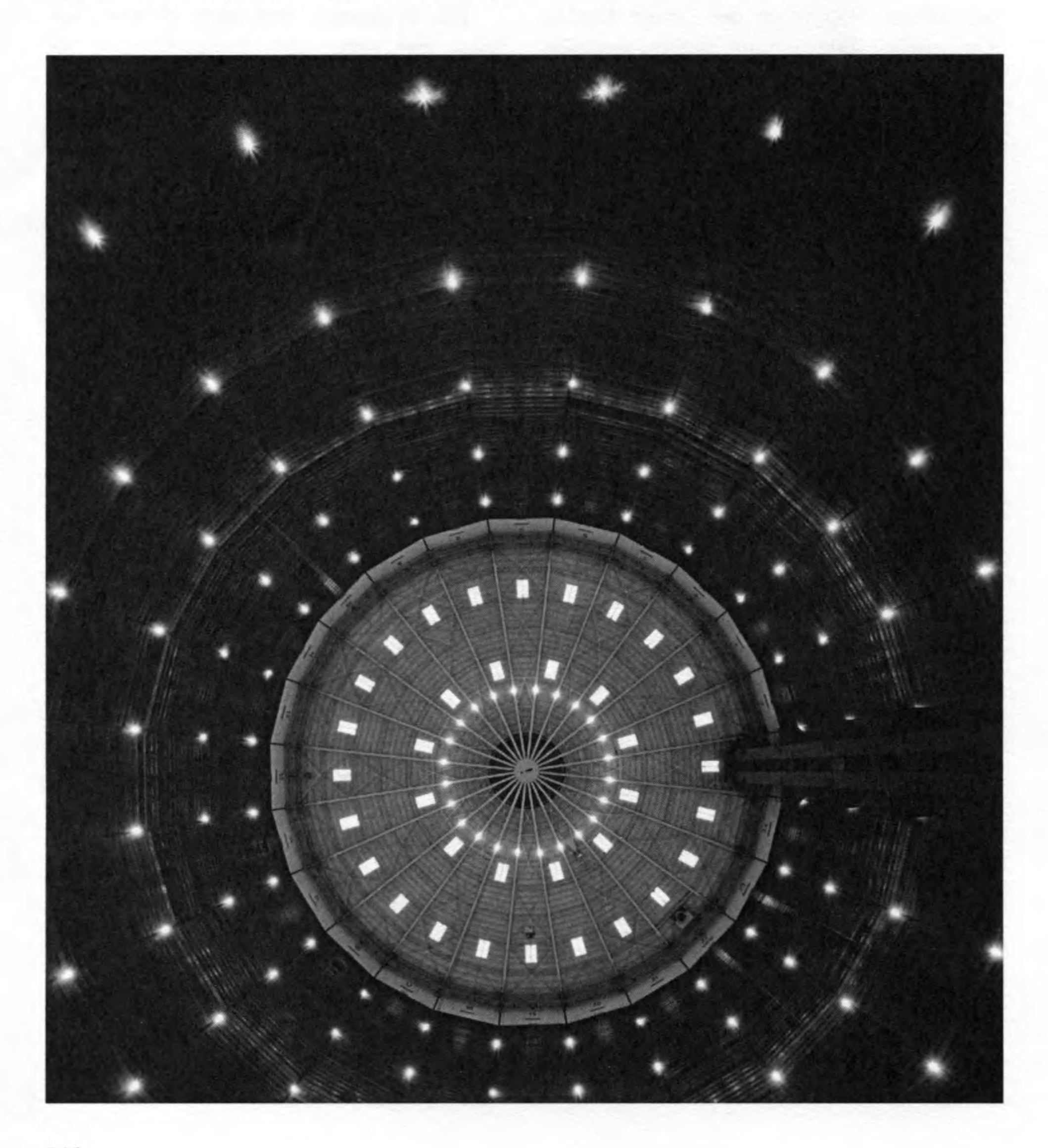
Neue Wasser-Marken. Am Weg des Wassers entstanden im Laufe der Zeit eine Anzahl weiterer Marken: spannende Konstruktionen aus Holz. Und Kräne, die von Bürgerinitiativen gerettet wurden. Klaus Falke, der Grafiker der Verkehrs-Betriebe Essen, ließ am Kanal eine Anzahl skurriler großer Plastiken aus Baum-Stämmen entstehen: die Krähen-Nester. Bernhard Küppers, Stadtbaumeister in Bottrop, schuf Skulpturen – aus Beton, aus Stahl und aus Abbruch-Resten.

Mit neuen Wasser-Marken sind neue sinntragende Bedeutungen gesetzt. Und ein neues Sehen für neue Bilder entwickelt.

Der Kanal ist ein Teil der Industrie-Kultur. Wir haben auch hier einen ›West-Pol‹: die Brücken-Türme am Rhein in Duisburg-Ruhrort. Und im Osten der Region einen ›Ost-Pol‹: im Schiffshebewerk Henrichenburg. Sie markieren. Und hier können Wasser-Wanderer Informationen erhalten.

Wasser-Marken sind Merk-Zeichen, Orientierungen, Verknüpfungen von Wasser und Land, Erinnerungs-Male, Nachdenk-Stätten, Traum-Orte. Diese eigentümlichen Gebilde stiften in sehr unterschiedlicher Art Identitäten – und regen die Phantasie zu Geschichten an. Sie geben dem Städtebau eine neue Dimension. Wasser-Marken und Land-Marken intensivieren sich gegenseitig in ihren Wirkungen.

Wir gleiten im Boot langsam und lange Zeit durch das Wasser. Es entsteht ein eigenartiges Gefühl des Meditierens: Die Gegend entfaltet sich mit Ahnungen – wie ein Roman.



Das Finale

Ein Welt-Star spielt mit der Insel. Johannes Lepper, der Intendant des Theater Oberhausen, hat sich einen Welt-Star eingekauft. Einen von der Güte des Brasilianers Pelé in seinen späten Jahren. Er spielt Welt-Klasse, aber man kann ihn nicht jeden Tag für den Dauer-Betrieb einsetzen. Das muß auch nicht sein – es genügt, ihm für die brillianten Spiele die Hauptrolle zu geben. Liebevoll schauen die guten Schauspieler des Theaters wie Jeff Zach und Sabine Wegmann zu ihm auf. Sie haben inzwischen gelernt, mit seinen Eigentümlichkeiten, die er in Fülle hat, umzugehen – am Anfang war das nicht leicht, aber wenn man sie erkannt hat, einfach großartig.

Johannes Lepper als Regisseur ist nach der Premiere glücklich. Daß ein Kritiker, von dem bekannt ist, daß er eher nach den drei Haaren in der Suppe sucht, als daß ihn die Suppe interessiert, tatsächlich drei Haare gefunden hat, läßt auch den Welt-Star lächeln.

Eine solche Atmosphäre, wie sie dieser Welt-Star ausstrahlt, ist einzigartig. Die Leute gehen um ihn herum und betrachten ihn – und er lächelt, ist ernst, spricht sonor, langsam, schillert zwischen undeutlich und deutlich, er breitet seine Aura aus, über hundert Meter in die Höhe und in eine Breite, die wie unendlich aussieht.

Er spricht seine Texte in den aberwitzigsten Konstruktionen und regt die Phantasien der Leute an, die zu ihm gekommen sind, in einer Weise wie manche es nie zuvor kannten und andere, die ihn schon erlebten, immer aufs Neue überrascht sind.

Dieser Welt-Star hing einmal über einem Abgrund, an dem er zerschollen wäre – an einem seidenen Faden. Das sahen einige wenige Menschen und rannten hin – dann zogen sie ihn mühsam an Land, legten ihn ans Ufer und beatmeten den inzwischen Bewußtlosen. Die Leute, die hinzu kamen, halfen mit – und schließlich nahm er den Atem einer Region auf.

Er wurde gefeiert – jetzt ist eine Stadt, die der Innenminister und der Regierungspräsident nicht mögen, vielleicht auch mancher andere nicht, weil er nur auf das ›Groß ist besser‹ aufsatteln möchte, – jetzt sind viele Menschen glücklich über diesen Welt-Star.

Er ist das Orientierungs-Symbol in der Region. Jeden Tag fahren eine halbe Million Menschen an ihm vorbei. Er grüßt sie von weitem. Und in der Nähe lächelt er ihnen zu. Das Theater Oberhausen holt eine Menge dieser Leute von Zeit zu Zeit zu sich: manchmal in ein Stück, das vielleicht nur hier spielbar ist – in den ›Parzival‹ von Tankred Dorst. Darin spielt er die Hauptrolle.

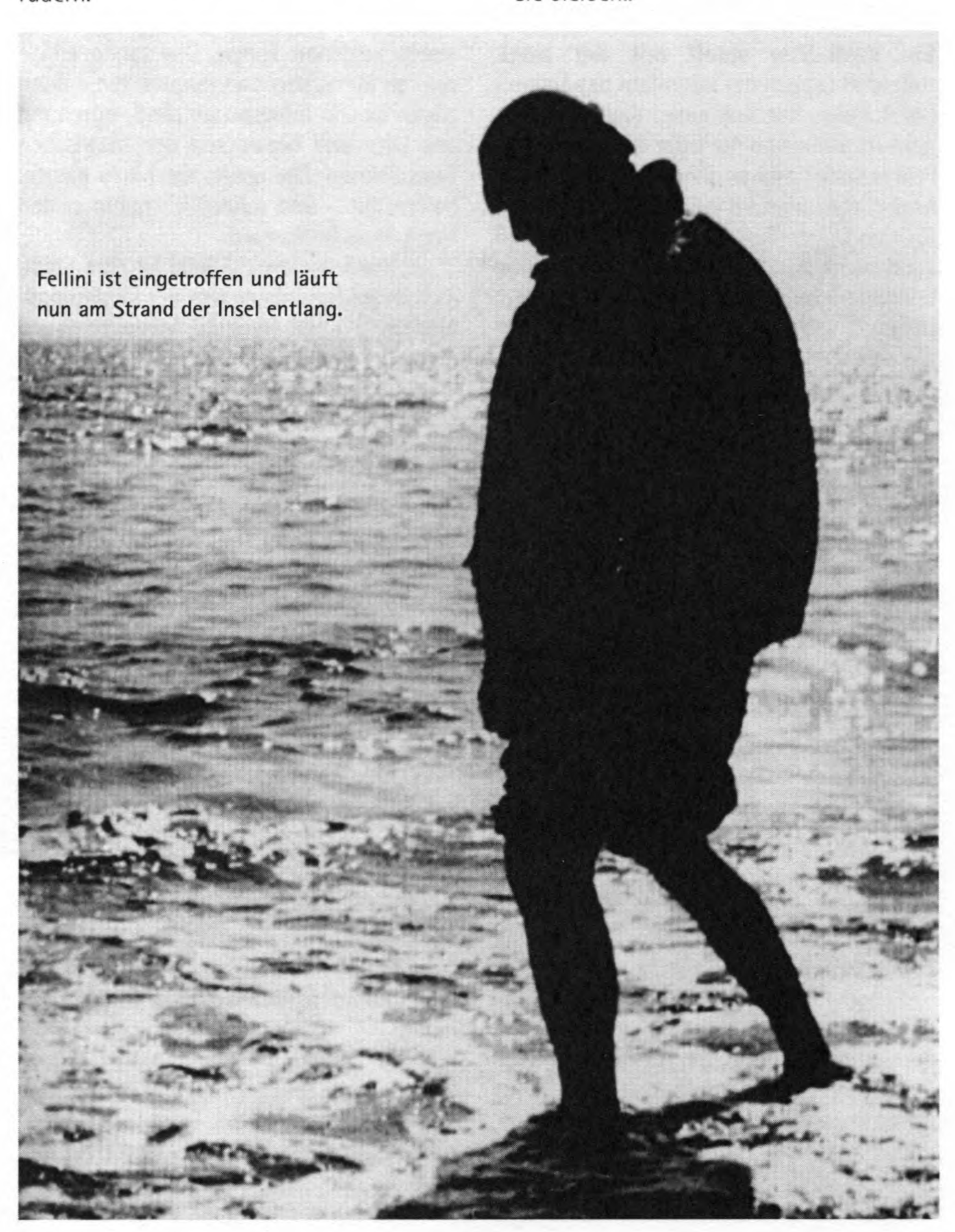
Die Leser wissen längst, wer der Welt-Star ist: der Kosmos eines unglaublichen Raumes – der Gasometer.

Dieser Welt-Star beschämt alle, die mit viel Geld in Bauten eine endlose Langeweile hochzogen, die Banken, Sparkassen, mächtige Firmen. Wir werden ihnen in Zukunft mehr abfordern. Der Welt-Star fordert dazu heraus.

Der Gasometer steht nicht auf der Insel, aber er gehört zur Insel. Er ist ihr Orientierungs-Zeichen – und ihr Wächter. An ihm und an den Licht-Türmen erkennt man, wo die Insel wie ein ganz langes schmales

Schiff im Wasser liegt. Vom Gasometer aus können wir über das Wasser zur Insel rudern.

Im Gasometer werden riesige Bilder erzeugt, die sich im Gedächtnis festhalten – sie bleiben..



Fellini ist eingetroffen und läuft nun am Strand der Insel entlang.

Fotografien

Michael Börth
21 (3), 22 (2), 23 (3), 31
Roland Günter
35, 41, 72, 127, 145, 190 (2), 192 (2), 193, 194, 195, 196, 197 (2), 199, 200 (2), 212
Christiane von Königslöw
9, 14, 30, 34, 64 (2), 65 (2), 71, 78, 85, 94, 97 (2), 105, 124 (2), 125 (2), 161, 178, 182
Joachim von Königslöw
8, 32, 43, 49, 51, 54, 55, 56 oben, 76 (2), 79, 84, 90, 152
Heike Löhmann
172
Martin Oldengott
150
Walfried Pohl
93
Bernhard Schimmelpfennig
165
Thomas Wolf
52, 56 unten, 57 (2), 148
Unbekannt
40, 46, 68, 69, 89, 138, 163, 170, 186, 204, 214

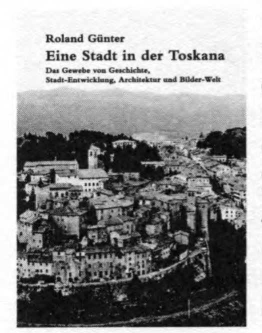
Zeichnungen

Jan Bormann
58/60
Daniel Dratz/Uli Dratz
110/111
Bärbel Diekmann
144 (Skulptur)
Federico Fellini
1
Birgitta Günter
121 oben, 129
Lina, Anna, Bettina Günter
87
Tonino Guerra
36, 67, 207
Wolfgang Meisenheimer
108, 119 oben
Edvard Munch
102
Alessandro Specchi
73 oben
Francesco de Sanctis
73 unten
Benedikt Stahl
112 bis 123 (35 mal)
Adriano Zannino
100, 149, 157, 168

Weitere Veröffentlichungen des Autors



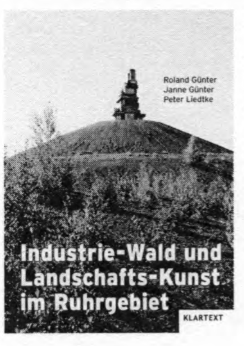
Roland Günter:
Poetische Orte.
(Klartext Verlag)
Essen 1998.



Roland Günter:
Eine Stadt in der Toskana.
Das Gewebe von Geschichte, Stadt-Entwicklung, Architektur und Bilderwelt.
(Klartext Verlag)
Essen 2006.



Janne Günter /
Roland Günter:
Sprechende Straßen in Eisenheim.
Konzept und Texte sämtlicher Tafeln in der ältesten Siedlung (1846/1901) im Ruhrgebiet
(Klartext Verlag)
Essen 1999



Roland Günter/
Janne Günter:
Industrie-Wald und Landschaftskunst im Ruhrgebiet.
(Klartext Verlag)
Essen 2007.



Roland Günter:
Stadtkultur und frühe Hofkultur in der Renaissance.
Zusammenhänge zwischen Politik und Ästhetik
(Klartext Verlag)
Essen 2003.

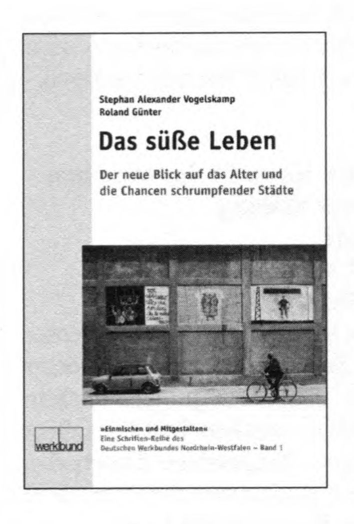


Roland Günter:
Lern-Buch Stadt-Kultur. Für Bewohner und Experten
(Klartext Verlag)
Essen 2008.

Gesamtbibliographie: **www.roland-guenter.de**

Veröffentlichungen des Deutschen Werkbund NW

Der Deutsche Werkbund NW, eine seit 1907 und jetzt über 100 Jahre bestehende interdisziplinäre und konzeptionsorientierte Vereinigung, gibt eine Buch-Reihe mit dem Titel heraus: »Einmischen und mitgestalten«. Sie greift brisante Themen auf.



Stephan Vogelskamp/Roland Günter
Das süße Leben
Der neue Blick auf das Alter und die Chancen schrumpfender Städte
Klartext Verlag Essen 2005. 184 S.,
viele Abb., vor allem von Hilmar Pabel
ISBN 978-3-89861-438-2
Diese Gesellschaft sollte begreifen: Der größte Fortschritt in der Menschheits-Geschichte ist die handfeste Tatsache, daß Menschen heute mit einiger Wahrscheinlichkeit alt werden können. Die jungen Alten sind meist unabhängig, können den Mund aufmachen, haben enorme Lebens-Erfahrungen, engagieren sich of gern – darin sieht der Werkbund NW gesellschaftliches Potenzial und Chancen. Er macht Vorschläge zu Prozessen und Gestaltungen von menschlichen und kulturellen Städten.



Roland Günter
Anklage und Vision
Das »Quadrat« – ein Museum in Bottrop für den Bauhaus-Meister Josef Albers von Bernhard Küppers
Klartext Verlag, Essen 2006. 232 S.,
viele Abb., ISBN 978-3-89861-671-3
Baugeschichtliche Analyse eines Museums von Weltruf von einem Architekten von Weltrang – kongenial zum berühmten Bauhaus-Meister. Im zweiten Teil gibt es einen minutiösen Bericht des dramatischen Zerstörungs-Versuchs aus Respektlosigkeit und unter dem Vorwand einer Priester-Herrschaft des Neuen in der Kunst, unterstützt von Politik und Verwaltung. Ein kulturpolitischer Skandal.



Deutscher Werkbund NW (Hrsg.)

Weltstar Hans-Sachs-Haus. Bedrohtes Demokratie-Denkmal – Aufbruch statt Abbruch

Klartext Verlag, Essen 2006. 224 S.,
viele Abb., ISBN 978-3-89861-670-6

Ein exemplarisches Fallbei(l)spiel einer versuchten unöffentlichen Hinrichtung einer öffentlichen Bau-Ikone, mit einem Labyrinth von Hintergründen. Ein Oberbürgermeister fährt das Projekt mit einem Investorenmodell und Knebelverträgen vor die Wand – und wird anschließend Bauminister. Blinde Denkmalpflege merkt nicht, was betrieben wird. Dem Nachfolge-OB fällt nur Exekution ein: Abreißen. Anschließend wird er Sprecher der Innovation-Kommission seiner Partei. Bürger erarbeiten selbst Stadt-Entwicklung.



Thomas Schleper

Visuelle Spektakel und die Hochzeit des Museums Über Chancen ästhetischer Bildung in der Wissensgesellschaft

Klartext Verlag, Essen 2007. 486 S.,
viele Abb., ISBN 978-3-89861-813-7

Was geschieht mit unseren Museen – in einem immensen Spannungsfeld und einer Zerreißprobe zwischen Wissen und Markt? Vordergründe und Hintergründe. Tatsächliches und Mögliches. Suchen zwischen Traditionspflege und Horizont-Überschreitung. Perspektiven ästhetischer Bildung. Chancen, die eine traditionsreiche öffentliche Einrichtung der Wissensgesellschaft bieten kann.

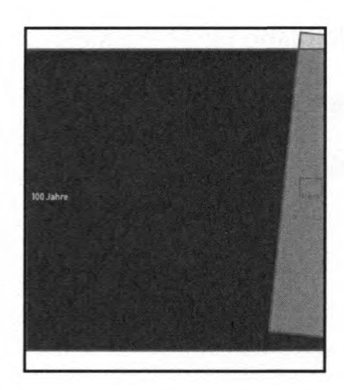


Roland Günter

Heimat + Kultur: Zweimal ist mehr als einmal Die Reise von Oberhausen in die südtürkisch-mittelmeerische Partnerstadt Mersin

Klartext Verlag, Essen 2007. 192 S.,
viele Abb., ISBN 978-3-89861-848-9

Reportage und Vision. Nicht hinter den Wald schauen, sondern beobachten, was sich davor entwickelt: Menschen bringen Kultur, Sprache und Fähigkeiten mit. Arbeiten an zwei Kulturen – nicht als Matsch, sondern intensiviert: Zwei Kulturen sind mehr als eine. Und eine neue Qualität für diese Welt. Chancen aus den Potenzialen der Menschen nutzen – aus ihnen entwickeln. Und: Ein Beispiel, wie Städte mehr aus einer Partnerschaft machen können. Damit Oberhausen Mersin kennen lernt. Und Mersin sich selbst.



Deutscher Werkbund NW (Hrsg.)

100 Jahre Deutscher Werkbund NW
1907 bis 2007

(Katalog der Jubiläums-Ausstellung Köln 2007)
Klartext Verlag, 354 S., viele Abb.,
Essen 2007, ISBN 978-3-89861-823-6

Der Deutsche Werkbund NW präsentiert zu seinem einhundertsten Geburtstag in einer Ausstellung im Lichthof Spanischer Bau des Rathauses der Stadt Köln ein weitreichendes Spektrum von Personen und Themen. Die Ausstellung zeigt Einblicke in die sehr verschiedenartigen Lebenswerke vieler Werkbund-Persönlichkeiten. Sie umfasst historische und aktuelle Werkbund-Projekte, Werke einzelner Persönlichkeiten und Werkbund-Publikationen. Der vorliegende Katalog gibt einen Überblick über die Ausstellung und ergänzt diese um aktuelle Dokumente zur Geschichte und Arbeit des Deutschen Werkbundes.



Roland Günter

Lern-Buch Stadt-Kultur
Für Stadtbewohner und Experten

Klartext Verlag, 220 S.,
Essen 2008, ISBN 978-3-89861-699-7

Die einzigen Kolumnen zu Stadtkultur, Stadtplanung und Architektur in deutschen Zeitungen. Vier Jahre lang. Von Beginn an beabsichtigt und nun zusammen gestellt: zu einem Lernbuch an gelebten Fällen. Knapp und bündig, zugleich spritzig und frech auf den Punkt gebracht. Für Stadtbewohner und Experten. Kritisch und konstruktiv - mit gelungenen Beispielen. Geradezu ein Handbuch für den Aufbruch zur Bürgergesellschaft.

Werkbund-Akademiereihe (herausgegeben von Wolfgang Meisenheimer)



Die Architektur und das Auge.
Akademie 1999
broschiert, Essen 2007
77 S., viele Abb.



Architektur hören / Architektur tasten.
Akademie 2000
broschiert, Essen 2007
76 S., viele Abb.

Alle Publikationen des Deutschen Werkbundes NW können über den Buchhandel oder über den Klartext Verlag (brockes@klartext-verlag.de) bezogen werden.

Wenn Sie die Veröffentlichungen des Deutschen Werkbund NW unterstützen wollen, bestellen Sie bitte über:
Deutscher Werkbund NW
Haus der Architektur Köln
Josef-Haubrich-Hof, 50676 Köln
nw@deutscher-werkbund.de

Innerhalb des größten Investitions-Projektes im Ruhrgebiet, der Umwandlung des Flusses Emscher in der Mitte der Region, kann zwischen Kanal und Emscher eine faszinierende Utopie realisiert werden.

Roland Günter schildert sie literarisch: in fiktiven Diskussionen mit Tonino Guerra – dem Drehbuch-Autor von Fellini und Antonioni – und im fiktiven Zusammentreffen mit vielen daran beteiligten Personen.

Die Darstellungs-Weise der kulturellen Utopie ist eine mutmachende Strategie des Autors, um die kulturelle Dimension in der Stadt-Entwicklung einfallsreich zu verstärken.

Dieses Buch lässt sich auch nutzen, um neue unkonventionelle Ideen zu entdecken, die die herkömmliche Stadtentwicklung erweitern und bereichern können. Mit ihm kann man die Stadt-Kultur – wo auch immer – als Stadt-Entwicklung weiterbringen.

Das Buch ist ein Beitrag zur Kultur-Hauptstadt Ruhr 2010 – als Weiterführung im Sinne der IBA Emscherpark.

»Wenn man den Emscher-Landschaftspark und den Umbau der Emscher ernst nimmt, dann würde sich die Frage stellen: Kann man die ›Insel‹ zwischen Rhein-Herne-Kanal und Emscher für 2010 so thematisieren, daß es ein erster Schritt in die große Zukunft ist: daß die Menschen den Glauben gewinnen, daß diese lange Insel ein Stück Landschaft wird von einer ökologischen und ästhetischen Qualität, wie wir sie bislang nicht hatten.
Das wäre eine Denk-Richtung, die man mit Kunst im öffentlichen Raum auch begreifbar machen sollte.«

Karl Ganser (Schöpfer und Dirigent der IBA) in einem Vortrag zur Kulturhauptstadt beim Regionalverband Ruhr (2007)



978-3-89861-700-0